

Zeitschrift

BIOS

für Biographieforschung, Oral History
und Lebensverlaufsanalysen

2/2020

(33. Jahrgang)

ISSN: 0933-5315

Dennis Möbus

*Holleriths Vermächtnis – ein Beitrag zur Geschichte
von Frauen in der EDV.*

*Topic Modeling als Methode digitaler Sekundäranalyse
lebensgeschichtlicher Interviews*

Miriam Mathias

*Zur Analyse biographischer Geschlechterkonstruktionen
in einem Frauenleben im Übergang zur Moderne.*

Die Tagebücher der Fürstin Louise von Anhalt-Dessau

Rixta Wundrak

*Zum Einbezug des Körperlich-Leiblichen in biographische
Fallrekonstruktionen*

Michael Galbas

„Jetzt trinken wir erst einmal“

Die Rolle des Alkohols bei Oral History-Interviews

Karsten Lehmann

Individuelle Religiosität in der Zwischenkriegszeit.

Zu den Traditionen religiöser Vielfalt in Österreich

Armen Hesse

*Selbstbemächtigung und das Sprechen über den
Missbrauch.*

*Eine Untersuchung an der Schnittstelle zwischen
Literaturwissenschaft, Geschichte und Psychologie*

Sammlungen, Literaturbesprechungen



BIOS

Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen

Herausgeber*innen: Bettina Dausien (Wien), Almut Leh (Hagen) und Alexander v. Plato (Neuenkirchen)

Beirat: Betina Hollstein (Universität Bremen), Albert Lichtblau (Universität Salzburg), Ingrid Miethe (Justus-Liebig-Universität Gießen), Gerhard Riemann (Georg-Simon-Ohm-Hochschule Nürnberg), Simone Scherger (Universität Bremen), Hannes Schweiger (Universität Wien), Andrea Strutz (Universität Graz)

Redaktion: Bettina Dausien, Almut Leh,
Alexander von Plato
Postanschrift: Institut für Geschichte und Biographie
der FernUniversität in Hagen, Universitätsstr. 47, 58097 Hagen
E-Mail: bios@budrich.de

BIOS erscheint halbjährlich mit einem Jahresumfang von ca. 320 Seiten. Abbestellungen müssen drei Monate vor Jahresbeginn erfolgen, anderenfalls verlängert sich das Abonnement um ein weiteres Jahr.

Das digitale Angebot, alle Informationen zum Abonnement sowie zu Einzelausgaben finden Sie auf <https://bios.budrich-journals.de>.

Bestellungen bitte an den Buchhandel oder an:
Verlag Barbara Budrich GmbH, Stauffenbergstr. 7, 51379 Leverkusen-Opladen
Tel.: +49 (0)2171 79491 50, Fax: +49 (0)2171 79491 69
E-Mail: bios@budrich.de – www.budrich.de
ISSN: 0933-5315 – ISSN Online: 2196-243X
Anzeigenpreisliste BIOS-Mediatdaten-2022 vom 01.01.2022
Druck: paper & tinta, Warschau
Printed in Europe

BIOS wird ausgewertet/indiziert in SSOAR.

© Verlag Barbara Budrich GmbH Opladen, Berlin, Toronto

Die Zeitschrift sowie alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlages. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder.

Redaktionelle Hinweise

Für die Einsendung von Manuskripten bittet die Redaktion um Beachtung redaktioneller Hinweise. Sie finden diese auf: <https://bios.budrich-journals.de>.

Bios

Zeitschrift für
Biographieforschung, Oral History
und Lebensverlaufsanalysen

Inhalt Heft 2/2020 (33. Jahrgang)

Dennis Möbus

Holleriths Vermächtnis – ein Beitrag zur Geschichte von Frauen in der EDV.
Topic Modeling als Methode digitaler Sekundäranalyse
lebensgeschichtlicher Interviews.....162

Miriam Mathias

Zur Analyse biographischer Geschlechterkonstruktionen in einem Frauenleben
im Übergang zur Moderne.
Die Tagebücher der Fürstin Louise von Anhalt-Dessau181

Rixta Wundrak

Zum Einbezug des Körperlich-Leiblichen in biographische
Fallrekonstruktionen206

Michael Galbas

„Jetzt trinken wir erst einmal“
Die Rolle des Alkohols bei Oral History-Interviews.....225

Karsten Lehmann

Individuelle Religiosität in der Zwischenkriegszeit.
Zu den Traditionen religiöser Vielfalt in Österreich241

Armen Hesse

Selbstbemächtigung und das Sprechen über den Missbrauch.
Eine Untersuchung an der Schnittstelle zwischen Literaturwissenschaft,
Geschichte und Psychologie.....264

Sammlungen

Linde Apel

Über 30 Jahre Werkstatt der Erinnerung.

Oral History in der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg299

Stefanie Risse

Il Circolo di scrittura autobiografica a distanza

Autobiographischer Brief-Schreibezirkel von Anghiari (Toskana/Italien)305

Literaturbesprechungen

Maria Kontos: Die desintegrativen Folgen des öffentlichen Integrationsdiskurses.

Eine biographieanalytische Untersuchung mit Migrantinnen und Migranten

(*Franziska Heinz*).....309

Li Gerhalter: Tagebücher als Quellen. Forschungsfelder und Sammlungen

seit 1800. L'Homme Schriften (*Arthur Schlegelmilch*).....313

Autorinnen und Autoren dieses Heftes316

Editorial

Im 33. Jahr ihres Erscheinens ist bei BIOS einiges neu. Das erste Heft dieses Jahrgangs erschien bereits mit neuem Umschlag: die Farbe mehr blau als grün, das Layout nicht mehr schlicht zentrierte Zeilen, sondern um eine weiße, aufstrebende Linie herumgruppierte Textblöcke. Doch nicht nur optisch, vor allem strukturell hat sich etwas getan: BIOS hat sich einen wissenschaftlichen Beirat gegeben, dessen Mitglieder die durch BIOS adressierten Disziplinen repräsentieren. Dem ersten für vier Jahre konstituierten Beirat gehören an:

- Betina Hollstein (SOCIUM Forschungszentrum Ungleichheit und Sozialpolitik, Universität Bremen),
- Albert Lichtblau (Fachbereich Geschichte, Paris Lodron Universität Salzburg),
- Ingrid Miethe (Institut für Erziehungswissenschaft, Justus-Liebig-Universität Gießen),
- Gerhard Riemann (ehem. Fakultät für Sozialwissenschaften, Georg-Simon-Ohm-Hochschule Nürnberg),
- Simone Scherger (Forschungszentrum Ungleichheit und Sozialpolitik, Universität Bremen),
- Hannes Schweiger (Institut für Germanistik, Universität Wien) und
- Andrea Strutz (Ludwig Boltzmann Institut für Kriegsfolgenforschung, Universität Graz).

Als profilierte Vertreterinnen und Vertretern der unterschiedlichen fachlichen Felder der Biographie- und Lebenslaufforschung sowie der Oral History bringen die Mitglieder des Beirates ihre fachwissenschaftliche Expertise ein und fördern die Vernetzung in den jeweiligen Fachöffentlichkeiten. Sie unterstützen und beraten den Herausgeber*innenkreis in strategischen sowie inhaltlichen Fragen und gestalten somit das Profil der Zeitschrift aktiv mit.

Mit der Bildung des Beirates wurde der Herausgeber*innenkreis auf maximal vier Mitglieder verkleinert, die zugleich die Redaktion übernehmen. Nach dem Ausscheiden von Johannes Huinink sind Bettina Dausien, Almut Leh und Alexander von Plato Herausgeber*innen und bilden gleichzeitig die Redaktion. Für seinen fachlichen Input und die freundschaftlich-kollegiale Zusammenarbeit möchten wir uns an dieser Stelle ganz herzlich bei Johannes Huinink bedanken, der fast 20 Jahre als Herausgeber und Redaktionsmitglied BIOS mitgeprägt hat. Die Zusammenarbeit mit ihm war immer eine Freude. Unser Dank gilt auch Albrecht Lehmann, der im Kreis der Gründungsherausgeber*innen die Volkskunde vertreten hat, sowie Lutz Niethammer für seine Anregungen, Initiativen und die freundschaftliche Begleitung unserer Zeitschrift.

Als Herausgeber*innen danken wir den Mitgliedern des Beirates für ihre Bereitschaft zur Mitarbeit und freuen uns auf die Zusammenarbeit.

Bettina Dausien, Almut Leh und Alexander von Plato

Holleriths Vermächtnis – ein Beitrag zur Geschichte von Frauen in der EDV

Topic Modeling als Methode digitaler Sekundäranalyse lebensgeschichtlicher Interviews

Dennis Möbus

Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet (LUSIR) war das erste große Oral-History-Projekt in Deutschland. 1980 von Lutz Niethammer initiiert, entstand eine Sammlung von etwa 350 biographischen Interviews, die von einer Gruppe von Forscher*innen ausgewertet wurden (Niethammer 1983a; Niethammer 1983b; Niethammer/von Plato 1985). Heute sind die Interviews im Archiv „Deutsches Gedächtnis“ des Instituts für Geschichte und Biographie der FernUniversität in Hagen verfügbar und werden derzeit für ein Onlinearchiv digital aufbereitet.

Kern der Interviewsammlung sind die Lebensgeschichten von Arbeiter*innen und Angestellten, die zwischen 1930 und 1980 im hochindustrialisierten Ruhrgebiet gelebt haben. War das Erkenntnisinteresse ursprünglich die Erfahrung bzw. Verarbeitung von Faschismus und Weltkrieg, zeichnen die umfangreichen Stegreiferzählungen weit darüber hinaus ein Bild der Lebenswelten im westdeutschen Industrierevier der Nachkriegszeit. Es kommen nicht nur Berg- und Stahlarbeiter zu Wort, auch Frauen in Verwaltungsberufen, leitende Angestellte und Gewerkschaftsfunktionäre sind in der LUSIR-Sammlung vertreten. Durch den biographischen Ansatz der Oral History bietet jede Lebenserzählung eine ganz eigene Innensicht auf Jahrzehnte sozialen Wandels zwischen Weimarer Republik, Nationalsozialismus und Bundesrepublik. So finden sich neben den für die Primärforschung ursprünglich zentralen „Faschismuserfahrungen“ auch Wahrnehmungen des sogenannten „Wirtschaftswunders“ und des „Zeichensterbens“, was Einblicke in tiefgreifende und zunächst widersprüchlich erscheinende Modernisierungs- und Deindustrialisierungsprozesse gewährt. Diese Einblicke konnten durch eine computergestützte Sekundäranalyse der LUSIR-Interviews teils gewonnen, teils vertieft werden – immer der Philosophie der Oral History folgend, nicht nur historische Fragen zu beantworten, sondern auch zur Formulierung neuer Fragen beizutragen. Mit Hilfe von Topic Modeling, einem Text-Mining-Verfahren zur Erschließung großer unstrukturierter Datenbestände, konnten in den digitalisierten Transkripten Erzählungen über Automatisierungs- und Computerisierungsprozesse aufgefunden werden. Von Lochkarten- oder Hollerithmaschinen ist da die Rede oder auch von frühen Computern und der CNC-Technologie.

In diesem Aufsatz sollen zwei Perspektiven auf die Digitalisierung eingenommen werden: Auf inhaltlicher Ebene wird die Wahrnehmung früher Digitalisierungsprozesse von vor allem weiblichen Industriearbeiter*innen und -angestellten in den Blick

genommen. Auf methodologischer Ebene soll beispielhaft geprüft werden, wie die digitale Repräsentation von Oral-History-Interviews und deren computergestützte Analyse zur Geschichtsschreibung sozialen Wandels in Westdeutschland beitragen können. Der Beitrag versteht sich als explorative Studie, die das Potential eines solchen methodischen Ansatzes ausloten will.

Oral History digital

Das Archiv „Deutsches Gedächtnis“ umfasst gut 3.000 Interviews aus über einhundert Forschungsprojekten, darunter die rund 350 Interviews aus dem LUSIR-Projekt. Um diese wertvollen Lebensgeschichten und wichtigen historischen Quellen langfristig zu erhalten und komfortabel zugänglich zu machen, arbeitet das Archiv mit Forschungsinstituten aus der Informatik zusammen.

In einem gerade abgeschlossenen Projekt konnten in Zusammenarbeit mit dem *Fraunhofer-Institut für intelligente Analyse- und Informationssysteme (IAIS)* entscheidende Fortschritte in der automatischen Spracherkennung (ASR) von Interviews gemacht werden, was wegen der mangelhaften Aufnahmequalität und spontaner, dialektaler oder undeutlicher Aussprache eine große Herausforderung war (Leh et al. 2018).¹ Die Audiomining-Plattform des Fraunhofer-Instituts kann von Mitarbeiter*innen und Nutzer*innen des Archivs „Deutsches Gedächtnis“ genutzt werden, um Transkripte der Interviews automatisiert zu erstellen. Darüber hinaus erlaubt das Audiomining über das Time Alignment Volltextsuchen auf kompletten Sammlungen mit direktem Zugang zum Audiosignal und ermöglicht die Auswertung einer großen Zahl von Datensätzen.

Im jüngsten Projekt, „Oral-History.Digital“, das vom *Center für Digitale Systeme (CeDiS)* an der Universitätsbibliothek der Freien Universität Berlin geleitet wird, entsteht eine webbasierte Informationsinfrastruktur für audiovisuelle lebensgeschichtliche Interviews. Diese Umgebung wird die Onlinerecherche in Oral-History-Sammlungen verschiedener Archive sowie das Indexieren und Annotieren der Interviews ermöglichen.² Eine Weiterentwicklung, die auf diesen beiden Säulen aufsetzt, wäre eine computergestützte inhaltliche Analyse der digitalisierten, aber unstrukturierten Daten, um diese systematisch zu erschließen und eine bessere Durchsuchbarkeit zu gewährleisten.

Vom Zählen zum Schätzen: Minenarbeit in historischen Dokumenten

Als Beispiel einer solchen Analyse sollen hier die Ergebnisse einer Auswertung der LUSIR-Interviews mit Hilfe von basalen Text-Mining-Algorithmen und des Topic Modeling präsentiert werden. In der Audiomining-Plattform des Fraunhofer-Instituts ist bereits eine Keyword-Extraktion implementiert, die besonders häufige Wörter auflistet und einen ersten Eindruck der reichhaltigen Inhalte lebensgeschichtlicher Interviews vermittelt. Um diese Stichwortliste zu verfeinern, wurde ein einfacher Auszählalgorithmus in der Programmiersprache Python geschrieben. Mit Hilfe einer selbst ge-

1 Das Projekt „KA³ - Kölner Zentrum Analyse und Archivierung von AV-Daten“ unter Leitung von Nikolaus Himmelmann wurde von 2015 bis 2020 durchgeführt und vom BMBF gefördert: <https://www.forschungsdaten.info/fdm-im-deutschsprachigen-raum/nordrhein-westfalen/disziplinspezifische-angebote/ka3/> (18.11.2021).

2 Das Projekt wird von der DFG gefördert. Näheres unter: <https://www.oral-history.digital/> (25.11.2021).

pflegten Stoppwortliste, die neben Artikeln und Pronomen auch extrem häufige Begriffe enthält, konnten die Ergebnisse gefiltert und nochmals deutlich verbessert werden. Dazu wurden beim automatischen Durchzählen der als unformatierte Textdateien vorliegenden Transkripte die in dieser Stoppwortliste enthaltenen Wörter ignoriert und die übrigen, vermeintlich sinntragenden Begriffe der Häufigkeit nach aufgelistet. Es ist wenig verwunderlich, dass sich die häufigsten Keywords um Kriegserfahrungen und die industrielle Arbeitswelt drehen: „Zeit“, „Jahre“, „Krieg“, „Arbeit“ und „Kinder“. Auch der Blick auf weniger häufige Begriffe hält keine Überraschungen bereit, doch immerhin geben sie die hauptsächlichen Inhalte der Sammlung recht gut wieder: „Krupp“, „Gewerkschaft“, „Betriebsrat“, „Zeche“ oder „SPD“ tauchen unter den 100 häufigsten Begriffen auf. Ein Hinweis darauf, dass die automatisierte Generierung und Gewichtung von Keywords für die Erschließung unbekannter Sammlungen ein durchaus taugliches Instrument darstellen.

Eine simple, aber hilfreiche Methode, um den Inhalt unstrukturierter Texte zu umreißen, sind n -Gramme. Über Webservices (z.B. Voyant Tools), freie Software (z.B. KNIME) oder mit wenigen Zeilen Code kann man Wortpaare (Bigramme) oder -tripel (Trigramme) eines Textes nach Häufigkeit – bereinigt von Stoppwörtern– ausgeben.³ Unter diesen Bi- und Trigrammen erscheinen Namen von Managern, Industriellen oder Institutionen mit Bezug zum Ruhrgebiet, unter letzteren beispielsweise das Unternehmen „Bochumer Verein“ oder die Gewerkschaft „IG Metall“. Neben diesen *Named Entities* finden sich etwas weiter hinten in den Top-100 auch historisch signifikante Aussagen wie „Krieg verloren“ (36 Erwähnungen). Betrachtet man die Trigramme, erregt die Phrase „deutschen Sieg geglaubt“ (19 Erwähnungen) Aufmerksamkeit.

In einem nächsten Schritt wurde nach Geschlechtern differenziert. Es zeigt sich, dass Frauen – entgegen der Darstellungen der Nachkriegsjahre im LUSIR-Projekt selbst (vgl. Schmidt 1983b: 191) – durchaus über Politik und Arbeit sprechen. Entsprechende Keywords und Phrasen sind jedoch weniger häufig als bei Männern, dafür verweisen Begriffe wie „Kinder/Kind“, „zuhause“, „Tochter“, „Sohn“ und „geboren“ auf die Dominanz häuslich-familiärer Themen (vgl. Schmidt ebd.: 200).

Um einen klareren Eindruck von den Narrativen zu gewinnen, ist die Anwendung anspruchsvollerer Text-Mining-Verfahren erforderlich. Als Methode, die auch auf verhältnismäßig kleinen Datensätzen arbeitet, ist das Topic Modeling eine gute Wahl.⁴ Topic Modeling ist ein probabilistisches Verfahren zur automatisierten Inhaltsanalyse, das auf bayesscher Statistik aufsetzt und aus einem Textabschnitt inhaltsdefinierende Keywords extrahiert. Datengrundlage ist ein Korpus von Dokumenten, das in einem *Preprocessing* digital aufbereitet wird. In unserem Fall wurden etwa 150 digital vorliegenden Interviewtranskripte in kleinere Abschnitte unterteilt, um einen differenzierten Überblick zu erhalten, der auch marginale Themen einfängt. Für eine Evaluation verschiedener Modelle wurden die Transkripte in Abschnitte zu 500 und zu 1.000 Wörtern zerlegt, die Gesamtmenge aller Einzelabschnitte aller Interviews stellt das Korpus – also das Sample an Dokumenten – dar, welches das Programm verarbeitet. Als nächster Schritt wurde ein *Dictionary* erstellt, in dem jedes Wort, das mindestens einmal im

3 Tutorials zum Schreiben basaler Text-Mining-Routinen finden sich im Web massenhaft, etwa hier speziell für Historiker: <https://programminghistorian.org/en/lessons/counting-frequencies> (20.8.2021).

4 Gute Einführungen in das Topic Modeling bieten das entsprechende Kapitel in Graham et. al 2016, das Online-Tutorial auf <https://programminghistorian.org/en/lessons/topic-modeling-and-mallet> (20.8.2021) und der Aufsatz von Fechner/Weiß 2017.

(5506, 'zeit'),	(243, ('fünfziger', 'jahre')),	(70, ('mark', 'im', 'monat')),
(4373, 'jahre'),	(241, ('bochumer', 'verein')),	(58, ('nsdap', 'dnvp', 'frauenverbände')),
(4006, 'krieg'),	(223, ('halbes', 'jahr')),	(45, ('kraft', 'durch', 'freude')),
(3928, 'arbeit'),	(197, ('50er', 'jahren')),	(41, ('laufe', 'der', 'zeit')),
(3321, 'kinder'),	(165, ('herr', 'dewald')),	(39, ('zeit', 'des', 'nationalsozialismus')),
(3283, 'hause'),	(151, ('herr', 'wolf')),	(37, ('art', 'und', 'weise')),
(3024, 'frauen'),	(151, ('herr', 'stasch')),	(35, ('morgens', 'bis', 'abends')),
(3001, 'herr'),	(146, ('50er', 'jahre')),	(34, ('männer', 'und', 'frauen')),
(2891, 'schule'),	(133, ('kurze', 'zeit')),	(31, ('herr', 'dr', 'hartmann')),
(2854, 'früher'),	(129, ('herr', 'muhs')),	(30, ('abends', 'nach', 'hause')),
(2659, 'eltern'),	(119, ('jahre', 'älter')),	(28, ('laufe', 'der', 'jahre')),
(2600, 'essen'),	(119, ('herr', 'spielhoff')),	(26, ('arbeit', 'und', 'brot')),
(2427, 'sag'),	(111, ('heil', 'hitler')),	(23, ('quietschen', 'im', 'hintergrund')),
(2307, 'jahren'),	(109, ('firma', 'krupp')),	(23, ('gründung', 'der', 'bundesrepublik')),
(2305, 'familie'),	(107, ('herr', 'sprockhoff')),	(22, ('muß', 'ich', 'ehrlich')),
(2146, 'wohnung'),	(107, ('herr', 'küpfer')),	(20, ('grund', 'und', 'boden')),
(2101, 'wissen'),	(103, ('fünfziger', 'jahren')),	(20, ('gang', 'und', 'gäbe')),
(1988, 'jahr'),	(93, ('ig', 'metall')),	(20, ('essen', 'und', 'trinken')),
(1934, 'erzählt'),	(92, ('schöne', 'zeit')),	(20, ('brach', 'der', 'krieg')),
(1912, 'haus')	(91, ('herr', 'seeling'))	(19, ('uhr', 'zu', 'hause'))

Abb. 1: Top-20 Keywords, Bi- und Trigramme absteigend sortiert nach absolutem Vorkommen im Text (Quelle: eigene Darstellung).

Gesamtsample vorkommt, eine ID in Form eines zweidimensionalen Vektors erhält – visuell betrachtet wird das Wort sozusagen als Punkt in einem Koordinatenfeld verortet.

Topic Modeling beruht auf der Annahme, dass jedes Thema durch bestimmte wiederkehrende charakteristische Begriffe geprägt wird. Dabei kann für die Berechnung der Topics die Reihenfolge der Wörter in einem Textabschnitt vernachlässigt werden, um den Inhalt zu erschließen – man spricht vom *Bag-of-words*-Modell. Entscheidend ist die Anzahl ebensolcher definierender Begriffe, die gemeinsam in einem Textabschnitt vorkommen. Daher wird für jeden Interviewabschnitt ein *Bag-of-words* erstellt und die enthaltenen Wörter nach ihrer Häufigkeit sortiert.⁵ Die Berechnung der Verbindung zwischen gemeinsam häufig vorkommenden Wörtern und deren Nähe oder Distanz zu Worthäufigkeiten in anderen Textabschnitten erfolgt anschließend auf Grundlage der *Latent Dirichlet Allocation* (LDA), einer probabilistischen Funktion. Für diese Untersuchung wurde das Python-Modul *Gensim* verwendet.⁶ In diesem Verfahren wird in mehreren Durchläufen die Wahrscheinlichkeit inhaltlicher Zusammenhänge durch wiederkehrende Worthäufungen berechnet. Dabei werden die letzten Schätzungen immer wieder mit neuen Schätzungen ins Verhältnis gesetzt, um das Modell nach und nach zu verbessern – ein Vorgehen, das stark an den hermeneutischen Zirkel erinnert.

Als Richtlinie für die inhaltliche Ausdifferenzierung der Ergebnisse kann als weiterer Parameter neben der Größe der Textabschnitte die gewünschte Anzahl der Topics vorgegeben werden. Die optimale Anzahl hängt von Umfang und Diversität des Korpus ab. Nach der erfolgreichen Berechnung eines Modells wird ein einzelnes Topic durch die Wörter repräsentiert, die als am Wahrscheinlichsten für die damit verknüpften Textabschnitte gelten. Ein Topic ist somit eine Abbildung eines Themas oder Diskurses, jedoch keine vollständige Entsprechung.⁷ Im hier geschilderten Versuch wurden Modelle mit zehn, zwanzig und fünfzig Topics berechnet und verglichen (Fechner/Weiß 2017; Blei 2012). Bei der Evaluation der Ergebnisse mit Hilfe des Visualisierungstools *pyLDavis* zeigte sich insbesondere beim Modell mit 50 Topics und Textabschnitten zu je 1.000 Wörtern eine interessante Spur (vgl. Abb. 2).

Das Tool *pyLDavis* stellt Topics als Kreise in einem Koordinatenfeld dar. Der Umfang des Kreises entspricht dem Vorkommen der in diesem Topic gesammelten und als zusammengehörig befundenen Wörter. Je besser die Kreise voneinander getrennt sind, desto besser – weil trennschärfer – sollten die Topics modelliert sein. In Abbildung 2 sieht man die in unserem Korpus gefundenen Topics und deren Verknüpfungen. Die Reihenfolge der *Most Salient Terms* auf der rechten Seite der Abbildung gibt die nach dem LDA-Verfahren herausgefilterten häufigsten und aussagekräftigsten Keywords des Korpus wieder.

5 Vgl. <https://programminghistorian.org/en/lessons/topic-modeling-and-mallet> (13.8.2021).

6 <https://radimrehurek.com/gensim/> (20.8.2021).

7 Vgl. dazu die Diskussionen: <https://tedunderwood.com/2012/04/07/topic-modeling-made-just-simple-enough/>; <https://fortext.net/routinen/methoden/topic-modeling> (13.8.2021).

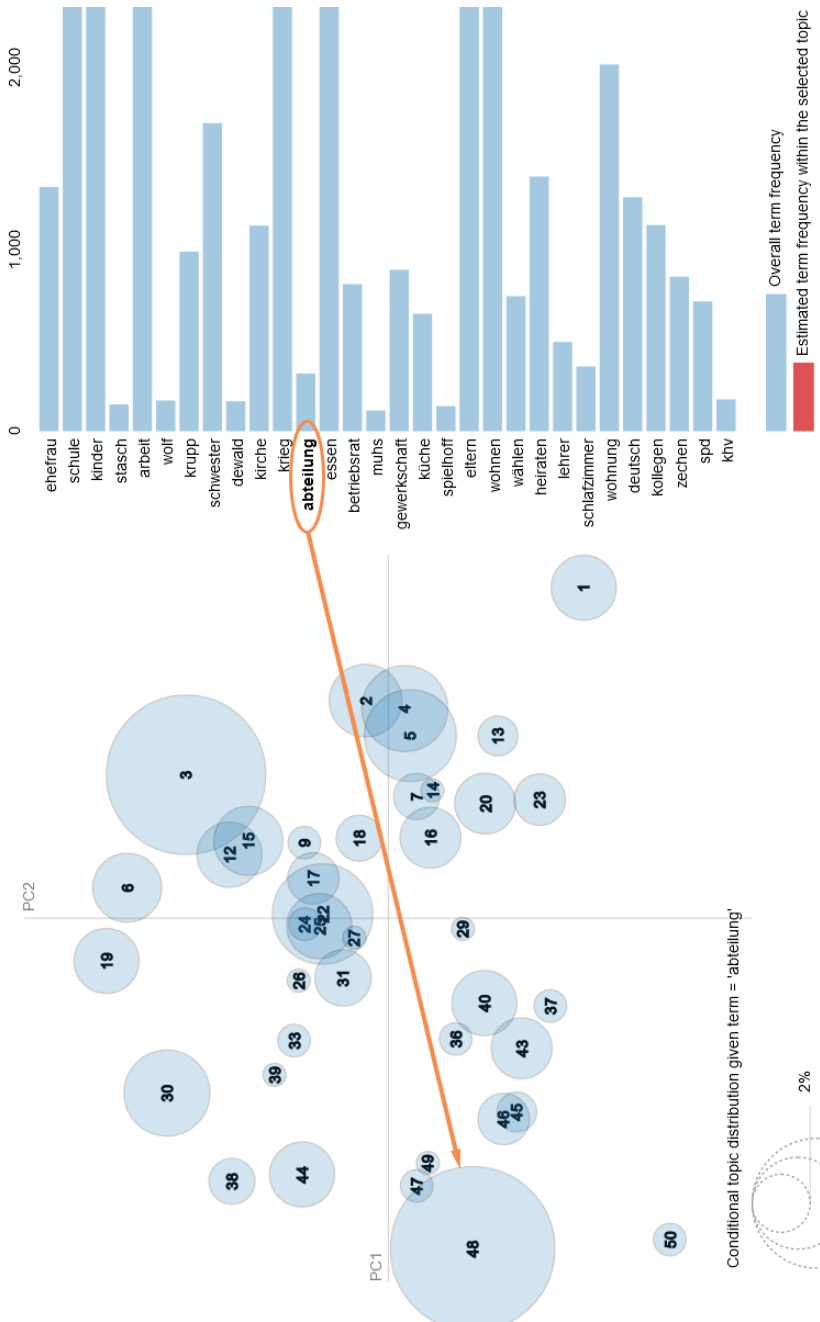


Abb. 2: Übersicht aller 50 Topics als Kreise und der Top-30-Keywods für das Korpus. Das hervorgehobene Topic 48 ist mit dem Keyword „Abteilung“ verknüpft (Quelle: eigene Darstellung).

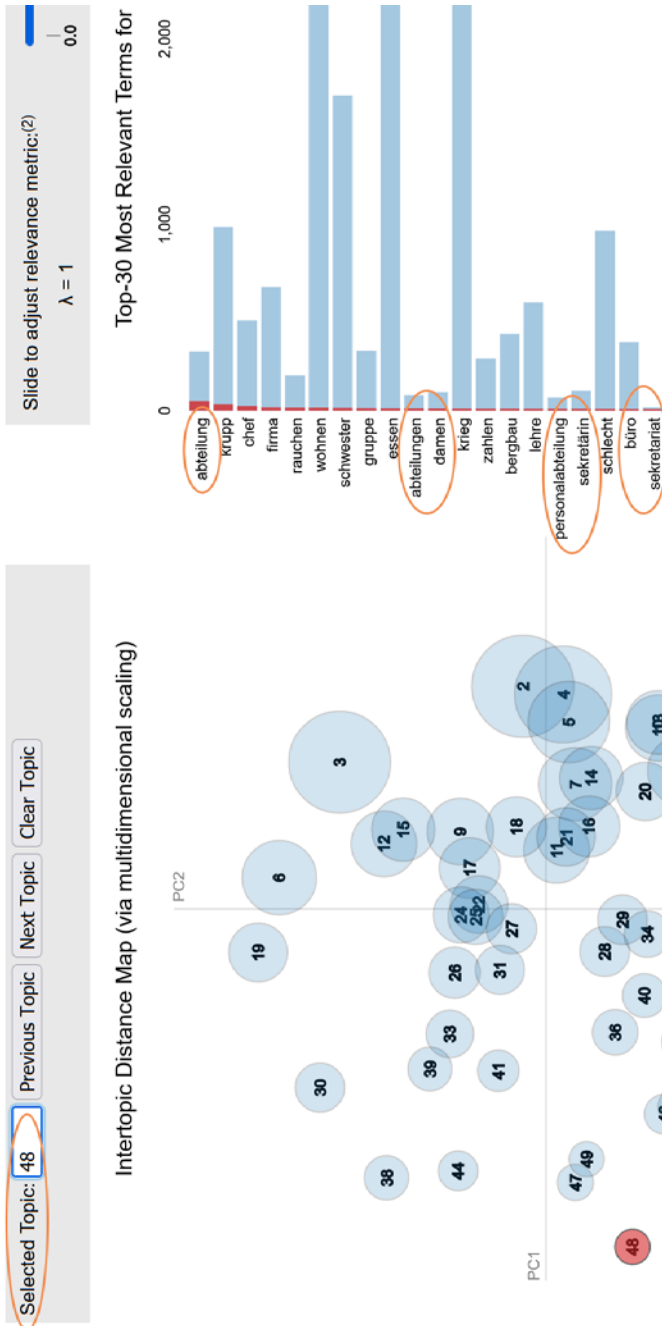


Abb. 3: Auswahl des Topics 48 auf der linken Seite und die laut Topic Modeling aussagekräftigsten Keywords für Topic 48 auf der rechten Seite (Quelle: eigene Darstellung).

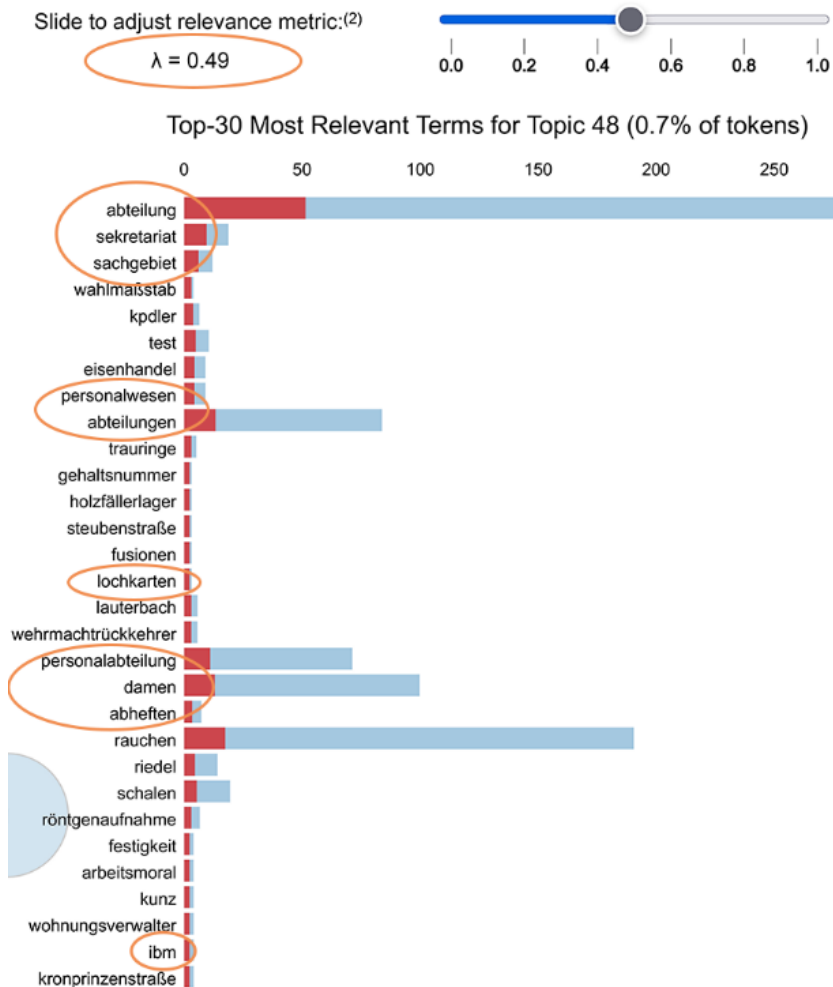


Abb. 4: Reduktion der relevance metric über den Lambda-Regler im Topic 48 (Quelle: eigene Darstellung).

Schaut man sich die Ergebnisse näher an, stellt man fest, dass die für Oral-History-Interviews typischen Stegreiferzählungen das Topic Modeling an seine Grenzen bringen. Durch schnelle Themenwechsel, Abschweifungen und dialektale Sprache finden sich in vielen Topics dieselben Begriffe in geringerer oder häufigerer Anzahl (ubiquitär sind etwa „Krieg“ oder die Stadt „Essen“, vgl. Abb. 2). Trotz dieses stetigen „Rauschens“ lassen sich in den unterschiedlichen Topics thematische Zuspitzungen erkennen. Folgt man beispielsweise dem Begriff „Abteilung“, der in der Übersicht der häufigsten Keywords zwischen „Krieg“ und „Essen“ liegt, gelangt man zu Topic 48, visualisiert als einer der blauen Kreise im Koordinatenfeld der grafischen Darstellung. Die

Zusammensetzung des Topics verweist auf den diffusen Charakter der lebensgeschichtlichen Interviews, gibt aber deutliche Hinweise auf die Darstellung innerbetrieblicher Erfahrungen (vgl. Abb. 3).

Es fällt auf, dass hier keine schwerindustriespezifischen Themen angerissen werden, sondern anhand der Begriffe „Personalabteilung“, „Büro“ und „Sekretariat“ die Verwaltungsarbeit in den Fokus rückt. Auffällig ist der explizite Verweis auf die „Damen“ und die „Sekretärin“, weshalb sich die Frage nach Geschlechterverhältnissen in der Ruhr-Industrie aufdrängt. Doch folgt man der begrifflichen Verästelung des Topics in die Tiefe, rückt ein weiterer Aspekt ins Blickfeld. Dazu wird die *relevance metric* in der interaktiven visuellen Darstellung heruntergeregt. Das bedeutet, dass ein Algorithmus auch die global weniger häufigen, aber mit dem Topic exklusiver verknüpften Begriffe in die Übersicht einbezieht. Der Ausschlag des Balkendiagramms gibt dabei das Verhältnis von Gesamtworthäufigkeit und Vorkommen des einzelnen Begriffs wieder (Sievert/Shirley 2014: 66 f.).

Hier liegt die besondere Qualität des Topic Modeling – insbesondere in Kombination mit einem Explorations-Tool wie *pyLDAvis*. So wird es möglich, systematisch nach statistischen Ausreißern zu suchen: Die Begriffe „Locharten“ und „IBM“ kommen im gesamten Sample verschwindend selten vor, sind aber für Topic 48 von Bedeutung. Der rote Balken, der das Vorkommen dieser seltenen Begriffe innerhalb des Topics misst, ist beinahe deckungsgleich mit dem blauen Balken, also dem Vorkommen des Begriffs im Verhältnis zum Gesamtsample. Das bedeutet, insgesamt ist der Begriff wenig repräsentativ für das Große und Ganze, für das Topic 48 ist er jedoch besonders charakteristisch, weil er fast ausschließlich in diesem und in keinen anderen Topics vertreten ist. Die semantische Evaluation bestätigt die Berechnungen: Zwischen den in Abbildung 3 eingekreisten Begriffen besteht ein direkter inhaltlicher Zusammenhang. Folgt man den Oberbegriffen mit Hilfe des Tools *pyLDAvis* in die Tiefen der Topics, gelangt man also vom Allgemeinen zum Besonderen. Dem induktiven Vorgehen der qualitativen Forschung wird damit ein algorithmengestützter Zugang an die Hand gegeben, um große unstrukturierte Quellensammlungen systematisch zu explorieren.

Im vorliegenden *Use Case* werden auf diese Weise frühe Automatisierungsprozesse in der Verwaltung sichtbar. Zunächst erscheint der Begriff „Lochkarten“, kurz darauf das Unternehmen „IBM“. Das sind Themen, mit denen man in einer Sammlung zu Kriegserfahrungen und Industriearbeit nicht unbedingt rechnet und die leicht übersehen werden können.

Tatsächlich ist die Erforschung zunehmender Automatisierung und Digitalisierung von Verwaltungsapparaten – insbesondere die weibliche Perspektive, die die Begriffe „Damen“ und „Sekretärinnen“ im Topic 48 verheißen – ein Desiderat der zeitgeschichtlichen Forschung. So spielen auch in den Aufsätzen von Margot Schmidt, die einen Großteil der weiblichen Angestellten im LUSIR-Projekt interviewt hat, die Beschäftigungsfelder, nicht jedoch die spezifischen Aufgaben im Arbeitsalltag der Frauen eine Rolle. In ihren damaligen Untersuchungen zur Stellung der Frau in den Ruhrgebietsindustrien zwischen 1930 und 1980 gerieten die Modernisierungsprozesse der Unternehmensverwaltungen zur Marginalie (vgl. Schmidt 1983a: 159) oder sogar ganz aus dem Blick (vgl. Schmidt 1983b).

Vom *distant reading* zum *close reading* I: Zukunftsängste

Mit Hilfe des Topic Modeling konnten in nur wenigen Schritten historisch bedeutsame Informationen ausfindig gemacht werden, die unter der Oberfläche der LUSIR-Sammlung schlummerten. Im nächsten Schritt wurden die mit den Suchergebnissen verknüpften Passagen der Interviewtranskripte einer klassischen, analogen, hermeneutischen Lektüre, einem *close reading*, unterzogen. Ein interaktiver Rückschluss per Mausclick von *pyLDAvis* in die verknüpfte Interviewpassage ist nicht möglich. Aber über die Dokument-Topic-Zuordnungen in *Gensim*, womit die Berechnung des Topic Modeling durchgeführt wurde, können die mit Topic 48 assoziierten Textabschnitte oder die gesamten Interviews, aus denen die Abschnitte stammen, ausgegeben werden.

Die Themen Digitalisierung und Automatisierung von Verwaltungsprozessen kommen sowohl bei Männern als auch bei Frauen des untersuchten Samples vor. Das ermöglicht die Gegenüberstellung der Erfahrung und Bewertung von Modernisierungsprozessen nach Geschlechtern. Der 1931 geborene Klaus Gerber (Pseudonym), Sohn eines Kranführers und ausgebildeter Chemotechniker, berichtet zunächst von den öffentlichen Gehaltsverhandlungen der 1960er Jahre, als das Gespräch auf Veränderungen in der Arbeitswelt einschwenkt. Auf Nachfrage ergänzt er, dass heutzutage – also in den 1980er Jahren, zur Zeit des Interviews – Arbeitsplatzsicherung Priorität habe:

K.G.: Ja, sicherlich ist die Arbeitsplatzsicherung heute an erster Stelle gerückt und vor allen Dingen die Besitzstandsicherung im Hinblick auch auf die erreichte Lohngruppe. Denn zurzeit, ich sehe das bei uns in der Widia so, wird sehr stark der Einsatz von nummerisch gesteuerten Werkzeugmaschinen betrieben.

I(interviewer): Nummerisch?

K.G.: Nummerisch gesteuerte. NC oder heute gibt es ja schon die Computer, die CNC-Maschinen auch schon. Und da besteht für viele Kollegen, die vorher hochwertige Facharbeiten gemacht haben, wo die herkömmlichen Dreh-, Fräsbänke und so weiter, entfallen, die Angst, dass sie aufgrund der Maschine, die einmal erworbene Lohngruppe verlieren könnten. Weil eben die Ansprüche der Automaten, wenn ich das mal in Führungsstriche setzen soll, an die Fachkenntnisse nach Auffassung der Arbeitgeber nicht mehr so hoch sind. Das ist zurzeit die Angst der Kollegen, die also davon betroffen sind in den Betrieben bei dieser Umstellung. Hat erst jetzt begonnen. Die wird sich in den nächsten Jahren noch verstärkt fortsetzen. Und eines Tages wird das Problem beherrschend sein

(Interview mit Klaus Gerber (Pseudonym), geboren 1931, Interviewer: Ulrich Herbert, Datum: 23.2.1982. Archiv „Deutsches Gedächtnis“ im Institut für Geschichte und Biographie, FernUniversität in Hagen, Bestand LUSIR).

Als Chemotechniker bei der Widia, einem Subunternehmen der Krupp-Gruppe, hatte Gerber durch diese Verfahren selbst nichts zu befürchten, als Gewerkschaftsmitglied verfügte er allerdings über die nötige Sensibilität für die Ängste seiner Kollegen vor der Computerisierung. Dabei wurde der zunächst scheinbar offensichtliche Verlust von Arbeitsplätzen durch den Einsatz von NC/CNC- oder CAD-Technologien bereits in den 1980er Jahren differenziert diskutiert und in den letzten Jahren deutlich relativiert. Es

wurden beispielsweise weniger ausgebildete Dreher benötigt, während der Bedarf an speziell ausgebildeten Fachkräften für die computergesteuerten Maschinen rapide anstieg. Das führte wegen unzutreffender Prognosen und Fehlentscheidungen im Ruhrgebiet sogar kurzzeitig zu einem Fachkräftemangel, dem durch Arbeitsmigration begegnet werden musste (Raphael 2019: 58 ff.).⁸ Gerber macht nicht deutlich, ob er sich um die Perspektiven qualifizierter Arbeiter sorgt oder ob er in der Computerisierung ein gesellschaftsübergreifendes „beherrschendes Problem“ sieht. Zumindest war die Bedrohung der klassischen Arbeitsplätze durch Computer seit der Entstehung der Großrechner, der sogenannten *Mainframes*, in den 1950er Jahren ein gängiges Narrativ in der deutschen Öffentlichkeit (Bösch 2018: 21; Schlombs 2019: 222 f.).⁹

Auch wenn aktuelle Studien zeigen, dass Automatisierung und Digitalisierung nicht grundsätzlich zu Arbeitsplatzabbau oder gar Entlassungen führen, prognostiziert der 1915 geborene Walter Paulsen (Pseudonym), Sohn eines Facharbeiters, selbst ausgebildeter Rechtsanwaltsgehilfe und Personaler bei Krupp, im Interview 1981 schwere Zeiten für Angestellte in der Unternehmensverwaltung. Obwohl er zum Zeitpunkt des Interviews schon wesentlich älter war als Gerber, zeigt sich Paulsen eher fasziniert von der Entstehung einer digitalisierten Verwaltung. Dazu bedient er sich eines weiteren Stereotyps: dem Vergleich von menschlicher und maschineller Intelligenz (vgl. Schlombs 2019: 222 f.).

W.P.: Wer weiß, ob in meinem Beruf, ob man heute, wenn man das Verwaltungsfach einschlägt so Personal, ja, ob man das sein ganzes Leben durch machen kann.

I.: Hat sich ja auch der Verwaltungsberuf hat sich ja völlig verändert.

W.P.: Ja sicher.

I.: Das ist ja alles EDV jetzt. [...] Das sind ja wirklich ganze, ganze Abteilungen sind da ja stillgelegt worden.

W.P.: Klar sicher. Einer muss noch das weiterführen, das ist klar, ne. Und, äh, sicher, man kann natürlich den Computer, ich weiß es nicht, ob das noch kommt, dass der Computer nun fragt, äh, bei Einstellungsgesprächen und so weiter, ob das möglich ist, das weiß ich nicht. Vielleicht kommt das auch noch ja?

(Interview mit Walter Paulsen (Pseudonym), geboren 1915, Interviewer: Ulrich Herbert, Datum: 4.7.1981. Archiv „Deutsches Gedächtnis“ im Institut für Geschichte und Biographie, FernUniversität in Hagen, Bestand LUSIR).

Paulsen ordnet die EDV kurz darauf selbst technikgeschichtlich ein:

W.P.: Ja. Man brauchte dann nicht mehr diese manuelle Gehaltsabrechnung machen, ne, das wurde alles eingegeben in die EDV dann, ne. [...] Damals nannte sich das Hollerith, ja? Hollerithabteilung, ja. Die wurde denn ausgebaut, ja. [...] Da haben wir Gehaltskarten gehabt, ja, und die Gehaltskarten ... Früher wurde ja alles manuell, da hatten wir ungefähr zehn Gehaltsbuchhalter, ja, und auf einmal hatten wir nur noch drei oder vier, ja?

⁸ Vgl. zur gesellschaftlichen Debatte: Kemmer (1985).

⁹ Vgl. Titel „Die Roboter sind unter uns“ und Leitartikel „Die Revolution der Roboter“, in: Der Spiegel, Nr. 31/1955. Online unter: <https://www.spiegel.de/spiegel/print/index-1955-31.html>, <https://magazin.spiegel.de/EpubDelivery/spiegel/pdf/31970830> (24.1.2021).

I.: Aha. Ach das warn Lochkartensystem das [...] Hm. Und dann Umstellung auf EDV.

W.P.: Ja, das, äh, in den 60er Jahren denn nachher EDV, ne. Das hatte natürlich auch Schwierigkeiten, wegen der Geheimhaltung, ja, aber das hat sich mit der Zeit doch durchgesetzt. [...] Denn ich weiß, Neunzehnhundert ..., äh, die leitenden Angestellten, ja, die wurden zuerst noch alle manuell abgerechnet, ja? Und das hab' ich auch für die Direktoren denn auch noch selbst gemacht dann, ne. Aber eines Tages dann hatte man denn, dann hörte man auch, was der verdient, was der verdient, dann stand's am schwarzen Brett, ne, oder in der „Kapital“ hat ja, oder „D-Mark Zeitung“, ja die haben ja die Gehälter alle veröffentlicht dann, ne. [...] Und dann ist man dazu übergegangen, dass man auch die leitenden Herren sogar in die EDV reingetan hat, ja. Hat man eben keine Nummer, den Namen nicht geschrieben, nur die Nummer, ja, ne, und dann war das ja. (ebd.).

Datenschutzbedenken wurden in den frühen 1980er Jahren durchaus schon öffentlich diskutiert (vgl. N. N. 1983). Das Hollerithverfahren hatte die Grundlage für die EDV gelegt und war im späten 19. Jahrhundert vom Namensgeber Herman Hollerith, Nachfahre deutscher Amerikauswanderer, erfunden worden. Er entwickelte eine Tabelliermaschine, die Daten in Lochkarten speichern konnte (Driessen 1987: 43) – über den Begriff „Lochkarte“ ist die Aufmerksamkeit mit Hilfe des Topic Modeling auf diese für die Geschichte der Digitalisierung so aufschlussreiche Interviewpassage gelenkt worden.

Vom *distant reading* zum *close reading* II: Holleriths Vermächtnis

Bis zur Entstehung des elektronischen Computers wurden Hollerithmaschinen flächendeckend in der Verwaltungsarbeit eingesetzt und gelten einigen Technikhistorikern sogar als wichtiger Impuls für die Erforschung künstlicher Intelligenz (Breslauer 2013: 105; Nilsson 2010: 23). Seit dem Zweiten Weltkrieg wurden zunehmend Frauen an Lochkartensystemen beschäftigt, wie man auch den LUSIR-Interviews entnehmen kann (Schmidt 1983a: 134). Diese zunächst monotone und stupide Arbeit wurde für viele Frauen zum Türöffner in die Verwaltungsarbeit, was auch im Folgenden noch näher beschrieben wird (Jung 2015: 101 ff.; Meier 1987: 49). Irmgard Schonfeld (Pseudonym), Tochter eines Drehers und einer Köchin, wurde 1939 mit 18 Jahren ohne vorherige Berufsausbildung bei Thyssen an der Hollerithmaschine angeleert:

[...] Und da sind wir dann angeleert worden und, äh, so kamen dann nachher immer mehr Frauen dazu, nicht. Wir waren damals anfangs dann sechs Frauen, ne. So wurde dann in der Lochkartenabteilung, wie sie sich noch nannte, äh, kamen dann langsam Frauen rein. Dann habe ich gelocht, geprüft, ich habe das richtig von der Pike auf gemacht und bin dann, weil ich Interesse zeigte und mir das auch lag, nachher in den Maschinenraum gekommen und hab Schalten gelernt, hab Lehrgänge besucht in Berlin.

(Interview mit Irmgard Schonfeld (Pseudonym), geboren 1921, Interviewerin: Margot Schmidt, Datum: 9.2.1982. Archiv „Deutsches Gedächtnis“ im Institut für Geschichte und Biographie, FernUniversität in Hagen, Bestand LUSIR).

Nach einem kurzen Intermezzo in der Textilindustrie kehrte sie zurück nach Duisburg und in die Metallindustrie:

[...] Und dann hörte ich, dass auf der niederrheinischen Hütte, die ja auch zur Thyssenhütte gehörte, aber selbständig war, dass da eine Lochkartenabteilung aufgemacht werden sollte, und da habe ich mich ganz schnell beworben, ich kannte ja noch die Herren alle, und dann bin ich dahin gekommen als Leiterin vom Lochraum, ne (ebd.).

Nach sechs Jahren kam sie als Maschinenraumaufseherin wieder zum Mutterkonzern Thyssen. Sie beschreibt die technische Entwicklung und die Vergrößerung ihrer Abteilung:

[...] da habe ich so, und auch von Maschinen, Sortiermaschinen, Tabelliermaschinen, Rechenlocher, habe ich so das alles mitgemacht. Früher gab es nur IBM, habe ich die ganzen Stufen mitgemacht, immer wieder 'ne größere Maschine. [...] Immer wieder neu lernen, und so habe ich viele, sehr viele Lehrgänge mitgemacht auf Niederrhein und auch nachher hier noch. Joah, und Leiterin bin ich geblieben von Anfang an. Hab hier unheimlich viele Damen durchgehend, durchgehend gehabt, ich hatte schon, meine Höchstzahl war 96 Damen, ne. Das sind viel, 96, das war ein Wahnsinn (ebd.).

Eine Ausbildung für das Bedienen der Lochkartenmaschinen war nicht vorgesehen, und gemäß der Losung von IBM – „jeder kann lochen, prüfen und tabellieren“, wie Schonfeld erinnert – habe man „früher wahllos die Damen angenommen. Wer sich hier vorgestellt hat, hat nen kleinen Test gemacht, und wenn er gut war, ist er angenommen worden [...]“. Doch mit weiteren technologischen Entwicklungsschritten und der zunehmenden Professionalisierung von Verwaltungsvorgängen wuchsen auch die Anforderungen an die Bewerberinnen (vgl. Schmidt 1983a: 140 f.; Schmidt 1983b: 214). Ab Anfang der 1970er Jahre absolvierten die jungen Frauen eine einjährige Ausbildung, die Maschineschreiben, Mathematik und Rechnungswesen umfasste, bevor sie ihre Arbeit in der Abteilung von Irmgard Schonfeld antraten.¹⁰ Technologischer Fortschritt bedeutete allerdings auch Rationalisierung, wie in den beiden Interviews mit den männlichen Angestellten angedeutet wurde. Während Schonfelds Stelle sicher war, verringerte sich die Belegschaft ihrer Abteilung im Laufe der 1970er Jahre zusehends:

Äh, ich habe jetzt noch, eins, zwei, eins zwei, drei vier, fünf Damen, das sind dann aber schon ältere, aber was heißt älter, nicht über vierzig, ne, die keine Schul..., unsere Schulausbildung haben, ja. Die anderen sind alle aus diesen Klassen, ja. Die ersten sind natürlich schon weg, ne. Aber, äh, die anderen sind noch hier, ne. Und inzwischen sind wir, sind wir ja von IBM fast ab, wir haben Nixdorf, das ist ja Platte und Band, kennen Sie, ne, und so ist von den alten Maschinen nichts mehr da. Es sind noch 'n paar so ein paar kleine Arbeiten werden da noch drauf gemacht, und das ist so ja alles (ebd.).

¹⁰ Vgl. zur frühen Diskussion über Anforderungen bei Ausbildung für das durch EDV unterstützte Büro: Schmid 1971.

Der Aufstieg Irmgard Schonfelds ist gewiss nicht der Normalfall, zeigt aber die Möglichkeiten auf, die sich Frauen in den Nachkriegsjahren in den von Männern dominierten und patriarchal geleiteten Industrieunternehmen des Ruhrgebiets boten (vgl. Schmidt 1983b: 203 ff.). Der Mangel an Männern in den Kriegsjahren mag ein wichtiger Faktor für Schonfelds Aufstieg gewesen sein, doch in der unmittelbaren Nachkriegszeit versuchte man, die Sozialstruktur *ante bellum* wieder herzustellen und stellte zunächst keine weiteren Frauen in der Industrie ein (Schmidt 1983a: 156). Schonfeld wird sehr deutlich, wenn Geschlechterfragen zu Sprache kommen. Sie erzählt von ihrem gleich gut qualifizierten Kollegen, der gemeinsam mit ihr bei Thyssen angefangen hatte, jedoch bessere Aufstiegsmöglichkeiten verwirklichen konnte. Auf die Frage, ob das geschlechterbedingt gewesen sei, antwortet sie:

I.S.: Ohne weiteres. Ja. Ja. Denn als ich anfing, da waren ja die Frauen nichts, ne. Das haben Sie ja da schon dann von gehört, der höchste Chef damals, der wollte ja keine Frauen beschäftigt haben, hat sich ja unheimlich [...] gesträubt, Frauen zu beschäftigen. Und wir sind dann wie so Wundertiere durch die Verwaltung gegangen, ja. Überall wurden wir angestarrt, weil die das ja nicht kannten, auf einmal Frauen im Büro, ne.

I: Ist ja wirklich komisch. Und als Sie dann angefangen haben mit ihrem Kollegen hier zu arbeiten, das waren am Anfang, waren das ja alles noch Männer?

I.S.: Waren alles Männer, ja.

I: Wie war so das Arbeitsklima?

I.S.: Ich kann nicht klagen, ne. Die haben uns nachher, wie man so schön sagt, für voll genommen, wir mussten ja, äh, von denen wiederum lernen, ja.

I: Mhm. Sie haben Ihnen das beigebracht?

I.S.: Die haben uns das beigebracht. Ja. Ja. Schalten, ich weiß nicht, ob Sie sowas mal gesehen haben. Dann gab's so Schalttafeln, gab's 'ne ganz alte Maschine, die, früher war's noch alles einfach, da wurden nur die Posten addiert, und äh, subtrahieren konnte man da dran, aber man musste alles Schalten mit, mit Kabeln und mit zwei Steckern, ne. Dann hatte die Maschine, das war eine alte D11, solche große Klappe, die wurde vorne aufgemacht und dann hat man auf einem Fußbänkchen gesessen, und dann hat man, sagen wir mal, Gehaltsnummer, Abteilung und Betrag nehmen wir jetzt mal nur, da mussten sie alles schalten. Die Lochkarte hat ja achtzig Stellen, dann stand meinetwegen die Gehaltsnummer von eins bis fünf, die Abteilung von sechs bis acht und der Betrag von neun bis zehn, bis, bis zwanzig oder so. Das mussten sie alles ... und das gleiche, diese gleiche Stellenzahl von eins bis achtzig war auch in der Maschine, und das mussten sie dann schalten, richtig stecken, wo das stehen sollte, und die, äh, Walze von der Maschine, die hatte auch achtzig Stellen. Und wenn ich das jetzt, meinetwegen meine Gehaltsnummer, die von eins bis fünf stand, auf der Walze dann von zehn bis fünfzehn geschaltet hatte, dann musste ich das von eins nach zehn von zwei nach elf usw. schalten, ne. Und dann kamen nachher die vier einundzwanzig, da waren kleinere Schalttafeln schon, immer moderner und, äh, auch immer schwieriger, weil immer mehr verlangt wurde. Heute ist das ja schon ins Unermessliche, ne (ebd.).

Während Frauen den Männern in diesem Arbeitsbereich in der frühen Nachkriegszeit zahlenmäßig unterlegen waren und von diesen eingewiesen und angeleitet wurden, kehrte sich der Trend im Laufe der Jahrzehnte um, wie Schonfeld darstellt:

I.S.: Ja, der Arbeitsplatz ist, hat sich mit den Jahren immer mehr modernisiert und ist immer, ähm, was eine Locherin oder heute, äh, eine Datentypistin anbelangt, ganz ins weibliche übergegangen, ne.

I.: Die Männer sind dann irgendwie so verschwunden.

I.S.: Ja, die sind verschwunden. Ja. Die waren dann nachher im Maschinenraum, ne zuerst, Maschinenraum sagte man dazu, zu diesen Räumen da, ne. Und äh, jetzt inzwischen sind das Sachbearbeiter geworden, ne. [...]

I.: Und so, Konkurrenz untereinander?

I.S.: [...] Die war anfangs. Eben, äh, große Neider, ja. [...] Deswegen habe ich auch sehr wenig, äh, arbeitsmäßig sehr wenig Kontakt mit Frauen gehabt, ja. Ich konnte sehr gut mit Männern zusammenarbeiten, hab auch jahrelang im Maschinenraum nur mit Männern gearbeitet, weil ich Tabelliererin war oder wie sich das zurzeit nannte, ne, und kann besser mit Männern zusammenarbeiten als mit Frauen, ja (ebd.).

Irmgard Schonfelds Erzählung gewährt einen direkten Einblick in die Reziprozität von Frauenarbeit und technologischer Entwicklung in den Verwaltungen westdeutscher Industrieunternehmen der Nachkriegszeit. Auch wenn die Aufgaben keine intellektuelle Herausforderung darstellten, erforderten die neu zu erlernenden Praktiken Konzentrationsfähigkeit und den Willen, ein neues, technisch geprägtes Betätigungsfeld zu erschließen. Frau Mittler (Pseudonym), Tochter eines Ingenieurs und einer Schneiderin, gehörte zur Generation, die den Pionierinnen um Schonfeld bei Thyssen folgte. 1933 geboren, begann Mittler im Alter von 16 Jahren und nach Abschluss einer kaufmännischen Lehre ihre Arbeit bei Thyssen. Aus Sozialstruktur und technologischem Fortschritt resultierende Probleme sieht sie allerdings weniger bei geschlechterspezifischen als viel mehr bei Generationsfragen:

F.M.: Ja, also mit dem Geschlecht hing das an und für sich nicht zusammen, das ist ganz klar, die, die hatten ihre Methode, und dann wurde was anderes angeordnet, dass man's anders macht, und dann fing das auch mit der Datenverarbeitung an, und da waren vor allen Dingen ältere Leute, die waren ein bisschen überfordert, das ist ja ganz klar, dann, aber richtig Datenverarbeitung war dann nachher nicht so doll. Und da habe ich, da waren viele Ältere, die dann nicht mehr mitmachen konnten, die schon sechzig oder noch älter waren, die konnten sich daran nicht gewöhnen. [...]

I.: Sind die dann irgendwie umgesetzt worden, oder?

F.M.: Nö, die blieben an und für sich in der Abteilung. Wir hatten dann so einen alten Herren, ja, der konnte sich nicht, der hat der Maschine nicht getraut, oder dann haben wir hier auch noch vor Jahren gehabt, dass jemand, äh, die Steuern noch errechnete, was die Maschine ja brachte, ne? Und die haben der Maschine nicht getraut, die haben auch nach wie vor die Beträge auf die Karte geschrieben, weil die dachten, wir, mit Listen können wir nichts anfangen, wir müssen

die Karte da ziehen können, wo von dem Mann dann zwölfmal hintereinander steht [...].

I.: Wenn man das Jahrzehnte so gemacht hat, dann ist das auch schwierig.

F.M.: Ja, ist auch schwierig, da weiß man auch so bei Kleinigkeiten, wenn sich irgendwie was ändert oder so, man ist anfangs unsicher, und wenn man älter wird, die älteren Leute, der Wohnort, diesen Kollegen, von dem ich sprach, der sich da nicht dran gewöhnen konnte, der kam zum Beispiel aus F., der hatte sechs Stunden Fahrt pro Tag, der hatte da Eigentum, der konnte ja auch nicht umziehen, war ganz schlimm, ja. Und dann sollte sich der da noch mit diesem neuen Kram da zu Recht finden, das war ja ganz unmöglich. Ja, und dann kam da die Alters ..., der Altersstarrsinn kommt so ein bisschen dazu, ist ja klar, dass da zwischen jungen Leuten, die fortschrittlicher waren, und das war auch so, wenn, wenn Abteilungen zusammen gelegt werden, das ist immer so. Das hat ja mit Frau oder Mann nichts zu tun, bisschen Konkurrenz, jeder will der erste sein, das ist auch ganz klar, ne?

(Interview mit Frau Mittler (Pseudonym), geboren 1933, Interviewerin: Margot Schmidt, Datum: 5.7.1982. Archiv „Deutsches Gedächtnis“ im Institut für Geschichte und Biographie, FernUniversität in Hagen, Bestand LUSIR).

Wenn man die persönlichen Erfahrungen der frühen Automatisierung und der späteren Digitalisierung vergleicht, werden bis heute gängige Narrative computerbedingter Zukunftssängste und -hoffnungen sichtbar. Interessant ist, wie diese technologischen Modernisierungsprozesse Frauen ermöglicht haben, *Future Skills* zu erlernen, die zum Einzug und Aufstieg von Frauen in der Verwaltung beigetragen haben. Eine kontrovers diskutierte These ist, dass insbesondere Frauen vom erstarkenden tertiären Sektor in den 1970er Jahren profitiert haben (Jung 2015: 101). Zieht man die von Yong Suk Jung zusammengestellten Arbeitsmarktstatistiken heran, wuchs die Beschäftigung von Frauen im Dienstleistungssektor zwischen 1985 und 2002 kontinuierlich an. 2002 arbeiteten gut zwei Drittel der erwerbstätigen Frauen im Dienstleistungsbereich, wohingegen nur ein Drittel aller männlichen Beschäftigten im tertiären Sektor beschäftigt war (ebd.: 107 f.). Differenziert man weiter, waren 2002 ein Viertel aller erwerbstätigen Frauen im Büro tätig (ebd.: 108). Damit korrespondiert, dass die Frauen im vorliegenden Sample die düsteren Aussichten der Männer bezüglich der Automatisierung nicht teilten und stattdessen die geschlechtsspezifischen Implikationen der technologischen Entwicklung reflektierten. Für sie manifestierten sich im Computer Karriereperspektiven und Zukunftshoffnungen.

Am Anfang standen stupide und monotone Aufgaben für ungelernete Arbeiterinnen, die sich für viele Frauen auch am Computer fortsetzen sollten – so ließ die ZEIT 1974 verlauten: „Taylor schleicht sich ins Büro“ (Jungblut 1974). Doch die wachsende EDV verlangte zunehmend nach qualifizierten Frauen, die sich so Schlüsselpositionen in den unteren und mittleren Verwaltungsebenen vor allem kleiner und mittelgroßer Unternehmen sichern konnten (Eder/Woll 1987: 41; Meier 1987: 49 f.). Mitunter waren die Sekretärinnen sogar früher mit der Digitalisierung konfrontiert als die Männer in den Führungspositionen selbst (Holtgreve 1997: 252; Wagner 1986: 54). Die Ironie daran ist, dass Frauen somit über Jahrzehnte hinweg die Führungspositionen der Männer si-

cherten, indem sie den zunehmend computergestützten „Vorzimmeralltag“ oder komplexe Verwaltungsvorgänge meisterten, ohne selbst in bedeutendem Maße die Karriereleiter weiter hinaufzusteigen (Eder/Woll 1987: 41; Johanson/Taylor 1986: 81).

Fazit

Wie die kleine explorative Studie gezeigt hat, kann diese Entwicklung mit einer Sekundäranalyse bestehender Interviewsammlungen untersucht werden. Durch die Anwendung des Topic Modeling wurde das vorliegende Interview-Korpus statistisch vermessen und inhaltlich aufgeschlüsselt. Innerhalb der Ergebnisse konnte induktiv und explorativ entlang häufiger Keywords immer tiefer in die Verästelungen verwandter Begriffe vorgedrungen werden, um die besonderen Randphänomene allgemeiner Themen systematisch sichtbar zu machen. In einer Interviewsammlung zu Faschismus- und Industriearbeitererfahrungen kamen so Erzählungen über die Frühgeschichte der Automatisierung und Digitalisierung von Unternehmensverwaltungen zum Vorschein, in der Frauen eine signifikante Rolle gespielt haben. Im demonstrierten Fall konnte das Topic Modeling seine Stärken als hilfreiche explorative Methode zur Erschließung unstrukturierter Interviewsammlungen in der historischen Biographieforschung unter Beweis stellen.¹¹

LITERATUR

- Blei, David M. (2012): Topic Modeling and Digital Humanities, in: *Journal of Digital Humanities*, 2, Number 1. Online: <http://journalofdigitalhumanities.org/2-1/topic-modeling-and-digital-humanities-by-david-m-blei/> (25.11.2021).
- Bösch, Frank (2018): Wege in die digitale Gesellschaft, Computer als Gegenstand der Zeitgeschichtsforschung, in: Ders. (Hg.): *Wege in die digitale Gesellschaft, Computernutzung in der Bundesrepublik 1955-1990, Geschichte der Gegenwart*, Bd. 20, Göttingen, 7-36.
- Breslauer, Burkhardt (2013): Von der Datenverarbeitung zur Informationstechnologie – „Mythos IBM“, *Globale Netzwerke und lokales Engagement in der Wirtschaft am Beispiel der IBM Deutschland GmbH*, in: *Zeitschrift für Weltgeschichte*, 14, Heft 1, 101-121. https://doi.org/10.3726/84540_101
- Driessen, Tilman (1987): Von Hollerith zu IBM, Zur Frühgeschichte der Datenverarbeitungstechnik von 1880 bis 1970 aus wirtschaftswissenschaftlicher Sicht, *Wirtschafts- und Rechtsgeschichte*, Bd. 5, Köln.
- Eder, Harriet und Ellen Woll (1987): Arbeit und Geschlecht, in: Gerhard Brosius und Frigga Haug (Hg.): *Frauen/Männer/Computer, EDV im Büro, Empirische Untersuchungen, Argument/Sonderband*, AS 151, herausgegeben von der Hochschule für Wirtschaft und Politik, Berlin, 40-42.
- Fechner, Martin und Andreas Weiß (2017): Einsatz von Topic Modeling in den Geschichtswissenschaften: Wissensbestände des 19. Jahrhunderts, in: *Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften*, Heft 2. http://doi.org/10.17175/2017_005.
- Graham, Shawn, Ian Milligan und Scott Weingart (2016): *Exploring Big Historical Data, The Historian's Macrocope*, London. <https://doi.org/10.1142/p981>
- Holtgrewe, Ursula (1997): *Frauen zwischen Zuarbeit und Eigensinn, Der EDV-Einzug in Kleinbetriebe und die Veränderungen weiblicher Assistenzarbeit*, Berlin.

¹¹ Vgl. <https://tedunderwood.com/2012/04/07/topic-modeling-made-just-simple-enough/> (13.8.2021).

- Johanson, Bonnie McD und James Taylor (1986): Informationsverarbeitung und Karrieremöglichkeiten für Frauen, in: Paul Kolm und Ina Wagner (Hg.): Frauen, Arbeit und Computerisierung, Schriftenreihe des Institutes für Berufsbezogene Erwachsenenbildung an der Johannes-Kepler-Universität, 5, Nr. 2, Linz, 60-85.
- Jung, Yong Suk (2015): Strukturwandel im sozialen Feld, Bergarbeiterfamilien im Ruhrgebiet 1945 bis 2000, Veröffentlichungen des Instituts für Soziale Bewegungen, Schriftenreihe A, Darstellungen, Bd. 54, Essen.
- Jungblut, Michael (1974): Taylor schleicht sich ins Büro, in: Die ZEIT, Nr. 38. Online: <https://www.zeit.de/1974/38/taylor-schleicht-sich-ins-buero> (24.1.2021).
- Kemmer, Heinz-Günter (1985): Mangel im Überfluß, in: Die ZEIT, Nr. 31. Online: <https://www.zeit.de/1985/31/mangel-im-ueberfluss> (24.1.2021).
- Leh, Almut, Joachim Köhler, Michael Gref und Nikolaus P. Himmelmann (2018): Speech analytics in research based on qualitative interviews. Experiences from KA3, in: VIEW, Special Issue: Audiovisual Data in Digital Humanities, 7, Issue 14, 138-149. <http://doi.org/10.18146/2213-0969.2018.jethc158>.
- Meier, Sigrid (1987): Neue Arbeitsteilungen?, in: Gerhard Brosius und Frigga Haug: Frauen/Männer/Computer, EDV im Büro, Empirische Untersuchungen, Argument/Sonderband, AS 151, herausgegeben von der Hochschule für Wirtschaft und Politik, Berlin, 47-53.
- N. N. (1983): Erfäßt, registriert, entmündigt, Die Volkszählung bringt die Bürger auf die Barrikaden: Ist die Datengier der Bürokraten noch zu zügeln?, in: Die ZEIT, Nr. 12. Online: <https://www.zeit.de/1983/12/erfasst-registriert-entmuendigt> (24.01.2021).
- Niethammer, Lutz (Hg.) (1983a): „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll“, Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet, Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960, Bd. 1, Berlin, Bonn.
- Niethammer, Lutz (Hg.) (1983b): „Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist“, Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet, Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960, Bd. 2, Berlin, Bonn.
- Niethammer, Lutz und Alexander von Plato (Hg.) (1985): „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“, Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern, Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1945, Bd. 3, Berlin, Bonn.
- Nilsson, Nils J. (2010): The Quest for Artificial Intelligence, A History of Ideas and Achievements, New York. <https://doi.org/10.1017/CBO9780511819346>
- Raphael, Lutz (2019): Jenseits von Kohle und Stahl, Eine Gesellschaftsgeschichte Westeuropas nach dem Boom, Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2018, Berlin.
- Schlombs, Corinna (2019): Productivity Machines, German Appropriations of American Technology from Mass Production to Computer Automation, History of Computing, Cambridge (Massachusetts), London. <https://doi.org/10.7551/mitpress/11864.001.0001>
- Schmid, Klaus-Peter (1971) Neue Chancen im Büro, Arbeitskräftemangel zwingt zur Rationalisierung, in: Die ZEIT, Nr. 9. Online: <https://www.zeit.de/1971/09/neue-chance-im-buero> (24.01.2021).
- Schmidt, Margot (1983a): Krieg der Männer – Chance der Frauen?, in: Lutz Niethammer (Hg.), „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll“, Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet, Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960, Bd. 1, Berlin, Bonn. 133-162.
- Schmidt, Margot (1983b): Im Vorzimmer, in: Lutz Niethammer (Hg.), „Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist“, Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet, Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960, Bd. 2, Berlin, Bonn, 191-232.
- Sievert, Carson und Kenneth E. Shirley (2014): LDAvis: A method for visualizing and interpreting topics, in: Proceedings of the Workshop on Interactive Language Learning, Visualization, and Interfaces, Baltimore, Maryland, USA, 63-70. <https://doi.org/10.3115/v1/W14-3110>

Spiegel 31/1955. Online: <https://www.spiegel.de/spiegel/print/index-1955-31.html>, <https://magazin.spiegel.de/EpubDelivery/spiegel/pdf/31970830> (24.1.2021).

Wagner, Ina (1986): Frauenarbeit im automatisierten Büro, in: Paul Kolm und Ina Wagner (Hg.): Frauen, Arbeit und Computerisierung, Schriftenreihe des Institutes für Berufsbezogene Erwachsenenbildung an der Johannes-Kepler-Universität, 5, Nr. 2, Linz, 43-59.

QUELLEN

Interview mit Klaus Gerber (Pseudonym), geboren 1931, Interviewer: Ulrich Herbert, Datum: 23.2.1982.

Interview mit Frau Mittler (Pseudonym), geboren 1933, Interviewerin: Margot Schmidt, Datum: 5.7.1982.

Interview mit Walter Paulsen (Pseudonym), geboren 1915, Interviewer: Ulrich Herbert, Datum: 4.7.1981.

Interview mit Irmgard Schonfeld (Pseudonym), geboren 1921, Interviewerin: Margot Schmidt, Datum: 9.2.1982.

Archiv „Deutsches Gedächtnis“ im Institut für Geschichte und Biographie, FernUniversität in Hagen, Bestand LUSIR

Zusammenfassung

Dieser Aufsatz dokumentiert die computergestützte Sekundäranalyse des Interviewbestands aus dem Oral History-Projekt Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet. Durch Anwendung des Text Mining-Verfahrens *Topic Modeling* wurde das Interviewkorpus statistisch vermessen und anschließend entlang inhaltsbeschreibender Keywords explorativ untersucht. Auf diese Weise konnte systematisch vom Allgemeinen – der Erfahrung von Industriearbeit im Ruhrgebiet – zum unter der Oberfläche der Sammlung schlummernden Besonderen vorgedrungen werden: die Rolle von Frauen, die in der Nachkriegszeit zunehmend in die Verwaltungen der Industrieunternehmen des Ruhrgebiets einzogen, bei der Automatisierung und Computerisierung von Verwaltungsvorgängen. In einem anschließenden *Close Reading* der gefilterten Interviews fielen die nach Geschlecht divergierenden Narrative und Wertungen von Modernisierungsprozessen auf.

Zur Analyse biographischer Geschlechterkonstruktionen in einem Frauenleben im Übergang zur Moderne

Die Tagebücher der Fürstin Louise von Anhalt-Dessau

Miriam Mathias

1. Einleitung

Für die Erforschung weiblicher Lebensverläufe stellt die Perspektive der sozialwissenschaftlichen Biographieforschung, wie sie von Peter Alheit und Bettina Dausien vertreten wird, eine Art methodologischen Stützpfeiler dar. Weniger erprobt – und mitunter auch weniger akzeptiert – ist diese Forschungsperspektive jedoch für historische Frauenfiguren, die nicht unter den Typus des modernen Subjekts fallen, wie es im Konzept von Alheit und Dausien impliziert ist. In dieser Hinsicht ist der folgende Text ein Plädoyer dafür, den Fokus innerhalb der sozialwissenschaftlichen Biographieforschung auch auf vormoderne Subjekte auszuweiten, da diese Perspektive grundsätzlich einen Zugang bereitstellt, sowohl die Geschlechtwerdung als auch die Subjektwerdung in historischen Frauenleben in den Blick zu nehmen.¹ Darüber hinaus verfolgt der Beitrag das Anliegen, das sowohl sozialgeschichtliche wie auch biographieanalytische Potential der in der Forschung rund um das aufklärerische Reformwerk des Fürstentums Anhalt-Dessau bisher kaum beachteten Tagebücher der Fürstin Louise von Anhalt-Dessau (1750-1811) sichtbar zu machen. Mit den Tagebüchern stehen der Forschung Quellen zur Verfügung, um Fragen von Handlungsmöglichkeiten, von Reproduktion und Veränderung sozialer Verhältnisse und Verhaltensweisen, von Subjektivität und Subjektwerdung einer adligen Frau der Sattelzeit in den Blick zu nehmen.² Hierzu werden erste Ergebnisse einer biographietheoretischen Analyse der genannten Selbstzeugnisse der Fürstin vorgelegt, wobei insbesondere Prozesse der Konstruktion von Weiblichkeit im Alltag der Fürstin im Fokus stehen.³

1 Bisherige insbesondere psychobiographische Analysen weiblicher Formen der Ich-Werdung, wie sie u. a. von Verena Ehrlich-Haefeli (1991) über Sophie La Roche erarbeitet wurden, sollen damit in keiner Weise kritisiert werden. Das Potential einer sozialwissenschaftlichen Biographieforschung wird vielmehr als eine Ergänzung verstanden, mit deren Hilfe insbesondere das Geflecht weiblicher Rollenbilder auch auf Ebene der gesellschaftlichen Strukturen herausgearbeitet werden kann.

2 Zur Tagebuchkultur im 18. Jahrhundert siehe Melchior 1997: 18 ff.

3 Zu den Selbstzeugnissen der Fürstin liegen neben den Originaltexten (im Landesarchiv Sachsen-Anhalt, im Folgenden: LHASA) auch zwei Abschriften vor, die von der Fürstin selbst und dem bei ihr als Vorleser und Reisegeschäftsführer eingestellten Dichter Friedrich Matthisson (1761-1831) angefertigt wurden. Die von der Fürstin in Auftrag gegebene und von ihr redigierte Abschrift Matthissons ist 2010 von der Kulturstiftung Dessau-Wörlitz unter dem Titel „Der Alltag der Fürstin Louise von Anhalt-Dessau“ publiziert worden. Diese Version wird im folgenden Text unter der Bezeichnung „Tagebuchabschrift Matthisson“ geführt. Teile der originalen Tagebücher sind in drei verschiedenen Publikationen zugänglich. Dies sind

In der historischen (Bildungs-)Forschung wird in der Regel mit dem Begriff des Selbstzeugnisses gearbeitet, der von dem von Schulze (1996) entwickelten Begriff der Ego-Dokumente zu unterscheiden ist. Während das Ego-Dokument sowohl freiwillige (Tagebücher, Reiseberichte, Briefe etc.) als auch unfreiwillige (Strafprozessakten, Visitationen, Testamente, Bittschriften) Aussagen zu der jeweiligen Person umfasst, ist das Selbstzeugnis auf freiwillige und bewusste Mitteilungen beschränkt (Rutz 2002: 5). In der sozialwissenschaftlichen Bildungs- und Biographieforschung hingegen wird zentral mit dem Begriff Ego-Dokument gearbeitet, womit zum einen explizit auch unfreiwillig erstellte Quellen in der Korpus aufgenommen werden, zum anderen jedoch auch der Aspekt der Freiwilligkeit im Rahmen der Quellenentstehung in Frage gestellt wird. Eine pauschale Bezeichnung von Tagebüchern als freiwillige Mitteilung wird abgelehnt, da jeweils die konkreten Herstellungsbedingungen zu berücksichtigen seien (vgl. hierzu u. a. Leitner 2016: 258).

Die Diskussion um die besondere Qualität von Tagebüchern als eigene Art von empirischem Material in der Forschungspraxis kann an dieser Stelle nicht aufgenommen werden, aber immerhin scheinen fixierte Tagebucheinträge im Verhältnis zu im Nachhinein getroffenen Aussagen in biographischen Interviews spontanere und, auf den Zeitpunkt des Eintrags bezogen, genauere Selbstaussagen abzubilden:

Keineswegs bedeutet dies jedoch, dass die Erinnerungen „authentischer“ sind, denn wie alle Erinnerungen sind auch Tagebucheinträge von Diskursen und zu dem Zeitpunkt des Schreibens vorherrschenden gesellschaftlichen Strukturen und Denkweisen durchzogen. Was ihnen fehlt, sind mögliche Umdeutungen, wie sie vorgenommen werden können, wenn nachfolgende Erlebnisse einen Perspektivwechsel zur Folge haben oder sich Diskurse verändern (Pohn-Lauggas 2019: 128).

Außergewöhnlich ist im vorliegenden Fall, dass einerseits die Originaltagebücher mit Aufzeichnungen des Typus von tagesaktuellen Einträgen, „die unmittelbar nach dem Erleben verfasst wurden“ (ebd.: 129) vorliegen und andererseits (wenigstens in größeren Teilen) die aus der „Vergangenheitsperspektive“ (ebd.) reflektierten und bearbeiteten Versionen; insofern sind Bedeutungsverschiebungen der biographischen Ereignisse im Zeitverlauf rekonstruierbar. Neben verschiedenen Tagebuchversionen werden im Rahmen dieses Beitrages auch Teile der Korrespondenz sowie ein konkretes bildsprachliches Konzept für die Ausgestaltung eines Landsitzes der Fürstin als Quellen genutzt.

2. Louise: eine Fürstin des Zeitalters der Aufklärung

Louise Henriette Wilhelmine von Anhalt-Dessau wird 1750 als preußische Prinzessin der Nebenlinie Brandenburg-Schwedt geboren und ist die jüngere zweier Töchter des

erstens die Einträge Louises in der Zeit der ersten Schweizreise des Fürstenpaares, hier angegeben mit „Tagebuch der ersten Schweizreise“ (2018 herausgegeben von Losfeld: Die Reise des Fürstenpaares), zweitens das Tagebuch der Fürstin während der Englandreise, angeführt unter „Tagebuch der Englandreise“ (2007 herausgegeben von Geyer-Kordesch: Die Englandreise), und drittens Auszüge aus den originalen Tagebüchern der Jahre 1795 bis 1811, die hier als „Originaltagebuch“ angegeben sind (2010 herausgegeben von der Kulturstiftung Dessau-Wörlitz: Die originalen Tagebücher).

letzten Schwedter Markgrafen Friedrich Heinrich von Brandenburg-Schwedt. Die Nebenlinie verfügte über keine landesherrlichen Rechte; der Landbesitz fiel nach dem Tod von Louises Vater 1788 wieder zurück an die preußische Krone. Es gilt als sicher, dass ihre ältere Schwester, Friederike Charlotte, die Adressatin der „Briefe an eine deutsche Prinzessin über verschiedene Gegenstände der Physik und Philosophie“ von Leonhard Euler ist. Man kann davon ausgehen, dass auch Louise eine umfassende Bildung im Rahmen dieses rationalistisch-aufklärerischen Programms erhält. Wie es für eine Prinzessin am Hof üblich ist, beginnt Louise im Alter von sechs Jahren ein Tagebuch (in französischer Sprache) zu führen, in welchem sie die Ereignisse des soeben begonnenen Siebenjährigen Krieges (und einige Entwicklungen am preußischen Hof) festhält. Als sich 1765 andeutet, dass die junge Prinzessin verlobt werden soll, ändert sich auch der Inhalt in Louises Tagebuch: Louise notiert nun persönliche Ereignisse, insbesondere die Besuche des ihr zum Ehemann bestimmten Fürsten Franz von Anhalt-Dessau in Berlin und erstmalig die in dieser Zeit auftretenden gesundheitlichen Probleme. Louises Gesundheitszustand wird fortan immer wieder Thema in den Tagebüchern sein – weshalb erste Forschungsarbeiten zum dessauischen Hof und seinem aufklärerischen Reformwerk das Bild einer ewig leidenden und tendenziell hypochondrischen Fürstin zeichneten (vgl. Mathias 2016).

Im August 1767, einen Monat nach der von Friedrich II. ausgerichteten Hochzeit in Charlottenburg, „reiste der Fürst mit mir nach Dessau ab“ (Tagebuchabschrift Matthisson: 24). Diese Formulierung, in der Louise als passiver Part im Kontext der Eheschließung und des anschließenden Umzugs an den dessauischen Hof erscheint, ist ein Indikator für die Handlungsspielräume der jungen Fürstin: Die Ehe ist unter dynastischen Gesichtspunkten vom preußischen König Friedrich II. arrangiert, alle Belange – jeder ihr persönliches Leben betreffende Aspekt – sind nun mit dem Fürsten abzustimmen und von seiner Erlaubnis abhängig. Zwei Fehlgeburten werfen Schatten auf die ersten Ehejahre, die in Louises Tagebüchern ansonsten durchaus glücklich erscheinen. Im Dezember 1769 wird sie „glücklich von einem Sohn entbunden“ (ebd.: 26), der – nach dem preußischen König – auf den Namen Friedrich getauft wird. Der 1769 begonnene Ausbau des Wörlitzer Parks, der erste Landschaftsgarten in englischem Stil auf dem europäischen Festland, samt dem Wörlitzer Schloss, an dessen Gestaltung Louise durchaus in Teilen mitwirkt, die begonnenen pädagogischen Reformen im Fürstentum mit der Gründung des Philanthropins (1774), dessen Finanzierung Louise im weiteren Verlauf mit ihrer Mitgift sicherstellt, und erste Reisen mit dem Fürsten in die Schweiz, nach England und Frankreich bezeugen rege Aktivitäten und erlauben geistigen Austausch mit der literarischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Prominenz der Zeit.

Wenige gesicherte Informationen erlauben Einblicke in die aufkommende Ehekrise. 1783 arrangiert der Fürst (quasi-therapeutische) Treffen zwischen Louise und Johann Caspar Lavater während einer weiteren Reise in die Schweiz, von denen er sich eine Verbesserung des ehelichen Verhältnisses erhofft, die jedoch nicht eintritt.⁴ 1786

4 In seiner berühmt-berüchtigten Schrift „Über die Weiber“ (1787), die am Beginn des diskursiven Prozesses der „kulturellen Normalisierung“ und damit Fixierung des Frauenbildes steht (vgl. Honegger 1991, Kap. 2), mokiert sich der Autor Ernst Brandes über die überdrehten, überempfindsamen, überanspruchsvollen, deshalb in der Ehe habituell unglücklichen Frauen von Stand, die zu Lavater pilgern, um sich therapieren zu lassen und vor allem, um sich wichtig zu machen (Honegger 1991: 48). In dem Text von Brandes gibt es einen Hinweis, der nahelegt, dass er dabei durchaus auch die Fürstin Louise im getrübbten Blick hatte: „Seit einiger Zeit reisen Nervenranke Damen zu Lavater [...] Er ist Gewissensrath in den verwickeltesten Angelegenheiten. Sie fordern Trost und Stärkung von ihm. Katholisch werden nun wohl

kommt es auf Bestrebung des Fürsten zu einer offiziellen Trennung, mit der Louise von ihren ehelichen Pflichten befreit wird, wenngleich die Ehe formal weiterhin Bestand hat. Louise bleibt auf Anweisung des Fürsten zunächst im Wörlitzer Schloss wohnhaft; er selbst führt ab diesem Zeitpunkt eine offizielle Nebenehe mit Louise Schoch, der weitere außereheliche Verbindungen folgen werden.

Für die Analyse der von Louise verfassten Tagebücher stellt die vollzogene Trennung nach den vom Fürsten veranlassten Kontakt zu Lavater einen Wendepunkt dar: Auf dessen Anraten beginnt Louise nun ein „Seelentagebuch“ zu führen, das ihr zur Selbstreflexion und Selbstvergewisserung dienen soll. Für die in diesem Artikel angestrebte biographietheoretische Interpretation des Tagebuchmaterials bildet die eheliche Trennung zudem den – wenn nicht Ausgangspunkt, so doch zumindest – Verstärkungsfaktor der bei Louise einsetzenden biographischen Arbeit, die ein eigenständiges „Potential für die Herstellung von Wirklichkeit darstellt“ (Dausien 2010: 364), wie es mit dem Begriff der Biographie beschrieben wird. In dieser Lesart ist die Trennung zu verstehen als ein grundlegender Wandel der Strukturen, die Louise zentral umgeben, die eine Erschütterung im Selbstverständnis zur Folge hatte und daran anschließende Such- und Aushandlungsbewegungen nötig machte.

3. Frauen im 18. Jahrhundert: ein kurzer Blick auf die Forschung

Sowohl aus ideengeschichtlicher wie auch aus sozialgeschichtlicher Perspektive erscheint die Aufklärungsbewegung als geschlechtsspezifisch und hegemonial ausgerichtet, womit Frauen über das Argument einer weiblichen Sondernatur andere, den männlichen Rollen nicht gleichwertige Handlungsspielräume zugedacht wurden (Labouvie 2009; Frindte/Westphal 2005; Godineau 1996).

Das Wirken und die Rolle von Frauen im 18. Jahrhundert blieb lange (abgesehen von ihrer Rolle als Fürstinnen, Mätressen von Herrschenden oder Gastgeberinnen von literarischen Salons) unbeachtet; die Lektüre einschlägiger Forschungsliteratur zum 18. Jahrhundert weckt den Eindruck, „ausschließlich Männer seien in der aufgeklärten Gesellschaft präsent gewesen“ (Labouvie 2008: 21). Plausible Gründe dafür mögen einerseits in den Geschlechterstereotypen des 18. und 19. Jahrhunderts liegen, denen entsprechend man davon ausging, dass der Aufgaben- und Wirkungskreis der Frauen auf die Organisation des Hauses und die Erziehung der Kinder begrenzt gewesen sei, womit für Politik-, Verfassungs- und Territorialgeschichte kaum Interesse an Frauenforschung bestand. Der „private“ Bereich, welcher den Frauen im 18. Jahrhundert als (einziger) weiblicher Raum zugewiesen wurde und über den die Annahme vorherrschte, dass er „in viel geringerem Maße als die von Männern gelenkte Öffentlichkeit einem historischen Wandel unterlegen habe“ (Labouvie 2008: 21), wurde folglich ausgeblendet.

Zudem bleibt historische Frauenforschung zuweilen einem von Geschlechterstereotypen kontaminierten Bild der Frau im 18. Jahrhundert verhaftet, wie es exemplarisch

die gläubigen Pilgerinnen nicht durch Lavater, aber dass sie ihn, dass er sie eitler macht, ist ein eben so großes Übel“ (Brandes 1787: 14 f.) Das „katholisch werden“ dürfte sich auf ein in der Presse verbreitetes Gerücht beziehen, dass Louise unter Lavaters Einfluss zur katholischen Religion gewechselt sei und kurz vor ihrem Eintritt ins Kloster stehe. Ihr medizinischer Ratgeber Johann Georg Zimmermann hat mit Louises Einverständnis in mehreren Zeitschriften ein Dementi abdrucken lassen, darunter in der Berlinischen Monatsschrift unter dem Titel „Ueber den Katholizismus der Fürstin von Dessau“ (Zimmermann 1788: 65 ff.).

auch an den Texten über Louise von Anhalt-Dessau dargelegt werden kann, die zwischen einem „gescheiterten“ und einem „vollendeten“ Lebensentwurf oszillieren (vgl. Mathias 2016).⁵ Eine sozialwissenschaftlich-biographische Perspektive auf historische Frauenleben erlaubt es, anhand verfügbarer Selbstzeugnisse die Verbindung zwischen Subjekt und gesellschaftlicher Struktur herauszuarbeiten und so die Komplexität weiblicher politischer, sozialer und kultureller Handlungsspielräume zu rekonstruieren. Sowohl der zeitgenössische Diskurs als auch die Frauen zugeordneten bzw. für sie akzeptierten Rollen im Sinne normativer Vorgaben sind dabei als Bestandteil gesellschaftlicher Struktur zu verstehen, innerhalb derer die einzelne Frau im reflexiven Prozess zu einem Verständnis von sich und der sie umgebenden Welt gelangt und auf diese zurückwirkt.

4. Zwischen einer Ordnung der Natur und einer Ordnung der Gesellschaft: Schlaglichter auf den zeitgenössischen Diskurs um das Wesen der Frau

„Vor dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts existierte der *Mensch* nicht“ (Foucault [1971] 2019: 372, Hervorhebung im Original). Foucaults vielzitierte Kennzeichnung des Menschen als einer zeitgenössisch fremden Gestalt des Wissens an der Schwelle zwischen klassischem Denken und Modernität (Foucault [1971] 2019: 28) und die in ihm verankerte Doppelrolle eines „pathetisch autonomen Identitätsentwurfs“ auf der einen und einem „erkenntnistheoretischen Problembündel“ auf der anderen Seite (Honegger 1996: 1) verschleiern aus heutiger Perspektive die Sicht auf den Diskurs der Zeit sowie die Geburtsstunde der Humanwissenschaften und den in ihnen eingenommenen Blick auf den Menschen als Gattungswesen. Dass dieser neue Selbstbezug des Menschen begleitet wurde von einer „Schematisierung eines scharfen Dualismus der Geschlechter“ (ebd. 1996: 1), hat Claudia Honegger in ihrer Habilitationsschrift *Die Ordnung der Geschlechter* herausgestellt. Dass und inwiefern die Epoche der Aufklärung in dieser Hinsicht eine Epoche des kulturellen Umbruchs darstellte, bildet die analytische Basis dieses Forschungsprojekts, um anschließend anhand der Quellen herauszuarbeiten, welche Sinnsetzungen Louise in diesem Umbruch vornimmt und wie sie ihre Rolle als Frau interpretiert und ausgestaltet.

Bevor in der Mitte des 19. Jahrhunderts mit einem Aufstieg der naturalistischen Wissenschaften „typisch moderne menschliche Kompetenzen wie ‚Weltoffenheit‘, ‚Autonomie‘ und ‚Individuierung‘ direkt in die männliche Physiologie eingeschrieben werden“ (ebd.: 4) und der Mann „endgültig zum modernen Menschen der Humanwissenschaften verallgemeinert“ (ebd.: 6) wurde, scheinen die Geschlechterbestimmungen am Ende des 18. Jahrhunderts in einem von Aushandlungen geprägten Wandel begriffen zu sein, in dem eine Skepsis „gegenüber der Szientifizierung sozialer und politischer Widersprüche, gegenüber Reduktionismus und wissenschaftlicher Selbstüberhöhung“ (ebd.: 4) spürbar ist. Die in der Entwicklung enthaltene Widersprüchlichkeit führt Honegger zu der These, dass der Wandel der Geschlechterbestimmungen daher kaum mit der erklärungsstiftenden Formel eines Übergangs der Gesellschaft von einer herrschaftsständischen zu einer berufsständischen angemessen dargestellt werden

5 Insofern ist der Text von 2016 relativ zum vorliegenden Text eine in erster Linie kritisch-analytische Vorstudie, deren Fokus auf dem Nachweis lag, dass keines der beiden in der Literatur vorhandenen kontroversen Lesemodelle der Biographie Louises die eigenständige Konstruktion ihrer Lebenswelt in ihrem sozialen Kontext angemessen berücksichtigt.

kann. Dies bildet wiederum die argumentative Basis für die methodische Konsequenz ihrer Untersuchung, die Rekonstruktion des Geflechts von einer allgemeinen Stilisierung des Menschen und einer geschlechterspezifischen Schichtung durch Fallanalysen der kulturellen Deutungsmuster und ihrer im Umbruch befindlichen Strukturen zu ergänzen (ebd. 1996: 5 f.).⁶

5. „Biographie“ als Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung

Aus sozialwissenschaftlicher Perspektive ist „Biographie“ zu verstehen als eine soziale Tatsache, die sowohl kulturelle Muster, soziale Praktiken und Alltagsverständnisse, aber auch institutionalisierte Regeln sowie subjektive kognitive Konstruktionen umfasst. Zwei Aspekte stehen dabei im Zentrum des Konzepts: erstens die explizite Verknüpfung von „Lebensgeschichte“ und „Lebenslauf“ und zweitens die Zeitlichkeit sozialer Phänomene. Der Begriff Lebenslauf verweist in der Regel auf einen theoretischen Zugang zum Leben eines Individuums im Sinne einer „objektiven“ Abfolge der Ereignisse und legt somit den Fokus auf die gesellschaftlichen Strukturen, die „von außen“ einen gewissen Rahmen für das Lebensverlauf zur Verfügung stellen.

Unter der Lebensgeschichte eines Menschen wird hingegen die Erzählung der jeweiligen Lebensereignisse verstanden und damit verstärkt das subjektive „Innere“ fokussiert. Mit dem Konzept „Biographie“ wird nun angestrebt, den Dualismus von Innen und Außen, wie er in den Begriffen Lebensgeschichte und Lebenslauf anklingt, zu diskutieren und zu überwinden, indem die Perspektiven, wie sie sich im Lebenslauf und in der Lebensgeschichte ausdrücken, in der Analyse zusammengeführt werden (Dausien 2010: 362 f.). Insbesondere die Perspektive des Lebenslaufs ist im Forschungsprozess relevant, um in biographieanalytischen Arbeiten auch angemessen berücksichtigen zu können, welche „sozialen Möglichkeitsräume“ für individuelle Lebensentwürfe und deren Realisierung“ bestehen (Dausien 2010: 364, Hervorhebung im Original). Bezogen auf die Perspektive der Lebensgeschichte ist dabei zu betonen, dass statt der Deutung der Lebensgeschichte vielmehr ihre praktische Rekonstruktion im Vordergrund steht (Alheit/Dausien 2006: 434). Der Aspekt der praktischen Rekonstruktion einer Lebensgeschichte, wie Dausien und Alheit ihn im Kontext von biographischen Erzählungen in Interviews fassen, wird im Folgenden bezogen auf den Akt des Erzählens, wie er im Verfassen der Tagebucheinträge und -versionen und weiteren Notizen der Fürstin enthalten ist. Wie dies im Forschungsprojekt konkret methodisch gefasst wird, kann aufgrund des begrenzten Umfangs und des Fokus dieses Artikels an dieser Stelle nicht näher erläutert werden.

Diese Verbindung der Perspektiven von Lebenslauf und Lebensgeschichte steht im Zusammenhang mit dem zweiten genannten Aspekt, der Zeitlichkeit: Biographie kann sowohl aus einer Produktperspektive heraus betrachtet werden, das heißt als „*Resultat*“ kollektiver und individueller Aktivität“ (Dausien 2010: 362, Hervorhebung im Original), als auch aus einer Prozessperspektive und damit als ein „*Modus und Prozess der Konstruktion* sozialer Realität“ (ebd., Hervorhebung im Original). Mit dem Konzept

6 Diesen Anspruch erfüllt Honegger in ihrer Studie auf überzeugende Weise. Das gesellschaftspolitische und wissenschaftliche Ringen um die – in zeitgenössischer Hinsicht neue – Ordnung der Geschlechter ist unmittelbar plausibel. Diesen analytischen Anspruch in den anschließenden Kapiteln zu übertragen auf eine rekonstruktive Einzelfallanalyse weiblichen Lebens im gesellschaftlichen Umbruch am Übergang zur Moderne ist insofern Teil des vorliegenden Forschungsprojekts.

der Biographie wird also explizit die Zeitlichkeit und Prozesshaftigkeit im Sinne eines Veränderbar-Seins und Geworden-Seins von sozialen Phänomenen betont und so die Analyse von individuellen und kollektiven Lebenslagen ausdrücklich auch auf ihre Geschichte und ihre anvisierte Zukunft bezogen (Dausien 1994: 131 f.).

Unterschiede zu theoretischen Konzepten wie „Sozialisation“ und „Individualisierung“ bestehen darin, dass in Biographien die Aspekte Gesellschaft und Individuum, Struktur und Handeln auf sozialweltlicher Ebene zusammenlaufen, womit die Subjekt- und Objektperspektive auf einen Lebensverlauf bereits integriert sind. Biographische Sinnkonstruktionen stellen subjektive Leistungen der Individuen dar, die jedoch grundsätzlich angewiesen sind auf Orientierungsmuster und interaktive Regeln, die innerhalb der jeweiligen gesellschaftlichen Strukturen wirksam sind. Aus dieser Perspektive wäre es daher zu kurz gegriffen, von einem abstrakten Modus der Vergesellschaftung eines Individuums auszugehen, da die subjektive Integrationsleistung des Einzelnen nicht ausreichend in den Blick genommen wäre. Die gesellschaftlichen Makrostrukturen werden zwar – und durchaus notwendiger Weise – in die Analyse mit einbezogen, allerdings stets bezogen auf das konkrete Subjekt und sein Alltagshandeln. Die Biographie eines Individuums ist somit mehr als die bloße Antwort auf gesellschaftliche Strukturen. Vielmehr ist sie zu verstehen als individuelle Prozessstruktur, in der die jeweiligen Erfahrungen innerhalb des sozialen Raumes erfasst werden und die selbst wiederum strukturierend auf den sozialen Raum zurückwirkt (Alheit/Dausien 2006: 441). Ziel biographischer Forschung ist in der Konsequenz nicht allein, subjektive Sinnkonstruktionen einzelner Biographieträger(innen) herauszuarbeiten, sondern die biographischen Sinndeutungen in ihrer Verknüpfung der individuellen Mikro- und gesellschaftlichen Makroebene zu rekonstruieren und zu interpretieren (Dausien 2010: 364).

6. Biographizität: Vermittlung zwischen Subjektivität und Struktur

Die Erfahrungen und die Wissensstrukturen, die biographisch erworben bzw. produziert werden, stellen die kognitive und emotionale Basis für soziale Handlungen und potentielle Lernprozesse dar. Die Erfahrungsstruktur, die der Einzelne im Lebensverlauf aufschichtet und über die er in ein Verhältnis zu sich selbst und zur sozialen Welt eintreten kann, ist nach Peter Alheit mit dem Begriff der Biographizität zu fassen (vgl. Alheit 1995: 267 f.). Über die biographische Arbeit kann das einzelne Subjekt sich selbst und seine Lebenswelt interpretieren und sozial handlungsfähig werden (Dausien 2007: 16 f.). Der Einzelne entwickelt während seines Lebensverlaufs individuelle kognitive Strukturen, welche seine Sicht auf die Welt und sich selbst konstituieren. Diese individuellen Sichten sind „hochspezifisch, aber sie entstehen auf der Folie der strukturellen Bedingungen der Biographie und wirken auf sie zurück“ (Alheit 1992: 59 f.). Den gesellschaftlichen Strukturen kann sich der Einzelne nicht entziehen – ein individueller Lebensentwurf jenseits der gesellschaftlichen Vorgaben ist nicht denkbar. Und dennoch darf die Biographie des Einzelnen nicht als bloßes kognitives Abbild der Strukturen verstanden werden, in deren Rahmen der Einzelne seine Subjektivität entwickelt. „„Struktur“ ist freilich in diesem Zusammenhang nichts Starrs, Unveränderbares. Und auch ‚Subjektivität‘ bedeutet nicht ein für allemal erlangte Selbstgewißheit“ (Alheit 1992: 62, Hervorhebung im Original). Somit wäre es falsch, davon auszugehen, dass soziale Strukturen außerhalb der sozialen Akteure existieren. Zwar bilden sie den

strukturellen Rahmen, mit dem das Subjekt quasi von „außen“ konfrontiert wird. Jedoch ist es erst das soziale Handeln eben dieser Subjekte, welches die sozialen Strukturen aktualisiert. Gleichsam darf auch Subjektivität nicht als ein gewissermaßen feststehendes Medium verstanden werden, das sich besser oder schlechter in den jeweiligen gesellschaftlichen Rahmen einfügt. Vielmehr stellt sie einen sozialen Lernprozess dar, dessen Entwicklung geprägt ist von den individuellen Auseinandersetzungen mit den jeweiligen sozialen Rahmenbedingungen (Alheit 1992: 64).

Sowohl die Produktdimension wie auch die Prozessdimension von Biographien sind in zweifacher Weise an soziale Geschlechterkonstruktionen gekoppelt: biographische Sinnkonstruktionen sind einerseits durch Geschlechtervorstellungen in der Gesellschaft strukturiert, andererseits stellen sie eine soziale Praxis dar, „die Geschlechterkonstruktionen im Modus biographischer Selbst-Verortung hervorbringt“ (Dausien 2006: 192).

7. Die biographische Interpretation der Lebenswelt der Fürstin Louise von Anhalt-Dessau

Die Möglichkeiten, die potenzielle biographische Arbeit Louises zu analysieren, sind – im Vergleich etwa zu einem lebenden Interviewpartner – im besonderen Maß bestimmt durch die Quellenlage. Gleichzeitig ergeben sich durch die verschiedenen erhaltenen Tagebuchversionen Louises sowie durch die erhaltenen Korrespondenzen und weitere Quellen im Kontext des gesellschaftlichen und pädagogischen Reformprogramms in Anhalt-Dessau punktuell tiefe Einblicke in Louises Lebenswelt. Im Folgenden wird unter Heranziehung verschiedener Quellen Louises und ihr nahestehender Personen versucht, die Sinnkonstruktionen Louises und ihres direkten Netzwerkes innerhalb ihrer sozialen Welt – insbesondere in Bezug auf Weiblichkeit – nachzuvollziehen.

Hierzu werden in einem ersten Teil Facetten ihrer Lebenswelt in den Blick genommen, die als Ausdruck der gesellschaftlichen Struktur den Orientierungsrahmen für ihre Konstruktionen von weiblichem Leben bereitstellen. In diesem Kontext ist einerseits der zeitgenössische Diskurs um die Rolle der Frau und andererseits das konkrete soziale Feld am Dessauer Hof relevant für die biographische Interpretation. Als besonders ertragreiche Quelle ergibt sich in diesem Kontext die von Friedrich Wilhelm Erdmannsdorff (1736-1800) konzipierte, in eine emblematische Bildsprache verdichtete Typologie höfisch-fürstlicher Weiblichkeit für den repräsentativen Gartensaal des Luisiums, dem Landschloss in dem Louise gewidmeten Teil des Wörlitzer Gartenreichs. Die dortige Darstellung von Weiblichkeit ist anzusehen als die soziale Erwartung in Bezug auf „Frau sein“, wie sie Louise vom Hof und konkret vom Fürsten entgegengebracht wurde. Die Erläuterung und Interpretation des Tugendprogramms werden ergänzt um einige Einblicke in die freundschaftlichen Beziehungen der Fürstin. Die freundschaftlichen Kontakte stellen einen Interaktionsrahmen dar, in den die gesellschaftlichen Erwartungen – und damit auch die grundlegenden Vorstellungen von „Frau sein“ – einfließen, was sie sichtbar werden lässt. Zudem lassen sich die Freundschaften Louises – zumindest ihre Freundschaften zu bürgerlichen Frauen – betrachten als ein geschützter Raum, innerhalb dessen mindestens in der Phantasie aus den gesellschaftlich vorgesehenen Handlungsräumen herausgetreten werden kann. Dies gipfelt in gemeinsamer Reflexion über die zeitgenössische Rolle der Frau. Um das analytische Potential darzulegen, wer-

den hier Louises Freundschaft zu ihrem Vorleser und Gesellschafter Friedrich Matthisson und zu ihrem Freundschaftskreis aus dem weiblichen Bürgertum, hier zu Elisa von der Recke und Jenny Möser, thematisiert.

In einem anschließenden zweiten Teil steht die subjektive Ebene von Louise im analytischen Fokus, mit der Frage, welche Sinnkonstruktionen hinsichtlich ihrer Rolle als Frau und in Bezug auf ihre Lebensplanung sich anhand ihrer Tagebücher rekonstruieren lassen. Insbesondere über den Vergleich der verschiedenen Tagebuchversionen sowie der Einträge vor und nach der Ehekrise lässt sich analysieren, dass und wie sich Louise mit sich selbst und ihren Handlungsräumen als Frau auseinandersetzt.

8. Weiblichkeit im Spiegel der gesellschaftlichen Strukturen um Louise

8.1 Weibliche Tugenden im Gartensaal des Luisiums

Zwischen 1774 und 1778 entstand unter der architektonischen Leitung Friedrich Wilhelm Erdmannsdorffs (1736-1800) auf dem ehemaligen Vogelherd eine Parkanlage mit Landschloss, das der Fürstin Louise gewidmet war. Das Gestaltungskonzept mit empfindsamen⁷ und philanthropinischen Anteilen ist als Programm empfindsamer weiblicher Tugenden⁸ zu verstehen, in dem das Bild einer Fürstin gezeichnet wurde, welche „die Möglichkeit wahrnahm, fern der Residenz und durch ländliche Abgeschiedenheit schädlichen Einflüssen entzogen, ein vorbildhaftes, der Ausbildung innerer Werte gewidmetes Leben zu führen“ (Froesch 2002: 26). Den Kern des Tugendprogramms bilden die neun Bildfelder (vier runde und vier achteckige Felder, die um ein Mittelbild gruppiert sind) an der Decke des Gartensaals. Eine zeitgenössische Beschreibung der Bildfelder findet sich bei Morgenstern (1801):

Plafond: der Cirkel in der Mitte: Die Religion, eine Fackel in der rechten Hand, umfaßt mit der Liebe, die Tugend. Beide fliegen auf einem Regenbogen, dem Zeichen der Gnade, himmelwärts. Ein Kranz von Amaranthen, der Blume der Beständigkeit, umgibt das Ganze. Erstes kleines Oval: die Liebe, eine weibliche

7 Unter „Empfindsamkeit“ ist in der europäischen Aufklärung eine Tendenz zu verstehen, die als Lebenshaltung ein Pendant zu einer vernunftorientierten aufgeklärten Lebenshaltung darstellt und von einer Betonung der Seele und des überschwänglichen Gefühls, der Kultivierung intimer Freundschaften und einem Bezug auf das innere, das private Leben geprägt ist. Das Gefühl und der Glaube an Gefühl bilden dabei die Grundlage der Erfassung und Beurteilung der Welt. Sowohl in der Betrachtung als auch in der Beschreibung von Ereignissen steht die Fülle des Gefühls im Zentrum, die Schilderungen folgen dem Strom der Empfindungen (Sheldon/Sheldon 1971: 31). Eine detaillierte Analyse der geistesgeschichtlichen Kontextbedingungen und der Einzelelemente findet sich bei Sauder (1974).

8 „Zarte Weiblichkeit spricht sich in ihrem stündlichen Thun und Wesen, fester Mannsinn aber in ihrem täglichen Dulden und Handeln aus“ (Matthisson 1825: 338). Diese Beschreibung der Fürstin Louise, wie sie Matthisson – kurz nach Antritt seines Dienstes als ihr Vorleser und Reisebegleiter – gegenüber seinem Freund Bonstetten vornimmt, drückt zweierlei in Bezug auf den Tugendbegriff des ausgehenden 18. Jahrhunderts aus, und dies, ohne dass (oder grade weil) sie die Begriffe Tugend oder Tugendhaftigkeit enthält. Zum einen steht der Tugendbegriff des 18. Jahrhunderts sowohl in antiker als auch in biblischer/christlicher Tradition und stellt im Sprachgebrauch eine vielschichtige, nicht immer moralische Anteile enthaltende Bezeichnung für wünschenswerte oder vorbildhafte Eigenschaften von Personen dar. In der christlichen Tradition ist unter Tugend insbesondere ihre sittliche Vollkommenheit, in der antiken Tradition die Tüchtigkeit und Mannhaftigkeit zu verstehen. In diesem Zusammenhang weist Münch (1984) darauf hin, dass es „nur selten eindeutig zu klären ist, ob man es mit einem einfachen Fortleben antiker Denkformen oder mit deren bewußter Übernahme, also einer ‚Rezeption‘ im Wortsinne, zu tun hat“ (Münch 1984: 17, Hervorhebung im Original).

Figur mit einem geflügelten Kinde, die sich küssend umarmen, in de Wolken. Zweytens. Die Unschuld: ein Mädchen mit dem Lamm im Arm unter einem Strohdach; nebenan sitzt ein Kind, das Rosen flicht. Drittens: Die Sanftmut: Der Löwe, der sich vor der Schönen demütigt, die ihn mit Rosenbanden fesselt. Viertens: Die Reinheit der Seele: ein Mädchen stützt ihre Linke auf ein gutmütig dastehendes Einhorn; mit der Rechten fängt sie eine Schale Wasser auf, das aus dem nahen Felsen entspringt. Erstes Achteck: Die Bezähmung der Begierden und die Mäßigkeit; erstere mit dem wiehernden, sich bäumenden Roß, die andere an der Wasserurne reicht in einem Maß dem anderen herbeikommenden Pferde sein Futter dar. Zweytens. Die Ehre unter der Gestalt einer weiblichen sitzenden Figur in weißem Kleide, einen langen Stab in der Hand. Der gute Ruf (auch eine weibliche Figur) setzt ihr einen Lorbeerkrantz auf. Drittens: Die Treue, von einem Hunde begleitet, steigt in einen abfahrenden Nachen, wo sie die Freundschaft empfängt. Sie reichen sich die Hände, um auch bei Stürmen nicht getrennt zu sein. Viertens: Die Demut, ihr zur Seite das Schaf; die Bescheidenheit in der Mitte; die Geduld, die ein Kreuz trägt. Sie fassen sich sämtlich Hand in Hand und gehen so still nach dem Tempel der Unsterblichkeit zu (Morgengestern 1801, zitiert nach Froesch 2002: 154).

Im Mittelbild findet sich schließlich die Apotheose der weiblichen Tugend, dargestellt als „Gestalt in antikisierendem Gewand, die von einem Genius über einen Regenbogen, das Zeichen der Gnade, in den Himmel emporgeleitet wird“ (Froesch 2002: 149 f.). Eine Ergänzung der an der Decke dargestellten weiblichen Tugenden bilden vier ovale Wandbildnisse, „weibliche Beschäftigung vorstellend: 1. die Malerey. 2. die Dichtkunst. 3. die Lektüre. 4. die Musik“ (ebd.: 149) sowie zwei Paare von Tänzerinnen an der Ost- und Westwand des Saales, die sich als Ausdruck des zeitgenössischen, einer neuen Natürlichkeit verpflichteten Ideals von Weiblichkeit lesen lassen (ebd.: 150).

Den Entwürfen Erdmannsdorffs für die Gestaltung der Deckenbildnisse ist zu entnehmen, dass in einem ersten Schritt auch häusliche Tugenden in die Überlegungen zu den Bildfeldern einbezogen waren, bereits ab dem zweiten Entwurf jedoch auf sie verzichtet wurde. Dies hängt – wie Froesch plausibel argumentiert (ebd.: 161) – mit dem landesherrlichen Selbstverständnis zusammen, stellt jedoch zwei interessante Brüche dar, erstens mit der im übrigen Gestaltungsprogramm vorzufindenden Nähe zu einer bürgerlichen Lebensweise und zweitens mit den Lebensroutinen der Fürstin Louise, aus deren Tagebuchaufzeichnungen hervorgeht, dass sie hausmütterlichen Aufgaben durchaus rege nachging. Im Zusammenspiel mit der Darstellung der Apotheose der weiblichen Tugend, die im Raumprogramm den Platz einnimmt, „der ehemals der barocken Herrscherapotheose eingeräumt war“ (ebd.: 157), wird deutlich, dass hier ein Ideal von Weiblichkeit als moralischer Anspruch an die Außenwelt dargestellt wird. Dieser moralische Anspruch ist zudem auf die Fürstin zu beziehen, die in diesem Zuge weniger als Person, sondern als Vorstellung der idealen – im Sinne von „die Ansprüche an ihre Tugendhaftigkeit erfüllende“ – Regentin angesprochen wird. Die im Luisium vorgenommene Inszenierung der weiblichen Tugendhaftigkeit kann somit verstanden werden als Ausdruck der höfischen Erwartung an Louise, das dargestellte empfindsame Weiblichkeitsideal zu verinnerlichen und lebenspraktisch umzusetzen (ebd.: 161). Zudem liegt es nahe anzunehmen, dass sich in dem umgesetzten Tugendprogramm auch der höfische Anspruch ausdrückt, dass Louise von außen nur als (ideale) Regentin

wahrgenommen wird. Die Betonung der Nähe zum bürgerlichen Leben wäre dann ausschließlich in den Kontext der (Aus-)Bildung innerer Werte und der weiblichen Erkenntnis zu stellen, ohne dass eine grundsätzliche Annäherung an die bürgerliche Lebensweise, die ein Hinterfragen der landesherrlichen Rolle zur Folge haben könnte, unterstellt werden müsste.

Bezogen auf die biographische Interpretation des Lebensverlaufs von Louise kann die Inszenierung der weiblichen Tugenden im Luisium angesehen werden als ein konkreter Ausdruck gesellschaftlicher Strukturen, die die Handlungsräume Louises bedingen, indem sie Orientierung und Begrenzung für ihr Handeln bieten. Ein eigener Anteil Louises an der Gestaltung des Luisiums ist anhand der Quellen nicht anzunehmen. Die Darstellung von „weiblichen Tätigkeiten“ und „weiblichen Tugenden“ innerhalb des Programms geht auf die Konzeptionen Erdmannsdorffs zurück, der seine Pläne wiederum mit den Vorstellungen des Fürsten abgestimmt haben wird. Die Inszenierung stellt somit den künstlerischen Ausdruck der Handlungsspielräume dar, wie sie Louise vom Fürsten und am Hof allgemein zugebilligt wurden. Die Bestimmung dessen, was als weiblich bzw. für das weibliche Geschlecht angemessen gilt, erfolgt im Diskurs am Hof und auch im Diskurs nach außen somit durch den Mann. Zwar erlaubt die Gestaltung des Luisiums Assoziationen an das mit einer Aufwertung der weiblichen Erkenntnis verbundenen neue Verständnis der Frauenrolle; gleichwohl bleibt der weibliche Handlungsrahmen begrenzt auf die vorgestellten Tätigkeiten. Mit Blick auf die Tugenden ergibt sich ein Kanon, bestehend aus „Mäßigkeit und Bezähmung der Begierden“, „Demut, Bescheidenheit und Geduld“, „Ehre und guter Ruf“, „Treue und Freundschaft“, „Unschuld“, „Liebe“, „Sanftmut“ und „Reinheit der Seele“. Innerhalb der Inszenierung der weiblichen Tugenden wird der Schnittpunkt von Weiblichkeit bzw. „Frau sein“ und Adel bzw. „königliche Hoheit sein“ thematisch. Seitens des Hofes wird der wahrgenommene Konflikt gelöst mit dem Verzicht der Darstellung häuslicher Tugenden.

8.2 Die Freundschaftsbeziehungen⁹ Louises: Spiegel sozialer Erwartungen und Ort der Reflexion

Friedrich Matthisson trat 1795 als Vorleser und eine Art Reisemarschall in den Dienst der Fürstin. Interessant sind für den hier gewählten Kontext insbesondere zwei Aspekte des Kontakts zwischen ihm und der Fürstin: erstens die in den Äußerungen Matthissons indirekt ausgedrückte Erwartung an Louise bzw. ihr Verhalten als Angehörige des weiblichen Geschlechts und zweitens die seitens Matthisson vorgenommene Unterscheidung zwischen verschiedenen Adressierungen der Fürstin im brieflichen Kontakt, die als Differenzierung zwischen verschiedenen Rollen von Louise betrachtet werden kann (s. u.).

9 Freundschaft in der Epoche der Aufklärung kann begrifflich gefasst werden als eine das Jahrhundert bestimmende sozialetische Kategorie, die insbesondere von der antiken und christlichen Morallehre wie auch vom naturrechtlichen Denken geprägt war (vgl. Mauser/Becker-Cantarino 1991: VII). Als Charakteristik des Freundschaftsbegriffs des ausgehenden 18. Jahrhunderts kann dabei eine enge Verknüpfung mit den Konzepten Individualität und Liebe gesehen werden. Meyer-Krentler (1991) betont hierbei, dass es sich bei Freundschaft keinesfalls um eine anthropologische Konstante handelt, sondern um ein Konzept, das Bedeutungs- und Relevanzverschiebungen unterliegt und das im 18. Jahrhundert zu einem zentralen Begriff der Selbstdeutung dieser Epoche wurde – bis hin zur Deklaration dieses Jahrhunderts als „Jahrhundert der Freundschaft“ (Pott 2004).

Die freundschaftliche Beziehung zwischen Matthisson und Louise war geprägt von Phasen euphorisch empfundener Verbundenheit einerseits und von Phasen emotionaler Distanz mit tiefgreifenden Missverständnissen andererseits. Beispielhaft kann dies anhand der Tagebucheintragungen vom 21. und 22. September 1795 in Mendrisio (während einer Italienreise) gezeigt werden. In diesen Tagen kam es zu einem Disput zwischen Louise und Matthisson; der Anlass war eine Gefühlsregung Louises im Anschluss an ein Gespräch am 21. mit der „französische[n] Emigrant[in] Collon“, die von ihren bisherigen „Angstlichen Begebenheiten“ erzählte. Ihr Ausdruck „Quand on a tout perdu, pourquoi regretter la vie“ (Originaltagebuch: 61) führte zu Tränen Louises. Obwohl Louise keine genaue Ausführung dazu macht, ist anhand ihrer Eintragung ersichtlich, dass sie nicht allein das Schicksal Collons derart rührt, sondern die Ähnlichkeit mit ihrem eigenen. Am 22. September berichtet Louise dann von einem „heftigen Ausdruck deßen, der mich so ganz zu verstehen schien und doch mißverstand, das ergriff meine Seele, denn mein Schicksal war gleichsam (wann nur die Möglichkeit dieses Ausdrucks Erfüllung wahrscheinlich schien) dadurch zerrüttet“ (ebd.). Unter Einbeziehung des Gedichts, das Matthisson wenige Tage später anlässlich Louises Geburtstags am 24. September verfasste, wird deutlich, worin die Ursache für derartige Verstimmungen liegen könnte: in der von Matthisson vertretenen Erwartung an Frauen als „stille Dulderin“.

*An Komos Wasserspiegel, wo schlank und hoch
Aus Lorbeerschatten sich die Zypress erhebt,
Und brausend an der Pliniana
Luftiger Halle der Strom herabschäumt:*

*Da hellte meinem Auge dein Genius
Der Zukunft Fernen. sieh! Deine Lebensbahn,
Nicht mehr ein schroffer Bergpfad, neigte,
Golden vom Abende sich durch Blumen.*

*In ernster Trauerweiden Umdämmerung stand,
Von Opferrosen glühend, ein Sarkofag,
Auf den die Freundschaft, fest vom treuen
Arme der Wahrheit umschlungen, eingrub:*

*„Sie liebte, glaubte, litt! war Beglückerin,
Doch nie Beglückte! Wonne dem Sterblichen
Der bald aus der Verbannung Nebeln
Sich dem entschleierten Engel nachschwingt“
(Matthisson 1913: 7).*

Mit dem Gedicht „ist geradezu paradigmatisch die Erwartung ausgesprochen, die Matthisson und Bonstetten an die Freundschaft mit Frauen haben: Vertraute, Trösterinnen, Mäzeninnen, auch Gefährtinnen im literarischen Freundschaftsunternehmen sollten sie sein, das Leid aber, das aus ihren unerfüllten Wünschen resultiert, haben sie gefälligst in Demut selbst zu tragen“ (Jost 2013: 146). An diesem Beispiel wird deutlich, wie Louise in ihren Freundschaften zu Vertretern des männlichen Bürgertums, wie

hier bei Matthisson, mit den gesellschaftlichen Strukturen im Sinne der zeitgenössischen Vorstellungen vom Wesen und dem Verhalten „der Frau“ konfrontiert wird, was insbesondere in Situationen, in denen Louise persönliche Betroffenheit artikuliert, potentiell zu Konflikten führt.¹⁰

Demgegenüber stellen ihre Freundschaften zu weiblichen Angehörigen des Bürgertums einen Raum dar, der es ihr ermöglichte, sich zumindest für begrenzte Zeit den höfischen Verpflichtungen und gesellschaftlichen Erwartungen hinsichtlich der Rolle der Frau zu entziehen. Was bei Matthisson nicht auf Anteilnahme stößt, findet bei Elisa von der Recke Gehör: ihr empfundenes Leid im Rahmen der Ehe und der dynastischen Erwartungen, ihre Enttäuschung über die Entwicklungen ihrer Beziehung zu Franz und auch zu Friedrich, ihrem Sohn; all das, was im höfischen Rahmen sonst still zu dulden ist. Die Empfindungen zuzulassen „hieß auch, Freiräume ausloten“ (Geyer-Kordesch 2008b: 110). Die intensive Kommunikation über Gefühle und Beziehungen ist selbst Gegenstand der Reflexion:

Der Wahrheit treu fühle ich dieses Ihnen doch schreiben zu müssen. --- Sie müsstest wenig Aufmerksamkeit doch auf mein Wesen haben liebe Elisa. Sie beobachten denke ich so fein fühlen so délicat, tadeln so sehr Alle die undélicat mit mir umgehen --- Aber so ist 's auch hier wie Goethe sagt, (in seinem Werther glaube ich) „es ist nichts seltner unter den Menschen als sich einander verstehen“ (Korrespondenz der Fürstin LHASA Abt. Dessau Z 44, A 10 Nr. 292).¹¹

In Frauenfreundschaften konnte somit die vorgesehene Rolle der Frau reflektiert und zumindest im imaginären „Schönen“ überschritten werden (Geyer-Kordesch 2008: 110). In diesem Kontext lassen sich auch die publizierten Briefe Jenny Möser an die Fürstin lesen als „Erkundungen weiblicher (und männlicher) Grenzerfahrungen“ (Geyer-Kordesch 2008b: 123). Beachtungswert sind zudem die von Elisa von der Recke gemeinsam mit Louise durchgeführten „Selbstprüfungen“ (Recke 1984: 111) während Elisass Aufenthalt in Wörlitz in der Zeit von Dezember 1789 bis April 1790:

¹⁰ Der Umstand, dass (philosophische) Reflexion über Freundschaft im 18. Jahrhundert in der Regel im Kontext einer moralphilosophischen und gesellschaftlichen Modellbildung erfolgt, kann auf die Eigenschaft des Konzepts Freundschaft bezogen werden, dass diese nicht nur auf die Empfindungen einer Person zu beziehen ist, sondern auch eine Handlungskategorie darstellt. Aus den grundlegenden Arbeiten von Rasch (1936) sowie Tenbruck (1964) ergeben sich für die „Handlungskategorie“ Freundschaft in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert Lesarten zwischen einer „Grundsubstanz einer neuen Gemeinschaftskultur, die ‚von innen heraus‘ auf eine neue staatliche Struktur zuwächst“ (Meyer-Krentler 1991: 5), sowie einer sozialen Zwischenformation innerhalb des Prozesses einer sozialen Differenzierung im Zeitverlauf hin zur Moderne. Die zeitliche Abgrenzung dieser Zwischenformation – die natürlich erst in der Rückschau so interpretierbar wird – kann dabei erstens am Wandel des Freundschaftsdenkens in Form einer Erhebung über die Vorstellung einer allgemeinen Menschenliebe festgemacht werden, so dass „nun gerade nicht mehr jeder Mensch freundschaftlich zu lieben ist, sondern nur noch diejenigen sich zusammenschließen, die tatsächlich im Gleichklang der Seele leben“ (ebd.: 9). Zweitens erfolgt seit dem Sturm und Drang eine Trennung von – im Freundschaftskonzept des 18. Jahrhunderts in enger und harmonischer Verbindung gedachten – „Kopf und Herz, von Tugend und Empfindung“ (ebd.: 11).

¹¹ Die Stelle bei Goethe heißt: „Und wir giengen auseinander, ohne einander verstanden zu haben. Wie denn auf dieser Welt keiner den andern leicht versteht“ (Goethe 1774: 89).

Doch warum wende ich meine Blicke nach außen! – warum erforsche ich in dieser feierlichen Stunde nicht lieber mein Inneres mit prüfendem Ernste? – bin ich in diesem Jahre besser – bin ich weiser geworden? Die Welt um mich her vermag ich nicht zu lenken! aber über die Welt in mir bin ich Herr! – In dieser meiner innern Welt entwickelt sich ein Etwas, das mir selbst nicht recht klar ist (Recke 1984: 57).

Die Rolle dieser gemeinsamen Selbstprüfung für die Erstellung der (erst im 20. Jahrhundert publizierten) Manuskripte, in denen Elisa ihr Leben durchaus in einem kritischen Sinn betrachtet und so die Rolle der Frau aus der weiblichen Perspektive reflektiert und problematisiert wird, ist nicht zu unterschätzen.

8.3 „Albina“ und „Elektra“: Matthissons Adressierungen der Fürstin als Ausdruck ihrer verschiedenen Rollen

Für die Betrachtung der Fürstin Louise unter biographietheoretischen Gesichtspunkten ist innerhalb ihres freundschaftlichen Verhältnisses zu Matthisson ein weiterer Aspekt relevant, der sich in ihrer Korrespondenz finden lässt: die unterschiedlichen Adressierungen der Fürstin durch Matthisson. Sowohl in den brieflichen Anreden als auch in den von Matthisson verfassten Gedichten, in denen Louise als Person eine Rolle spielt, wählt Matthisson drei unterschiedliche Formulierungen für seine Freundin und Dienstherrin. In ihnen erscheint Louise als „Dreyeinigkeit“, bestehend aus „1. Dem leitenden Genius. 2. Der redlichen Elektra. 3. Der hohen Albina““ (Eger 2013: 49). Wie Eger plausibel darlegt, erscheint Elektra als eine Projektion aus der griechischen Mythologie um die Geschwister Orest und Elektra, Kinder der Klytaemnestra und des Agamemnon. Nachdem Klytaemnestra den Tod Agamemnons herbeigeführt hat, tötet Orest seine Mutter. Dies wiederum setzt ihn der Rache der Eumeniden aus, vor denen ihn Elektra rettet. Konkret sieht Matthisson Orest und Elektra als Chiffren für sich und Louise im Kontext seiner ihn belastenden Scheidung 1797, für die Louise zusammen mit ihrem Dessauer Arzt Olberg die Formalitäten verhandelt. Ab dem 16. September 1797 unterschreibt Matthisson seine Briefe an Louise knapp mit „O“. Orest und Elektra sind zudem fortan Protagonisten der zum Geburtstag der Fürstin verfassten Gedichte:

*[...] Ich preise die Götter,
Die Mildern, die Großen,
Die Rettung verheißen
Dem Dulder Orest
Sie preis' ich, bis Odem
und Laute mir schwinden:
sie sandten Electra
zum Genius ihm [...]
(Matthisson 1815: 10).*

Die Figur der Albina kann nicht eindeutig geklärt werden. Es scheint naheliegend, dass mit Albina eine Erhöhung Louises als reine, weiße Frau ausgedrückt wird. Dieser Name wird von Matthisson im poetisch-privaten Umgang genutzt, der Name Elektra im poetisch-offiziösen Umgang (Eger 2013: 50). „Die Verse geben Auskunft über die von der Fürstin im Umgang mit Matthisson gepflegten Selbstbilder – und über das Bild des

engsten Kreises um sie herum“ (ebd.: 50). Louise wird von Matthisson somit nicht „nur“ als die Landesfürstin und Dienstherrin wahrgenommen und scheint es selbst auch nicht zu wollen. Ihr Umgang ist vielmehr von unterschiedlichen Rollen geprägt. Ihr Entstehungsprozess und die jeweiligen Intention sind (noch) unklar; fest steht jedoch, dass Louise nicht nur als „die Fürstin“ im höfischen Sinne agieren will. Neben ihre Rollen als Landes- und für Matthisson Dienstherrin treten auch andere Rollen, die Matthisson mit Albina und Elektra adressiert. „Diese Albina duldet nichts Höfisches an sich. Und schon gar nicht in ihrer Beziehung zu Matthisson, der noch 1798 ‚mein Freund ist‘“ (ebd.: 49), denn ein Höfling könnte „in der Fürstin keine Albina sehen. Oder diese als Elektra anrufen“ (ebd.: 49).

9. Subjektive Sinnkonstruktionen in den Selbstzeugnissen der Fürstin

9.1 Weibliche Subjektivität in den Jahren vor der Ehekrise

Louises Verinnerlichung der Rolle als „stillen Dulderin“ in den ersten Ehejahren – insbesondere gegenüber dem Fürsten – wird anhand von Louises Tagebucheinträgen deutlich, wie an dem des 26. Juli 1775 während der Englandreise:

Zu allem dem kam noch die dicke Luft, der Kohlendampf, die Sprache, die ich nicht kannte, die Ermüdung der Reise – ach, ich war so grämisch, ich mag und möchte es keinem sagen – denn natürlicher Weise tat ich mein möglichstes, den Fürsten nichts davon merken zu lassen, und strich, als wann er kam, alles dieses aus meinem Gesichte weg (Tagebuch der Englandreise: 91).

Zudem zeugen die originalen Tagebücher der Reisen in die Schweiz im Jahr 1770 sowie nach England im Jahr 1775 – anders als es in der Tagebuchversion von Matthisson formuliert ist – von der eindeutigen Zurückhaltung Louises hinsichtlich der Planung der Reise allgemein oder auch eigener Aktivitäten in den bereisten Städten. Während in der Matthisson-Version auf beiden Reisen stets der Fürst und Louise als gemeinsam handelndes „Wir“ tätig sind, ist aus dem originalen Tagebuch ersichtlich, dass lediglich Franz – in Abstimmung mit Erdmannsdorff – die Reiseetappen wie auch die jeweiligen Unternehmungen plant. Louise selbst macht keine Unternehmungen ohne ihn, und auch die Entscheidung darüber, ob Louise Franz und Erdmannsdorff begleitet, scheint allein beim Fürsten zu liegen. So schreibt Louise am 16. August in Zürich: „Während ich auf sie warte, schreibe ich grade diese Worte“ und am 19. August in Bern: „nach dem Mittagessen nahmen sie mich mit“ (Tagebuch der Englandreise: 72). Dass Louise sich den Planungen des Fürsten fügt und keine entgegenlaufenden Interessen hat, erscheint in ihren Aufzeichnungen als Normalität und gewissermaßen als Selbstverständlichkeit. Zu Konflikten kommt es lediglich, wenn die Pläne des Fürsten mit den Erwartungen anderer Personen, in deren Gesellschaft sie sich befinden, kollidieren, wie am 11. September bei einer von dem berühmten Schweizer Mediziner Samuel Auguste Tissot (1728-1797) geladenen Gesellschaft:

Ich hatte mir vorgenommen, nicht zu spielen, damit ich bald zurück zur Herzogin gehen kann, und vor allem, weil der Fürst es so wünschte, da er am folgenden Tage sehr früh abreisen wollte, aber es war umsonst. [...] Schließich, um nicht

als unhöflich zu gelten, nahm ich sein Angebot unter der Bedingung an, nicht lange spielen zu müssen (Tagebuch der Englandreise: 106).

Inbesondere während der Englandreise im Jahr 1775 stellen die Abwesenheit von Dessau und die Entfernung von ihrem Kind (Friedrich ist zu diesem Zeitpunkt sechs Jahre alt) eine enorme Belastung dar. Dessau und damit verbunden ihre Rolle als Landesfürstin erscheinen in ihren Aufzeichnungen als „ihr Bestimmungsort“ (1. August 1775, Tagebuch der Englandreise: 100). In ruhigen Momenten versetzt sie sich im Geiste nach Hause: „Ich dachte in Wörlitz zu sein, zu Hause bei meinem lieben Kleinen und war 5 ¼ Meilen von ihm entfernt, in Bewegung immer weiter zu gehen“ (10. Juli 1775, ebd.: 61). Trost findet sie in der Zufriedenheit des Fürsten, der „gütig“ mit ihr ist, als ihr im Tagtraum die Tränen über die Wangen laufen (vgl. ebd.).

Im Tagebuch der Englandreise lassen sich insgesamt zwei Eintragungen finden, in denen Louise explizit eigene Wünsche an den Fürsten richtet. Zum einen wünscht sie während ihres Aufenthalts in Paris auf der Rückreise von England Rousseau zu besuchen – ein Wunsch, dem der Fürst anscheinend ohne Weiteres nachkommt – und zum zweiten drückt sie während der weiteren Rückreise ihre Abneigung gegenüber dem Plan des Fürsten aus, nicht direkt nach Dessau zurück zu reisen, sondern noch einen Besuch bei ihrer gemeinsamen Tante Henriette Amalie einzulegen. Louise fürchtet eine noch längere Abwesenheit von Dessau,

also, dass ich meine wahre Meinung hierüber sagte. Der Fürst aber, welcher die Sache anders betrachtete, war fest dafür. Ich sagte ihm nun meine Ursachen dagegen und stellte alles übrigen in sein Belieben. Dieses alles ging aber doch so trocken nicht ab – ich vergoss Tränen, weil ich den Fürsten unmutig [=verstimmt] sahe. Endlich fasste er den Entschluss, die Postpferde zu bestellen auf den anderen Morgen, und den nächsten Weg nach Frankfurt zu kommen, und stille übrigens verging dieses kleine Gewitter (Tagebuch der Englandreise: 243).

Auch dieser Eintrag ist auf die Rolle der Frau als stille Dulderin zu beziehen. Wenn gleich Louise in dieser Situation ihre Meinung und Argumente gegen die Pläne der Fürsten ausdrückt, spiegelt sich doch der soziale Druck, der mit dieser Erwartung verbunden ist, in ihrer emotionalen Reaktion darauf, den Fürsten verstimmt zu sehen (ungeachtet dessen, dass sie trotzdem mit dem Fürsten nach Frankfurt zur Tante fahren musste).

Während der Reise in die Schweiz zeigt Louise reges Interesse an den besuchten Galerien, wahrt jedoch Zurückhaltung hinsichtlich einer Bewertung der angesehenen Bilder: „Da mein Urteil in diesem Fall nicht gelten kann, überließ ich es den anderen und kann dennoch nicht leugnen, dass diese Gemälde meinem Geschmack sehr entsprachen, und es freute mich, in den anderen Anwesenden den gleichen Geschmack zu finden“ (Tagebuch der ersten Schweizreise: 96).

9.2 Mutterschaft als weiblicher Handlungsraum zwischen Erwartung und subjektivem Empfinden

Das bereits angesprochene Vermissen des Sohnes während der Englandreise ist auch im Kontext von Louises Rolle als Mutter zu betrachten. Ihre Schilderung der Szene

ihrer Abreise aus Dessau macht deutlich, inwiefern Louise hin- und hergerissen ist zwischen der empfundenen Erwartung als Mutter von Stand die Etikette zu wahren und ihrem eigenen tiefen Gefühl und ihren körperlichen Reaktionen darauf: Nach dem Frühstück machte Louise

noch die letzten Anstalten zur Reise und kleidete mich an; als ich beinahe fertig, kam mein liebes Kind zu mir, und nun kam es mir unmöglich vor, die so lange hervorquillenden, aber doch zurückgehaltenen Tränen noch länger zu dämpfen, denn nun war der mir so grausame Abschiedsaugenblick schon da. Nachdem ich denselben durch häufige Tränen verlängerte, beschloss ich ihn leider mit einer Art Ohnmacht, die mich überfiel, eben da ich aus der gelben Cammer treten wollte (Tagebuch Englandreise: 57).

Ergänzen lässt sich dies um ihre Beschreibung der Rückkehr:

Meine Eile – Freude – so geschwind ich sein wollte – schien mir langsam. Ich lief – ich flog – die Treppe hinan. Als ich 3 Treppen hinauf war und davon die letzte Stufe stieg, kam mein geliebtes Kind an der Hand von Behrisch [=der Prinzenenerzieher] und Rayn [= Lakai namens Reincke?] die Treppe hinunter geflogen, also dass er drei Treppen hinunter und ich eben soviel hinauf gelaufen war. Denselben Augenblick aber fühlte ich nichts aus [=wegen] gar zu viel Empfindung (ebd.: 252).

Im direkten Vergleich ist umso auffälliger, dass sich Louise während der geschilderten Ankunft ganz ihrer Sehnsucht nach ihrem Sohn hingibt und ihren Gefühlen ohne Rücksicht auf die Etikette (deren Erwartungen ihr natürlich bewusst sind und die die Folie ausmachen, vor der sie ihren Gefühlsausbruch beschreibt und rechtfertigt) freien Lauf lässt. Die Bereitschaft zur Übertretung der Etikette wurde gefördert durch den erst zwei Wochen zurückliegenden Besuch bei Jean-Jacques Rousseau: Rousseau heißt das von Franz im Gespräch erwähnte Vermissen des Kindes und Louises Sehnsucht, zu ihm nach Hause zu kommen, gut und betont den erzieherischen Nutzen des natürlichen Gefühls der Eltern.

Er [Rousseau, M.M.] wunderte sich über der Kürze unseres Aufenthalts als geantwortet, dass wir auf morgen wieder weg wollten. Der Fürst sagte darauf, wir hätten bloß diese Tour bei Gelegenheit mitgenommen, und über dem wären wir – besonders ich – sehr ungeduldig wieder nach Hause zu kehren, weil wir einen Sohn von meist [=etwa] 6 Jahren hätten, den wir sehr liebten. Dieses schien ihm sehr zu gefallen und [er] war unserer Meinung. [...] Während den Abschieds Complimenten machte er noch unseres Sohnes Erwähnung. Ich sagte, er würde, in etwas, nach seinem [Rousseaus] Plane erzogen; er sagte aber, indem er wider alle Schriftstellern und wider sich selbst [war], dass alles Schreiben überflüssig wäre, besonders über die Erziehung: „car la Nature a donné le penchant au Parent qui seul suffit pour élever bien leurs Enfants, mais toujours, dit je, il faut, pour savoir guider ce penchant, les livres bons“ (Tagebuch Englandreise: 233 f.).

9.3 Die männliche Vormundschaft über Mutterschaft am Beispiel des Stillens

Der philosophische, medizinische und pädagogische Diskurs des 18. Jahrhunderts führte im Kontext der Argumentationen um die Natur der Frau auch zu neuen Diskursen um Mutterschaft, in deren Zentrum die unter anderem von Rousseau wirkmächtig vertretene Auffassung stand, dass Mütter ihre Kinder selbst stillen sollten. Im Kontext einer Scheinschwangerschaft, die Louise im Jahr 1778 durchlitt, wird die komplexe Situation deutlich, in der sich zeitgenössische Frauen im Rahmen ihrer Auseinandersetzung mit oder Aushandlung der Mutterrolle befanden: Die Entscheidung darüber, ob das Kind von der Mutter oder einer Amme gestillt wurde, oblag nicht der Mutter selbst, sondern dem Gatten.¹² Aus den Tagebuchaufzeichnungen der Fürstin geht hervor, dass sie selbst den Wunsch hatte, das erwartete Kind zu stillen – sicherlich beeinflusst von dem oben erwähnten „modernen“ Frauenbild und der an den Vorgaben der Natur orientierten neuen Mutterrolle (vgl. zu diesem Komplex Badinter 1991). Kurz vor der erwarteten Entbindung fing Louise an „die Glaspumpe anzusetzen, weil der Fürst mir für diesmal erlaubt hatte das Kind selbst zu säugen“ (Tagebuchversion Matthisson: 45).

Dieser kurze Eintrag wirft ein Schlaglicht auf die biographische Grundkonstellation, die sie zu bewältigen hat: Einerseits setzt sich Louise mit der Ausgestaltung ihrer Mutterschaft in den ersten Lebensmonaten des erwarteten Kindes gedanklich auseinander, andererseits hat sie aufgrund der gesellschaftlichen Struktur, in der sie lebt, nur bedingt die Macht, darüber selbst zu entscheiden. Dennoch ist festzuhalten, dass Louise mit ihrer Bitte beim Fürsten aktiv für ihren Wunsch und damit auch für ihre Definition von Mutterschaft eingetreten ist.

9.4 Prozesse der Emanzipierung nach der Ehekrise

Sowohl aus der Abschrift Matthissons als auch in den von Mai 1795 bis zu ihrem Tod erhaltenen originalen Tagebüchern ist ersichtlich, dass Dessau für Louise zu dieser Zeit nicht mehr ihren „Bestimmungsort“ darstellt, sondern vielmehr den Ort, von dem sie sich explizit versucht fernzuhalten. Statt ihres „Vaterlandes“, in das sie sich bei langen Abwesenheiten hineinräumt, stellt es nun die „nordischen Nebel“ dar, in die sie durch „Umstände gepresst und getrieben“ aus Italien zurückkehren muss (8. November 1799, Tagebuchabschrift Matthisson: 97).

Auch ihr Leben als Landesfürstin – die repräsentative Stellung hat sie auch nach der Scheidung inne – stellt für Louise keine Rolle mehr dar, innerhalb derer sie Sinnhaftigkeit und Nützlichkeit ihres Tuns empfindet. Ihr Leben ist stattdessen geprägt von einer immer wiederkehrenden Suche nach sinnstiftenden Aufgaben und Tätigkeiten. Sinnhaftigkeit findet sie in ihren Reisen; stellen diese doch einerseits eine räumliche Distanz zum Dessauer Hof dar und zum anderen neue Handlungsräume bereit. Nicht nur im metaphorischen Sinn bilden Louises Reisen ihre Wege „jenen unbekanntem Höhen meiner dunklen Zukunft entgegen“ (21. August 1795, Tagebuchabschrift Matthisson: 87).

12 Das aufklärungsphilosophisch inspirierte „Allgemeine Landrecht für die preußischen Staaten“ von 1794 sieht dann sogar eine Stillpflicht der Mütter vor: „§67. Eine gesunde Mutter ist ihr Kind selbst zu stillen verpflichtet.“ Aber: „§68. Wie lange sie aber dem Kinde die Brust reichen solle, hängt von der Bestimmung des Vaters ab. §69. Doch muß dieser, wenn die Gesundheit der Mutter oder des Kindes unter seiner Bestimmung leiden würde, dem Gutachten der Sachverständigen sich unterwerfen“ (384).

In emotionaler Hinsicht wie auch im Kontext ihrer Bildung emanzipiert sich Louise auf ihren Reisen vom Fürsten. Während ihres Aufenthalts in Rom nahm sie von November 1795 bis Januar 1796 einen „architektonischen Cursum“ bei Aloys Hirt¹³ (1759-1837), den sie zwischen 1799 und 1801 in Form von Aufsätzen anhand ihrer Notizen und Zeichnungen zusammenfasste. Auch die zuvor gewahrte Zurückhaltung bei Urteilen über betrachtete Kunst ist im Verlauf ihrer Italienreise nicht mehr spürbar. In Louises Aufzeichnungen über ihre Besichtigungen Roms lassen sich zum einen regelmäßig Beurteilungen über die besichtigte Architektur finden, zum anderen drückt Louise explizit ihr dazugewonnenes diesbezügliches Selbstbewusstsein aus, da ihr Auge „unter Hirtens führung hatte lernen anblicken und unterscheiden“ (Originaltagebuch: 137). Gestützt wird dieses Selbstbewusstsein wohl auch durch den umgesetzten Anspruch Louises, sich auf die Italienreise bzw. den Kurs bei Hirt durch die Lektüre bedeutender Historiker der römischen Antike vorzubereiten. „Selbst eine Frau, meint sie, könne den Fuß nicht mit Ehren auf den geweihten Boden von Italien setzen, ohne zuvor mit *Livius* und *Tacitus* ein vertrautes Geistesbündnis geschlossen zu haben“ (Matthisson 1825: 339). Wenngleich die Aussage erheblich von einer Geschlechterdifferenz geprägt ist, drückt sich in ihr doch der Bildungsanspruch Louises an ihre Reise nach Rom aus.

Auch wenn Louise für ihre Abwesenheiten von Dessau die Billigung des Fürsten einholen muss, liegen die Entscheidung zu den Reisen und auch die Planung nun in ihrer Hand. Die formelle Abhängigkeit vom Dessauer Hof bleibt somit zwar bestehen, dennoch fällt Louise ihre Entscheidungen nun selbst. Den Gipfel dieses Prozesses der Emanzipierung vom Fürsten stellen ihre Pläne dar, das Haus von Christian Ferdinand Hartmann (1774-1842) in Stuttgart zu kaufen. So hatte sie im Februar 1801 ihren „still gewährten und lange erwünschten Plan mich hier anzusiedeln und diese Wohnung zu kaufen, dem alten Besitzer kund gethan, und dieses Geschäft mit ihm völlig eingeleitet“ (Tagebuchabschrift Matthisson: 102). Am 23. März 1801 erhielt sie „vom Fürsten einen Brief par secretaire, [...] und von meinem Sohn ein eigenhändiges Schreiben, worin mir beide den hiesigen Ankauf verleiden und widerraten wollen“ (ebd.: 102). Entgegen der dringlichen Empfehlungen des Fürsten und ihres Sohnes vollzieht Louise den Kauf und einen Umbau dieses Hauses, weshalb ihr auch der dessauische Oberhofmeister Georg Heinrich von Berenhorst „sein Missfallen und sein Andersmeinen über den Stuttgarter Ankauf und daß ich nicht beständig in Dessau sitzen bleiben wolle, sehr hart zu verstehen gab“ (25. Mai 1802, ebd.: 107).

Dieser Prozess der Emanzipierung vom Dessauer Hof wird von Louise durchaus als drückend und mitunter beängstigend empfunden, wie es in der Tagebuchabschrift für den 22. März 1799 formuliert ist: „Ich brachte fünf Stunden mit Elisa und Berenhorst zu. Aber mein Gemüth war nicht ruhig, viel weniger heiter. Ich war, wie so oft in meinem Leben gedrückt durch die Gegenwart, betrübt durch die Vergangenheit und geschreckt durch die so dunkle Zukunft“ (Tagebuchabschrift Matthisson: 94). Trotz ihrer Ängste ist sie entschlossen, an dem Stuttgart-Projekt festzuhalten. Außerdem zeugen ihre Tagebücher davon, dass Louise nach Wegen und Orten sucht, auf und an denen sie

13 Alois Hirt galt später als renommierter Kunst- und vor allem Architekturhistoriker und wurde der erste Professor für Archäologie an der neu gegründeten Berliner Universität.

sich dieser Dunkelheit, die über ihrer Zukunft liegt, stellen kann. Diese findet sie einerseits räumlich in Italien, der Schweiz und Stuttgart und emotional in ihrem (weiblichen) Freundschaftskreis.

10. Fazit

Wenngleich es sich bei der interpretativen Rekonstruktion im Rahmen dieses Artikels nur um Schlaglichter handeln kann, ergibt sich in der Summe ein außergewöhnliches und fruchtbares Interpretationsfeld, innerhalb dessen wechselseitige Prozesse zwischen gesellschaftlicher Struktur und individueller Subjektivität von Louise im Zuge biographischer Weiblichkeitskonstruktionen in den Blick genommen werden können. In diesen Konstruktionen zeigt sich ein bisher noch unscharfes Bild weiblicher Subjektivierungsprozesse im ausgehenden 18. Jahrhundert; jedoch lassen sich Umrisse des Bildes einer Frau erkennen, in dem vier Aspekte differenziert werden können:

(1) Louise wurde als preußische Prinzessin geboren und Zeit ihres Lebens offiziell als „Königliche Hoheit“ adressiert; als solche genoss sie am preußischen Hof eine standesgemäße Erziehung, verbunden mit einer an „modernen“ rationalistischen Weltansichten orientierten Bildung.

(2) In einer arrangierten Ehe mit dem an ökonomischen und pädagogischen Reformen interessierten (ihr hinsichtlich der Adelshierarchie nachgeordneten) Landesherren eines kleinen Fürstentums hatte Louise ab einem Alter von 17 Jahren die Rolle der Landesfürstin von Anhalt-Dessau inne, womit ein entsprechendes Gerüst an Erwartungen und normativen Vorgaben verbunden war – erstens hinsichtlich der von ihr zu leistenden repräsentativen (und im Falle der Vertretung des Fürsten auch administrativen) Aufgaben, zweitens hinsichtlich der Erziehung des ersten illegitimen Sohnes des Fürsten und weiterer Ziehkinder sowie der Geburt und Erziehung eigener Kinder und dabei insbesondere eines Kronprinzen und drittens hinsichtlich ihrer Rolle als Frau im allgemeinen. Die zeitgenössischen Vorstellungen über das Wesen der Frau und die damit verbundenen Ansichten über Weiblichkeit, wie sie im Tugendprogramm des Gartensaals des Luisiums veranschaulicht sind, bedingen die Handlungsräume, die für Louise zur Verfügung stehen. Diese Tugenden sind jedoch nicht nur als Ausdruck der abstrakten gesellschaftlichen Struktur anzusehen, sondern auch als konkrete soziale Erwartung, wie sie Louise seitens des Fürsten, des Dessauer Hofes und seiner Besucher entgegengebracht wird. Diese soziale Erwartung beeinflusst in der Konsequenz die alltäglichen Interaktionsräume Louises und die Konstruktion ihrer Lebenswelt.

(3) Darüber hinaus zeigt sich das Bild einer Frau, die sich innerhalb der ihr zur Verfügung stehenden Strukturen einen Freundeskreis schuf, der zwar die gesellschaftlichen Erwartungen an Frauen (von Stand) widerspiegelte, jedoch auch (Frei-)Räume für eine reflexive Betrachtung dieser Erwartungen bot. Ebenso wie innerhalb der Freundschaften gesellschaftliche Strukturen abgebildet werden, in denen die Frau als eine stille Dulderin erscheint, stellen sie schließlich auch den Raum bereit, der es Louise ermöglicht, aus dem strukturell vorgegebenen Orientierungsrahmen herauszutreten und Reflexionen über sich selbst und auch über „Frau-sein“ generell zu betreiben. In diesem Sinne unterstützen also die Freundschaften den Prozess ihrer Emanzipation vom sozialen Erwartungshorizont des Fürstenhofs, indem sich Louise an selbst gewählten „signifikanten Anderen“ orientiert und die daraus folgenden Konflikte durchzustehen versucht.

(4) Den Gipfel der reflexiven Selbstbetrachtungen stellen ihre Versuche dar, sich räumlich und im Kontext ihrer persönlichen Bildungsinteressen (als Ergebnis zielstrebigere und mit Anstrengung verbundener Bemühungen) vom dessauischen Hof und dem Fürsten selbst zu emanzipieren. Ihre Reisen sind dabei einerseits als Werkzeug innerhalb dieses Prozesses zu verstehen und stellen gleichzeitig eine wichtige Errungenschaft der Emanzipierung dar, indem in ihnen Distanz zum Fürstentum hergestellt wird. In dieser Distanz findet Louise Wege, sich mit sich selbst auseinanderzusetzen und eigene Wünsche, die durchaus auch gegen die höfische Erwartung laufen, zu entwickeln. Zwar kann (und will) sie sich nicht den Abhängigkeiten vom Dessauer Hof völlig entziehen, dennoch sind ihre Selbstzeugnisse hinreichend eindeutig zu lesen als Ausdruck einer aufkommenden Suchbewegung nach dem „Eigenen“ im Leben jenseits der Rolle, die ihr qua Stand (einschließlich des korrespondierenden Frauenbildes) eingeräumt wird.

Inwiefern Louise tatsächlich als „modernes Subjekt“ zu begreifen ist oder ihre Art der subjektiven Verarbeitung gesellschaftlicher Strukturen eher als ein Beispiel „weiblicher Übergangsphänomene“ zwischen Vormoderne und Moderne gelten kann, ist im Rahmen weiterer Analysen genauer zu untersuchen. Festgehalten werden kann an dieser Stelle jedoch, dass die aus dem Material rekonstruierten Sinnkonstruktionen Louises in der Summe als die Aufschichtung einer Erfahrungsstruktur zu verstehen sind, über die Louise zu einem Welt- und Selbstverständnis gelangte, das weit über die bloße Anpassung an die Strukturen der ständisch organisierten Gesellschaft hinausging, wie sie vormodernen Subjekten – insbesondere Frauen – oftmals unterstellt wird. Die Perspektive der Biographieforschung erweist sich dabei als gewinnbringender Zugang zum Material, da mit ihr vor allem die Verknüpfung zwischen den gesellschaftlichen Strukturen und der Subjektivität Louises zentral in den Blick genommen werden kann.

LITERATUR

- Alheit, Peter (1997): „Individuelle Modernisierung“ – zur Logik biographischer Konstruktion in modernisierten modernen Gesellschaften, in: Stefan Hradil (Hg.): *Differenz und Integration: die Zukunft moderner Gesellschaften*, Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Dresden 1996, Frankfurt am Main, 941-951. Online als PDF: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-139679> (10.12.2021).
- Alheit, Peter (1995): „Biographizität“ als Lernpotenzial. Konzeptionelle Überlegungen zum biographischen Ansatz in der Erwachsenenbildung, in: Heinz-Hermann Krüger, Winfried Marotzki (Hg.): *Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*, Opladen, 267–307.
- Alheit, Peter und Bettina Dausien (1996): Bildung als „biographische Konstruktion“?, Nichtintendierte Lernprozesse in der organisierten Erwachsenenbildung, in: *Report, Literatur- und Forschungsreport Weiterbildung*, 37, Thema: Biographieforschung und biographisches Lernen, 33-45.
- Alheit, Peter und Bettina Dausien (2000): Die biographische Konstruktion der Wirklichkeit, Überlegungen zur Biographizität des Sozialen, in: Erika M. Hoerning (Hg.): *Biographische Sozialisation, Der Mensch als soziales und personales Wesen*, Bd. 17, Stuttgart, 257-283. <https://doi.org/10.1515/9783110510348-014>
- Alheit, Peter und Bettina Dausien (2006)²: Biographieforschung in der Erwachsenenbildung, in: Heinz-Hermann Krüger und Winfried Marotzki (Hg.): *Handbuch Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*, Wiesbaden, 431-457. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90010-0_21

- Alheit, Peter und Bettina Dausien (2009)²: Bildungsprozesse über die Lebensspanne: Zur Politik und Theorie lebenslangen Lernens, in: Rudolf Tippelt, Bernhard Schmidt (Hg.): Handbuch Bildungsforschung, Wiesbaden, 713-734. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92015-3_38
- Badinter, Elisabeth (1991)⁴: Die Mutterliebe, Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute, Piper, Bd. 1491, München, Zürich.
- Dausien, Bettina (1994): Biographieforschung als „Königinnenweg“?: Überlegungen zur Relevanz biographischer Ansätze in der Frauenforschung, in: Angelika Diezinger, Hedwig Kitzler, Ingrid Anker, Irma Bingel, Erika Haas und Simone Odiema (Hg.): Erfahrung mit Methode: Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung, Forum Frauenforschung, Bd. 8, Freiburg im Breisgau, 129-153.
- Dausien, Bettina (1998): Biographische Konstruktionen in Widersprüchen, in: Kirsten Weber (Ed.): Life history, gender and experience, Theoretical approaches to adult life and learning, Roskilde, 107-114.
- Dausien, Bettina (2006): Repräsentation und Konstruktion. Lebensgeschichte und Biographie in der empirischen Geschlechterforschung, in: Sabine Brombach und Bettina Wahrig (Hg.): Lebensbilder, Leben und Subjektivität in neueren Ansätzen der Gender Studies, Bielefeld, 179-211. <https://doi.org/10.1515/9783839403341-009>
- Dausien, Bettina (2007): „Biographiarbeit“ als Perspektive pädagogischer Praxis, in: LAG Lokale Medienarbeit NRW e. V. (Hg.): Lebens(ver)läufe: biografische Spurensuche als Weg zum respektvollen Miteinander, Schriften zur lokalen Medienarbeit, Bd. 5, Duisburg, 12-22.
- Dausien, Bettina (2010)³: Biografieforschung: theoretische Perspektiven und methodologische Konzepte für eine rekonstruktive Geschlechterforschung, in: Ruth Becker und Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung, Theorie, Methoden, Empirie, Geschlecht & Gesellschaft, Bd. 35, Wiesbaden, 362-375. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92041-2_43
- Dausien, Bettina und Helga Kelle (2009)²: Biographie und kulturelle Praxis, Methodologische Überlegungen zur Verknüpfung von Ethnographie und Biographieforschung, in: Bettina Völter, Bettina Dausien, Helma Lutz und Gabriele Rosenthal (Hg.): Biographieforschung im Diskurs, Wiesbaden, 189-212. https://doi.org/10.1007/978-3-8348-9160-0_10
- Eger, Christian (2013): Orest schreibt an Elektra, Die Wörlitzer Dienstjahre Matthissons im Spiegel seiner Korrespondenz mit der Fürstin Louise von Anhalt-Dessau, in: Erdmut Jost und Christian Eger (Hg.): Friedrich von Matthisson (1761-1831), Dichter im Zeitalter der Freundschaft, Erhard Hirsch zum 85. Geburtstag gewidmet von seinen Freunden und Mitstreitern der Dessau-Wörlitz-Kommission, Konferenzschrift, 2011 Dessau, herausgegeben im Auftrag der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Kommission zur Erforschung und Pflege des Dessau-Wörlitzer Kulturkreises, Halle an der Saale, 45-56.
- Ehrich-Haefeli, Verena (1991): Gestehungskosten tugendempfindsamer Freundschaft: Probleme der weiblichen Rolle im Briefwechsel Wieland – Sophie La Roche bis zum Erscheinen der *Sternheim* (1750-1771), in: Wolfram Mauser und Barbara Becker-Cantarino (Hg.): Frauenfreundschaft – Männerfreundschaft, Literarische Diskurse im 18. Jahrhundert, Tübingen, 75-135.
- Foucault, Michel ([1971] 2019)²⁵: Die Ordnung der Dinge, Eine Archäologie der Humanwissenschaften, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 96, Frankfurt am Main.
- Frindte, Julia und Siegrid Westphal (Hg.) (2005): Handlungsspielräume von Frauen um 1800, Ereignis Weimar-Jena, Bd. 10, Heidelberg.
- Froesch, Anette (2002): Das Luisium bei Dessau, Gestalt und Funktion eines fürstlichen Landsitzes im Zeitalter der Empfindsamkeit, Forschungen zum Gartenreich Dessau-Wörlitz, Bd. 1, Berlin.

- Geyer-Kordes, Johanna (2008a): ‚Den unbekanntem Höhen meiner duncklen Zukunft entgegen‘, Zum Tagebuch und dem Freundinnenkreis der Fürstin Louise, in: Thomas Weiss (Hg.): Louise Fürstin von Anhalt-Dessau (1750-1811), Kataloge und Schriften der Kulturstiftung Dessau-Wörlitz, Bd. 28, München, 36-51.
- Geyer-Kordes, Johanna (2008b): Schwestern im Geiste: Frauenfreundschaft, in: Thomas Weiss (Hg.): Louise Fürstin von Anhalt-Dessau (1750-1811), Kataloge und Schriften der Kulturstiftung Dessau-Wörlitz, Bd. 28, München, 110-125.
- Godineau, Dominique (1996): Die Frau der Aufklärung, in: Michel Vovelle (Hg.): Der Mensch der Aufklärung, Frankfurt am Main, New York.
- Honegger, Claudia (1996): Die Ordnung der Geschlechter, Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750-1850, dtv, Bd. 4684, Frankfurt am Main.
- Jost, Erdmut (2013): ‚Heiliger Verein‘?, Freundschaftsphilosophie und Freundschaftspraxis bei Friederike Brun, Friedrich Matthisson und Karl Viktor von Bonstetten, in: Erdmut Jost und Christian Eger (Hg.): Friedrich von Matthisson (1761-1831), Dichter im Zeitalter der Freundschaft, Erhard Hirsch zum 85. Geburtstag gewidmet von seinen Freunden und Mitstreitern der Dessau-Wörlitz-Kommission, Konferenzschrift, 2011 Dessau, herausgegeben im Auftrag der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Kommission zur Erforschung und Pflege des Dessau-Wörlitzer Kulturkreises, Halle an der Saale, 139-150.
- Labouvie, Eva (2009): Zwischen Alltag und Normen, Umbrüchen und Aufbrüchen: Frauen im 18. Jahrhundert, in: Thomas Weiss (Hg.): Frauen im 18. Jahrhundert, Entdeckungen zu Lebensbildern in Museen und Archiven in Sachsen-Anhalt, Sachsen-Anhalt und das 18. Jahrhundert, Bd. 4, Halle an der Saale, 13-30.
- Labouvie, Eva (2008): Nicht nur zur rechten oder zur linken Hand, Adlige Frauen im 18. Jahrhundert, in: Thomas Weiss (Hg.): Louise Fürstin von Anhalt-Dessau (1750-1811), Kataloge und Schriften der Kulturstiftung Dessau-Wörlitz, Bd. 28, 20-35.
- Leitner, Ulrich (2016): Ego-Dokumente als Quellen historischer Bildungsforschung, Zur Rekonstruktion von Bildungsbiographien ehemaliger weiblicher Heimkinder der Fürsorgeregion Tirol und Vorarlberg, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 29, Heft 2, 253-265. <https://doi.org/10.3224/bios.v29i2.08>
- Lutz, Helma und Kathy Davis (2009)²: Geschlechterforschung und Biographieforschung: Intersektionalität als biographische Ressource am Beispiel einer außergewöhnlichen Frau, in: Bettina Völter, Bettina Dausien, Helma Lutz und Gabriele Rosenthal (Hg.): Biographieforschung im Diskurs, Wiesbaden, 228-247. https://doi.org/10.1007/978-3-8348-9160-0_12
- Mathias, Miriam (2016): Zwischen einem gescheiterten und einem vollendeten Lebensentwurf, Über die biographische (Re-)Konstruktion des Lebens der Fürstin Louise von Anhalt-Dessau, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 29, Heft 2, 182-191. <https://doi.org/10.3224/bios.v29i2.03>
- Mauser, Wolfram und Barbara Becker-Cantarino (Hg.) (1991): Frauenfreundschaft – Männerfreundschaft, Literarische Diskurse im 18. Jahrhundert, Tübingen.
- Melchior, Anke M. (1997): ‚Liebesprobleme ... waren schon immer ein Anlaß für mich, Tagebuch zu führen.‘, Liebe, Ehe und Partnerschaft in Frauentagebüchern, Königstein/Taunus.
- Meyer-Krentler, Eckhardt (1991): Freundschaft im 18. Jahrhundert, Zur Einführung in die Forschungsdiskussion, in: Wolfram Mauser und Barbara Becker-Cantarino (Hg.): Frauenfreundschaft – Männerfreundschaft, Literarische Diskurse im 18. Jahrhundert, Tübingen, 1-22.
- Münch, Paul (Hg.) (1984): Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit, Texte und Dokumente zur Entstehung der ‚bürgerlichen Tugenden‘, dtv, Bd. 2940, München.
- Pohn-Lauggas, Maria (2019): Die Integration von Daten in der biographischen Fallkonstruktion, Theoretische Überlegungen und Fallbeispiele, in: Gerhard Jost und Marita Haas (Hg.): Handbuch zur soziologischen Biographieforschung, Grundlagen für die methodische Praxis, UTB, Bd. 5150, Opladen, Toronto, 125-142.

- Putt, Ute (Hg.) (2004): *Das Jahrhundert der Freundschaft, Johann Wilhelm Gleim und seine Zeitgenossen*, Ausstellungskatalog, 2004 Halberstadt, Schriften des Gleimhauses Halberstadt, Bd. 3, Göttingen.
- Rutz, Andreas (2002): *Ego-Dokument oder Ich-Konstruktion? Selbstzeugnisse als Quellen zur Erforschung des frühneuzeitlichen Menschen*, in: *zeitenblicke*, 1, Nr. 2 [20.12.2002]. Online: <http://www.zeitenblicke.historicum.net/2002/02/rutz/index.html> (9.12.2021).
- Sauder, Gerhard (1974): *Empfindsamkeit, Band I: Voraussetzungen und Elemente*, Stuttgart. <https://doi.org/10.1007/978-3-476-03028-3>
- Schulze, Winfried (Hg.) (1996): *Ego-Dokumente, Annäherung an den Menschen in der Geschichte*, Konferenzschrift, 1992 Bad Homburg vor der Höhe, *Selbstzeugnisse der Neuzeit*, Bd. 2, Berlin. <https://doi.org/10.1524/9783050047997>
- Sheldon, William und Ulrike Sheldon (1971): *Im Geist der Empfindsamkeit, Freundschaftsbriefe der Mösertochter Jenny von Voigts an die Fürstin Luise von Anhalt-Dessau 1780-1808*, herausgegeben vom Heimatverein Melle in Zusammenarbeit mit dem Verein für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück, *Osnabrücker Geschichtsquellen und Forschungen*, Bd. 17, Osnabrück.
- Völter, Bettina, Bettina Dausien, Helma Lutz und Gabriele Rosenthal (Hg.) (2009)²: *Biographieforschung im Diskurs*, Wiesbaden.

QUELLEN

- Allgemeines Landrecht für die preußischen Staaten von 1794. Frankfurt am Main, Berlin 1970.
- Brandes, Ernst (1787): *Über die Weiber*, Leipzig.
- Goethe, Johann Wolfgang (1774): *Die Leiden des jungen Werthers, Erster Theil*, Leipzig.
- Korrespondenz der Fürstin Louise von Anhalt-Dessau mit Elisa von der Recke, dabei einige undefinierbare Briefe und Beilagen (Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt, Abteilung Dessau, Signatur: Z 44, A 10 Nr. 292).
- Matthisson, Friedrich (1913): *Gedichte*, Herausgegeben von Gottfried Bölsing, Band 2, Tübingen.
- Matthisson, Friedrich (1825): *Schriften von Friedrich von Matthisson, Dritter Band: Erinnerungen, Zweytes Buch*, Zürich.
- Matthisson, Friedrich (1815): *Sämtliche Werke, Gedichte von Friedrich Matthisson, Zweyter Theil, Neueste, sehr vermehrte und vollständigste Ausgabe*, Wien.
- Tagebuch der ersten Schweizreise: Losfeld, Christophe (Hg.) (2018): *Die Reise des Fürstenpaares Franz und Louise von Anhalt-Dessau in die Schweiz im Jahr 1770*, Aus dem Tagebuch der Fürstin Louise, Hamburg.
- Tagebuch der Englandreise: Geyer-Kordesch, Johanna (Hg.) (2007): *Die Englandreise der Fürstin Louise von Anhalt-Dessau im Jahr 1775*, Kataloge und Schriften der Kulturstiftung Dessau-Wörlitz, Bd. 26, Berlin.
- Tagebuchversion Matthisson: Kulturstiftung DessauWörlitz (Hg.) (2010b): *Der Alltag der Fürstin Louise von Anhalt-Dessau, Ihre Tagebuchaufzeichnungen 1756-1811 zusammengefasst von Friedrich Matthisson*, Berlin.
- Originaltagebuch: Kulturstiftung Dessau-Wörlitz (Hg.) (2010a): *Die originalen Tagebücher der Fürstin Louise Henriette Wilhelmine von Anhalt-Dessau, Auszüge aus den Jahren 1795 bis 1811, Band 1, Kataloge und Schriften der Kulturstiftung Dessau-Wörlitz*, Bd. 30, Halle an der Saale.
- Recke, Elisa von der (1984): *Tagebücher und Selbstzeugnisse*, Hg. und mit einem Vorwort versehen von Christine Träger, Leipzig.
- Zimmermann, Johann Georg (1788): *Ueber den Katholizismus der Fürstin von Dessau*, in: *Berlinische Monatsschrift*, Bd. 1, 65-68.

Zusammenfassung

Ausgehend von der Perspektive sozialwissenschaftlicher Biographieforschung, wie sie von Alheit und Dausien vertreten wird, werden in diesem Artikel Ergebnisse einer biographieanalytischen Studie zu den Tagebüchern der Fürstin Louise von Anhalt-Des-sau präsentiert. Im Fokus der Interpretation stehen dabei insbesondere die in den Selbstzeugnissen und ausgewählten Korrespondenzen vorzufindenden Konstruktionen von Weiblichkeit. Die Analyse der Selbstzeugnisse im Hinblick auf die subjektiven Sinn-deutungen im Kontext der eigenen Geschlechtlichkeit wird gerahmt von einer Betrachtung der im Landsitz der Fürstin dargestellten weiblichen Tugenden als ein beispielhafter Ausdruck der die Handlungsräume der Fürstin bedingenden gesellschaftlichen Struktur. Auch unter Einbeziehung einzelner freundschaftlichen Beziehungen zu weiblichen und männlichen Angehörigen des Bürgertums, die einerseits als Spiegel der gesellschaftlichen Geschlechterstruktur und andererseits als Ort der Reflexion über die zeitgenössische Rolle der Frau anzusehen sind, kann in der Analyse aufgezeigt werden, auf welche Weise das Leben Louises geprägt ist von biographischen Suchbewegungen. Innerhalb dieses Prozesses gelangt sie zu einem Welt- und Selbstverständnis, das nicht mit einer bloßen Anpassung an die Strukturen der ständisch organisierten Gesellschaft, wie sie vormodernen Subjekten oftmals zugeschrieben wird, zu fassen ist.

Zum Einbezug des Körperlich-Leiblichen in biographische Fallrekonstruktionen

Rixta Wundrak

1. Einleitung: Körper und Leib in der bisherigen Analyse der mündlich erzählten Lebensgeschichte

Als sich die Biographieforschung im deutschsprachigen Raum in den 1970er Jahren zu einem methodologisch fundierten Ansatz herausbildete, wurde der „trockene“, „unlebendige“ Befragungsstil mittels Fragebogen abgelöst. Die „natürliche“ Alltagskommunikation wurde zum Orientierungsrahmen für das biographische Interview (Schütze 1977). Dieses sollte von den Forschenden Raum gebend und offen geführt werden, damit die Befragten möglichst unvorbereitet und unmittelbar sprechen und sich dem Fluss der Erinnerung hingeben konnten. Die mündliche Stegreiferzählung in einem alltäglichen Zwiegespräch wurde zentral für Forschende im Feld und verlangte ihnen neue soziale Kompetenzen ab. Sie sollten nicht nur analytisch-intellektuelle Fertigkeiten bei der Auslegung geschriebener Texte haben (oder erwerben), sondern sich mit Leib und Seele, Empathie und kommunikativem Talent darauf einlassen, sich mit den Erzählenden auf eine Reise in deren Vergangenheit und subjektive Erfahrungswelten zu begeben. Mindestens ebenso viel kommunikative Kompetenz wird der oder dem Erzählenden dabei abverlangt, die Geschichte lebendig zu machen, das Erlebte zu vergegenwärtigen und die Zuhörenden „in die Geschichte hineinzuziehen“. In der mündlichen Stegreiferzählung, wie in jeder sozialen Handlung, ist „der Körper das Medium kommunikativer Konstruktion von Wirklichkeit“ (Knoblauch 2013). Durch Mimik, Gestik und den Einsatz der Stimme wird das Erzählte nicht nur untermalt oder akzentuiert, sondern zu großen Teilen erzeugt.

Ohne den körperlich-leiblichen Aspekt eines Gespräches zwischen Menschen wäre das Erzählte bloß eine unilineare Information, ahistorisch und abgelöst von der Tatsache, dass eine Lebensgeschichte nicht nur durch Erlebtes entsteht, sondern auch im Prozess des Erzählens und Zuhörens konstruiert wird. Leibliche Dimension und körperliche Kopräsenz machen das biographische Interview zu einem zwischenmenschlichen Geschehen. Sie zeigen sich in unterschiedlichen Facetten und beeinflussen biographische Darstellungen, das flüchtige soziale Geschehen während des Interviewens und das Endprodukt eines Interviews, das Transkript, auf vielfältige Weise. Ihre Bedeutung fand in der Forschungspraxis der biographischen Analysen dennoch nur geringe Beachtung. Vielmehr blieben die genannten Aspekte, wie an mancher Stelle bemängelt wurde, in der Biographieforschung in mehrerlei Hinsicht unberücksichtigt (Abraham 2002; Davis 1997).

Um dieses Argument weiterzuführen, sei zunächst dargelegt, welches Körper-Leib-Verständnis diesem Artikel zugrunde liegt. Einen möglichen Ausgangspunkt bildet der

anthropologische Grundgedanke Helmut Plessners (1941), demzufolge der Mensch mit der doppelten Rolle geboren wird, einen Körper zu haben und ein Körper zu sein, wobei der Begriff „Leib“ mit Letzterem verbunden wird. Dieser Grundgedanke hat sich in den körpersoziologischen Diskurs eingeschrieben, wenn auch mit unterschiedlichen Schlussfolgerungen darauf Bezug genommen wird: Während der Leibphänomenologe Hermann Schmitz (Neue Phänomenologie 2010: TC 01:10) betont, dass Leib und Körper als Entitäten oder „Etwas“, wie er es formuliert hat, scharf voneinander unterschieden werden müssten, sind nach Gesa Lindemann (2017) Körper und Leib nur als Relation durch ihr gegenseitiges Aufeinanderverweisen erklärbar. Schließlich kennzeichnen die Begriffe für Robert Schmidt (2017) die Notwendigkeit eines zu überwindenden Dualismus. In der Unterscheidung (seien es zwei Entitäten, eine Relation oder ein zu überwindender Dualismus) werden dem Körper das Äußerliche, die Materialität, die funktionellen Fertigkeiten, das naturwissenschaftlich Objektivierte, das Verdinglichte (das Körperding) zugeschrieben. Dem Leib hingegen werden das Innere, das Geistige, das Subjektive, die Erfahrung zugeschrieben. Er ist Wahrnehmungsorgan, „Nullpunkt der Orientierung“ (Merleau-Ponty 1966) und Weltbezug.

Je nachdem, mit welcher theoretischen Brille man auf das Geschehen in einem Interview blickt,¹ ergeben sich andere Beschreibungen: Die leibtheoretische Perspektive geht von leiblichen Subjekten aus (Schmitz 2019; Lindemann 2017), die sich in ihrer Beziehung zur Umwelt erfahren, sich in einem Interview begegnen, kommunizieren, was stets leiblich vollzogen wird und in dieser theoretischen Tradition (der Leibphänomenologie) am treffendsten als „Interkorporalität“ (Merleau-Ponty) bezeichnet werden kann. Die Erfahrung einer Zweisamkeit im Interview kann auf diese Weise als Verschmelzung gedacht werden, als Begegnung und Berührung, die nicht mehr zwischen zwei getrennten Subjekten stattfindet. Schmitz als Leibphänomenologe verwendet die Metapher des Wassers, das für den Fisch (so wie der Leib für den Körper) das Immaterielle, Umgebende ist, das aber gerade durch den Widerstand (den Körper) spürbar wird und für die Existenz Voraussetzung ist. Ein Gespräch im Interview hätte man sich demzufolge als Bewegung, Welle oder Strömung zwischen den Körpern vorzustellen.

Praxistheoretische Zugänge hingegen bevorzugen tendenziell das Konzept des Körpers, der „kontinuierlich dreidimensional ausgedehnt“ ist und sich „zu einer bestimmten Zeit an einer Stelle“ befindet (Schmidt 2017: 338).² Der wissende Körper übt Praktiken aus beziehungsweise werden durch den Körper in Zusammenarbeit und Koordination mit anderen Partizipierenden (Körpern und Dingen) Praktiken vollzogen, Sozialität wird hergestellt. Darüber hinaus sprechen praxistheoretische Vertreter*innen gerne vom Körper als einzig notwendigem Begriff, der für „alle“ Aspekte steht, ist es unter anderem ja auch ihr Anliegen, den Körper-Geist Dualismus aufzuheben. Wenn also Praxistheoretiker*innen vom „Körper“ sprechen, meinen sie freilich nicht das, worauf Leibphänomenolog*innen ihn (in ihrer Differenzsetzung zum Leib) reduzieren. Aus

1 Die Phänomenologie und die Praxistheorie haben jeweils eine verzweigte, historische Tradition und eine Variation theoretisch-methodologischer Zugänge ausgebildet. Ihre vereinfachende Gegenüberstellung dient hier lediglich der Verdeutlichung der erkenntnistheoretischer Positionen in der Körpersoziologie.

2 Robert Schmidt schreibt den Praxeologen zu, sich im Gegensatz „zu phänomenologischen Leibphilosophien“ nicht für „das Wahrnehmen und Erleben ‚des Körpers‘ oder die Eigenlogik und Widerständigkeit ‚des Leibes‘“ (Schmidt 2017: 338) zu interessieren: „Sie grenzen sich von solchen anthropologisierenden und abstrakten Setzungen ab und fokussieren stattdessen die Beteiligungen von Körpern und Körperbewegungen an praktischen Vollzügen.“ (ebd.)

praxistheoretischer Sicht kann das biographische Interview als Praktik verstanden werden, bei der sinnlich und emotional wahrnehmende, wissende Körper ebenso wie gegenständliche Artefakte, natürliche Dinge sowie soziomaterielle und technische Infrastrukturen zusammenspielen. Aus praxistheoretischer Perspektive stellt sich für eine körpersociologische (grundlagentheoretische) Sichtweise auf des Interviewsetting, wie ich sie in diesem Artikel einnehme, die Frage, wie diskursive und nicht-diskursive Praktiken zusammenhängen und die Körperlichkeit von Praktiken, die Inkorporiertheit von Wissen wie auch die Performativität des Handelns eine Erzählung (mit)gestalten (Wundrak 2018).³

Ich halte beide Ansätze, den phänomenologischen wie auch den praxistheoretischen, für beachtenswert, nicht nur theoretisch, sondern in ihrer Anwendung auf die Entwicklung von Analysemethoden. Für besonders vielversprechend halte ich aber die differenzierte Herangehensweise, in Kenntnis der Komplexität der jeweiligen „anderen“ Theorietradition die eigene weiterzuentwickeln. So formuliert der Phänomenologe Bedorf im Dialog zur Praxistheorie:

Der Leib tritt immer sowohl als Körperding wie auch als Ausgangspunkt aller Erfahrung entgegen. Bourdieu und Merleau-Ponty teilen diese Vorstellung eines fungierenden Leibes, der einen gewissen Wissensvorrat inkorporiert und somit nicht als autonom fungierendes Subjekt, sondern mit einem bereits angewöhnten Umgang aus dem Jetzt einer Situation heraus Praktiken vollzieht, die sich weder in umgebende Objekte noch in bewussten Intentionen auflösen lassen (Bedorf 2015: 134).

Thomas Alkemeyer (2019) folgert als Praxistheoretiker unter Einbezug der Phänomenologie:

In der räumlich situierten kontingenten Begegnung heterogener Elemente treten hinter dem berühmten Rücken der ‚Akteure‘ selektiv einige Dispositionen des sozialisierten Körpers – Körpertechniken, Verhaltensweisen und -stile, Affekte, Gefühle, Erinnerungen – aus den Kulissen auf die offene Bühne, deren Auftritt in der gegenwärtigen Praktik nicht vorgesehen war. Vor dem Hintergrund einer erwarteten Ordnung der Praktik wird ein solcher Auftritt als Abweichung oder Störung wahrgenommen und auffällig. Er sorgt plötzlich für Verunsicherung, Überraschung, ein Um- oder Entwerten von Routinen, Fremdheit für uns selbst – und gibt der Praxis eventuell eine andere Richtung. Es tritt in solchen Situationen sicht- und spürbar zutage, dass die geschichtlich-gesellschaftliche Körperlichkeit des Menschen zwar die ‚effektive Bedingung für die Tätigkeit des Subjekts‘ ist, allerdings eine niemals vollkommen verfügbare, nach Belieben in eine

3 Für eine analytische Verwendung ist darüber hinaus zu berücksichtigen, dass die terminologische Unterscheidung zwischen Körper und Leib nur im Deutschen (in der phänomenologischen Tradition Husserls), nicht aber im Englischen und den romanischen Sprachen (vgl. Bedorf 2015) existiert, weshalb internationale körpersociologische Texte grundsätzlich anders zu lesen sind als jene in deutschsprachiger Tradition stehende. Im Englischen bezieht sich der Begriff *body turn*, der Anfang des 21. Jahrhunderts historisch zu verankern ist, auf eine übereinstimmende Anerkennung der Bedeutung des Körpers in der Soziologie und eine verstärkte Auseinandersetzung damit (Gugutzer 2006). Im Französischen spricht Merleau-Ponty als französischer Phänomenologe vom Leib als eigenem, lebendigem Körper, als „*corp propre*“ (1966).

Praktik einzupassende Bedingung [Hervorhebung im Original] (Alkemeyer 2019: 302).

Da es in meinen methodologischen Projekten (nicht nur diesem Artikel) um eine Triangulation (etwa von Biographie- und Diskursanalyse sowie von praxeologischer und hermeneutischer Analyse (Wundrak 2015, 2018) geht und damit um die Notwendigkeit, verschiedene Theorietraditionen „versöhnlich beiderseits zu nutzen“, wäre es wenig gewinnbringend, sich hier auf eine Sichtweise zu beschränken. Die im Folgenden verwendete Bezeichnung „Körperlich-Leibliches“ liegt in meiner konstruktiven Ambivalenz in Bezug auf Theorietraditionen begründet und orientiert sich an verbindenden Konzeptionen wie den oben zitierten (Bedorf 2015; Alkemeyer 2019; Alkemeyer/Buschmann/Michaeler 2015).

Die Formulierung „Körperlich-Leibliches“ findet sich auch in Fischer-Rosenthals konzeptionellen Überlegungen zum Zusammenhang von Biographie, Leiblichkeit und Körper (1999: 35). Seine theoretischen Skizzen betonen vor allem die Vielseitigkeit körperlich-leiblicher Momente (er wechselt häufig zur Bezeichnung „Körper/Leib“) in Zusammenhang mit biographischen Analysen. Er setzt eine „Wechselwirkung“ zwischen Körper/Leib und Biographie voraus, die „nicht im Ursache-Wirkung-Schema“ aufzufassen sei (ebd.:16). „Soweit es plausibel erscheint, dass Leib/Körper in biographischer Kommunikation zur Sprache gebracht werden kann, kann auch umgekehrt eine Integrationsfunktion biographischer Kommunikation für Leib und Körper angenommen werden“ (ebd.: 40). Sein Plädoyer dafür, Körper und Leib als theoretisch und grundsätzlich mit Biographie zusammengehörig zu verstehen, verlangt schließlich nach einer empirischen Biographieforschung, die durch „tatsächliche Beobachtung von materialen biographischen und leiblichen Manifestationen und in ihren Rekonstruktionen“ (ebd.:17) zu leisten sei. Diese Forderung hat eine Vorgeschichte und muss auch im historischen Kontext verstanden werden. Im Zuge der Herausbildung des methodischen Ansatzes Mitte der 1980er und 1990er Jahre wird eine kulturspezifische „Körperausblendung“ und Disziplinierung diagnostiziert, die auf kollektive, „sprachlos gemachte und nicht in Sprache zugelassene Verhaltensregeln“ (Lorenzer 1979: 139, zitiert in Rosenthal 1995: 100) zurückzuführen seien, welche wir in der Sozialisation erlernten.

Der ‚sprachlose Leib‘ in biographischen Erzählungen, der meist nur in der Einbettung in eine Krankheitsgeschichte als Thema auftaucht, jedoch kaum bei Lusterfahrungen, ist zum Teil Ausdruck einer solchen Regel. Fordern wir Autobiographen dann explizit auf, von der Geschichte ihrer Körpererfahrungen zu erzählen, [...] erhalten wir zwar interessante Beschreibungen und Argumente über verschiedene ‚Körperbereiche‘, doch evoziert diese Erzählaufforderung nur selten Narrationen. Entweder wird der Leib unter Reflexionen über das eigene Selbst subsumiert [...] oder es werden die in unserer Gesellschaft zulässigen, unverfänglichen Themen aufgezählt – wie: das Aufgeben des Rauchens [...] (Rosenthal 1995: 100f.).

Die hier angesprochene Körperausblendung in unserer Alltagskommunikation – an der auch unaufgelöste Körper-Leib-Verflechtungen sichtbar werden, wie sie oben angesprochen und später in der Soziologie diskutiert wurden (Meuser 2004), muss sicherlich in Bezug auf Machtverhältnisse und Zugehörigkeiten differenziert werden. Kulturell

(westlich-schriftdominierender Kulturkreis), milieuspezifisch (Bourdieu), generational (Abraham) geschlechtsspezifisch (Frauenkörper werden von „Männersubjekten“ objektiviert und „besprochen“), sozial und historisch (Foucault) sind Körperdiskurse unterschiedlich in die Praktiken eingeschrieben. In den westlichen Industriegesellschaften und insbesondere in wissenschaftlichen Gesprächen kann dennoch von einer gesellschaftlich-kulturell erlernten Körperausblendung (oder Körperfeindlichkeit) gesprochen werden, die daher viele von uns betrifft.

Statt dem entgegenzuwirken und das Körperliche einzubeziehen, trägt die biographische Methode mit ihrem eigenen Forschungsinstrumentarium, dem Interview, zusätzlich zur Körperausblendung bei, indem sie sich auf das gesprochene Wort, die sprachliche Kompetenz, bezieht. So erwarten wir Wissenschaftler*innen, dass sich Menschen adäquat sprachlich ausdrücken, wenn wir ihre Lebensgeschichten erfragen, während etwa gestisch besonders mitreißende Performances nicht durch ein Transkript erfasst werden. Bettina Dausien wies mit kritischen Fragen auf die Grenzen der Methode hin:

Kann man mit Interviews etwas anderes ansteuern als die dünne Schicht des Sprechens über den Körper? Fällt der Körper nicht gerade zwischen die Zeilen eines Interviewtranskripts? Ist er nicht das Andere des Textes, das Nicht-Verbalisierte, Vor-Reflexive, das sich nicht von der face-to-face Situation aktuellen Handelns ablösen lässt? (Dausien 1999: 184).

Wenn wir – und hier schließe ich alle hermeneutisch-wissenssoziologischen Biographieforscher*innen mit ein – biographische Interviews führen, wirken wir lenkend auf die soziale Interaktion ein und sind auf diese Weise an der Produktion der Daten, an der kommunikativen Konstruktion von Sinn beteiligt. Mit dem Interview geben wir vorrangig der Sprache viel Raum, wirken an der Sprachlastigkeit und Sprachdominanz mit, auch daran, Körperlich-Leibliches bei der Erhebung nicht nur zu vernachlässigen, sondern sogar auszuklammern. Dies änderte sich in der Biographieforschung der Soziologie und anderen Disziplinen, und das anfangs fast ausschließlich auf Textmaterial und das transkribierte Interview beschränkte Datenmaterial erweiterte sich in den letzten Jahren: Protokolle, Interaktionsanalysen, Videoaufzeichnungen, Fotoalben und Architektur sowie verstärkt digitale Medien bilden das Material, auf dessen Basis biographische Konstruktionen der heutigen Gesellschaft analysiert (und typologisiert) werden. Zurückzuführen ist diese Entwicklung einerseits auf die sich verändernde Sozialwelt und andererseits auf einen Trend hin zu Datenpluralismus in allen qualitativen Methoden (vgl. Abraham 2018; Kramer 2018; Ransiek 2019; Pohn-Lauggas 2018).

Überdies wird wenig einbezogen, wie die Forschenden selbst das Gespräch sinnlich, körperlich und emotional erleben, wahrnehmen und mitgestalten. Zwar finden die „Eindrücke aus dem Interview“ und Notizen zum außerhalb der Tonbandaufnahme Gesprochenen Eingang in Feldprotokolle oder Memos. Die Frage, wie das biographische Interview als interaktiver, performativer und körperlich-leiblicher Herstellungsakt zur Selbstvergewisserung und Selbstpräsentation beiträgt, ist in der Analyse bislang wenig berücksichtigt worden.⁴ Meines Erachtens sind also ausreichend Gründe gegeben, um

4 Als wichtige Ausnahmen einer methodologischen Auseinandersetzung mit Biographie und Leib sind zu nennen: Davis 1997; Fischer 1999 und 2003; Abraham 2002. Biographieanalysen in Zusammenhang mit

zu überlegen, wie die rekonstruktive biographische Analyse methodologisch um ihren körperlich-leiblichen Moment ergänzt werden kann.

Für das Kernstück dieses Artikels, in dem eine solche Vorgehensweise aufgezeigt wird, stellt sich nun die Frage nach der Wahl eines adäquaten empirischen Fall(bei-)spiel(s). Da es explizit um ein grundlagentheoretisches Unterfangen geht, nämlich die Methodologie der biographischen Fallrekonstruktion um körpersoziologische Aspekte zu erweitern, ist die „Wahl“ des passenden empirischen Materials besonders schwierig, immer „richtig“ oder auch immer „falsch“. Denn welchen biographisch „spezifischen Fall“ sollte ich wählen, der repräsentativ für die grundlagentheoretische Frage nach dem „fallunabhängigen allgemeinen“ körperlich-leiblichen Moment stehen könnte? Das Sampling beziehungsweise die empirische Grundlage für eine solche Analyse müsste ein „x-beliebiges“ sein, weder gewöhnlich noch ungewöhnlich, weder körperlich-leiblich „augenscheinlich“ noch körperlich-leiblich „unscheinbar“, weder Körperlich-Leibliches explizit thematisierend noch es dethematisierend. Ein zum Scheitern verurteiltes Sampling-Dilemma? Die „Null-Hypothese“ könnte als kontrollierende Ausgangshaltung eingenommen werden und ein nach äußeren, erkennbaren oder vordergründig anzunehmenden, ganz besonders „unkörperlichen“ Fällen gesucht werden, um die Theorie der Omnipräsenz des Körpers zu belegen. Aber auch dieser Versuch kann nur in die Irre führen, will ich doch nicht die ubiquitäre körperliche Präsenz im Interview aufdecken. Vielmehr möchte ich zeigen, wie eine (jeweilige) biographische Selbstpräsentation andere, eben fallspezifische körperlich-leibliche Verflechtungen offenbart und jedes Interview andere, fallspezifische körperlich-leibliche Momente zur Vorführung bringt, die es in der Analyse jeweils (typisierend) zu finden gilt.

Vor diesem Hintergrund fällt die Wahl auf ein biographisch-narratives Interview, das in Tel Aviv-Jaffa, Israel, mit einer Frau geführt wurde, die an einer schmerzhaften Krankheit leidet, deren Krankheit sowohl in der Erzählung als auch im Erzählhandeln mehrfach bedeutsam wird. Wie oben erwähnt, war in der biographieanalytischen Forschungstradition eine thematische Fokussierung auf den Körper nicht erst Anlass, diesen einzubeziehen, sondern meist von vornherein der Grund der Analyse, also das Forschungsthema gewesen. Prototypisch war das der Fall, wenn es um den biographischen Umgang mit Krankheit ging. Das heißt, um körperliche, medizinische, vor allem krankheitsbedingte Erfahrungen zu erforschen, bewährte sich die Biographieforschung als erkenntnisreiches methodisches Instrumentarium.⁵ Nicht vordergründig als Thema, aber im Zuge der Analyse zum Thema gemacht, wurde der Körper insbesondere, wenn es um rassistisch-körperliche Markierungen im Zuge von Rassismuserfahrung und damit verbundene Themen ging (Ransiek 2019). Schließlich konnten Gewalterfahrungen und andere Themen biographietheoretisch erforscht werden, die Körper und Leib zum Thema hatten oder im Zuge der biographisch-hermeneutischen Analyse zum Thema wurden.

Weshalb präsentiere ich nun wieder einen Fall, in dem es um chronische Schmerzen als Krankheitszeichen geht? Weil ich gerade mit dieser bekannten Thematisierungsform aufzeigen möchte, was mit einer auf Text reduzierten Datenanalyse übersehen

Körper und Leiblichkeit liegen vor von: Dausien/Kelle 2007; Demmer 2016; Herzberg/Seltrecht 2013; Hanses 2013 und Davis 2018, in Interviewanalysen Deppermann 2013 und Honer 2011.

5 Wichtige Beispiele hierfür sind: Hanses 1996; Pfeffer 2010; Hanses/Richter 2011; Fischer 1986 und 2013, Nittel/Seltrecht 2013.

wird und welche weiteren wichtigen Perspektiven sich mittels der vorgeschlagenen Triangulation entfalten lassen. Darüber hinaus geht es um ein Fallbeispiel, in dem die erlebte Krankheit nicht nur als Erinnerung – als etwas Vergangenes, das in der Gegenwart des Interviews nacherzählt wird – Thema ist. Wie ich zeigen möchte, meldet sich Körperlich-Leibliches auch „selbst zu Wort“ oder aber lässt der Interviewten „die Sprache verschlagen“, es bringt sich in unterschiedlicher Hinsicht ein. Die verschiedenen Kommunikationskanäle also, über die Körperlich-Leibliches erzählt und über die Körperlich-Leibliches erzählt wird, sind im gewählten Datenmaterial vielseitig beispielhaft. Das Datenmaterial hat an dieser Stelle nicht repräsentativen, sondern illustrativen Charakter.⁶ Auch der Einbezug des Körpers in die Analyse ist, wie erwähnt, nicht grundsätzlich neu. Das Argument dieses Artikels liegt schlicht auf der Betonung methodologischer Überlegungen eines systematischen Einbezugs dieser Aspekte in die Analyse.⁷

In formaler Hinsicht bildet das zentrale Datenmaterial, wie ich später erläutern werde, nicht das Transkript, sondern ein Interviewmemo, das sowohl teilnehmende Beobachtung zum Interviewgeschehen als auch texthermeneutische Analyseschritte einbezieht. Dabei schlage ich eine Vorgehensweise vor, die eine Erweiterung des Interviewprotokolls durch Beobachtungsprotokolle und eine reflexive, auto-ethnographische Perspektive auf das Interviewgeschehen beinhaltet (vgl. Breuer 2000; Bonz 2014).

Im konkreten methodischen Verfahren ist eine Berücksichtigung mehrerer Analyseebenen erforderlich: Struktur und Verlauf des erlebten Lebens, thematische Gestalt und Struktur des Präsentationsinteresses sowie Wahrnehmungs- und Interaktionsschemata des Interviewsettings.

Zunächst werde ich auf die methodische Umsetzung eingehen und in die Fallgeschichte einführen. Anschließend diskutiere ich jene Aspekte, die sich aus dem empirischen Material rekonstruieren lassen, um abschließend in der Konklusion die Argumente bezüglich der Bedeutung des Körperlich-Leiblichen für die Rekonstruktion der biographischen Gestalt zusammenzufassen.

2. Die Versehrtheit des Körpers und das von Schmerz geprägte Interview.

Vorschlag einer methodischen Erweiterung

Das zentrale Analyseinstrument, das im Weiteren zur Anwendung kommt, ist ein von der/dem Forschenden erzeugter Text im ethnographischen Stil, den ich als Interviewmemo bezeichne (Wundrak 2018) und der die Biographieanalyse mit der teilneh-

6 Das Beispiel ist also keines, das gemäß theoretischem Sampling repräsentativ für einen Typus steht, der in der Empirie (des Forschungsprojektes, aus dessen Datenkorpus das Interview entnommen ist) generiert worden ist. Vielmehr dient der Fall hier im illustrierenden Sinne dazu, die genannten methodologischen Aspekte und methodischen Vorgehensweisen aufzuzeigen.

7 Diese Überlegungen sind gerade durch die bisherigen Leistungen innerhalb der Biographieforschung möglich und nicht als völlig neu zu verstehen, sondern als Weiterarbeit, neben anderen. Eine solche Weiterarbeit im Themenkomplex Rassismus leistete Anna Ransiek mit ihrer methodisch-systematischen Triangulation von Biographie und Ethnographie. Sie konnte damit aufzeigen, wie Rassismuserfahrungen und Herstellung von Rassismus aufgrund von rassistisch-körperlichen „Markierungen“ sowohl durch die biographische Thematisierung (im Interviewtext) als auch in der Interaktion im Interview (im Beobachtungsprotokoll) rekonstruiert werden können (vgl. Ransiek 2019). Ein weiterer Zweig, der zu verfolgen ist, bezieht sich auf die (neue) Mediennutzung und Bildanalyse, wie sie etwa von Kramer (2018) bearbeitet wurde, die sich mit den methodologischen, biographietheoretischen Aspekten der Erforschung von Smartphone-Fotopraktiken auseinandersetzt.

menden Beobachtung kombiniert. Innerhalb der Schule, die sich um Gabriele Rosenthal herausgebildet hat, werden der Einbezug von Memos und die Kombination von Memos mit texthermeneutischen Auswertungsschritten (vgl. Rosenthal) unter dem Namen „biografische Globalanalyse“ (Rosenthal 2011; Wundrak 2019) geführt und in der Forschungspraxis häufig angewandt (Ransiek 2019; Ransiek/Meyer/Wundrak 2011).

Das Interviewmemo enthält im Wesentlichen drei Teile: Der erste widmet sich der Rekonstruktion der Geschichte, wie sie vermutlich erlebt wurde. Dabei werden Erlebnisse, Stationen und Erfahrungsaufschichtungen in der Lebensgeschichte in chronologischer Folge zu einer narrativen Ereigniskette zusammenfügt, um die Verlaufsstruktur des Erlebten zu erfassen. Ein zweiter Teil des Memos rekonstruiert den Verlauf des Interviews auf thematischer Ebene. Die erzählte beziehungsweise gesprochene Selbstpräsentation wird, mit Fokus auf die Ordnung des Erlebten aus der Jetzt-Perspektive und die damit verbundene Selektion von Themen oder deren Verschweigen, also die unzähligen Spielarten, wie und worüber im Interview gesprochen wird, festgehalten und strukturiert.

Diese beiden Schritte sind jenen wohlbekannt, die mit dem methodischen Verfahren der biographischen Fallrekonstruktion (Rosenthal 2011) arbeiten. Beide münden in eine Kontrastierung von „erlebter“ und „erzählter“ Lebensgeschichte (Rosenthal 1995).

Der dritte Teil widmet sich der Interaktion und dem Erzählhandeln im Interviewverlauf. Wie ich dies auch bei teilnehmender Beobachtung tun würde, rekonstruiere ich aus (meiner) Forschendenperspektive, was „eigentlich passiert ist“. Orientiert am zeitlichen Ablauf des Geschehens, rekonstruiere ich den Handlungs- und Interaktionsverlauf, beziehe körperliche und emotionale Wahrnehmungen und leibliche Erfahrungen mit ein und benenne Irritationen und Erinnerungslücken. Einige Szenen oder Ausschnitte können hervorgehoben oder detailliert ausformuliert werden, sie sollten jedoch in den Ablauf des Gesamtgeschehens eingebaut bleiben.

Das Interviewmemo, wie ich es verstehe, hat ethnographischen Charakter. Im Unterschied zur „Langversion“ biographischer Fallrekonstruktionen wird es in Form eines Fließtextes geschrieben und erzählt seinerseits eine Geschichte. Aus der Erzählung des/der Interviewten wird eine ethnographische Erzählung der Forscherin. Aus diesem Grund gibt es hier keine klare Unterscheidung zwischen der Erhebung („das Gespräch wird geführt“), der Aufbereitung der Daten („das Gespräch wird auf Tonband aufgenommen und transkribiert“) und der Auswertung („das Transkript wird in Interpretationssitzungen analysiert“). Vielmehr beginnt die Interpretation bereits beim Schreiben. Schreib- und Interpretationsprozess sind ineinander verwoben.

Im Folgenden möchte ich die Biographie der Tochter zweier Holocaust-Überlebender vorstellen, die gegenwärtig als geschiedene Frau in Tel Aviv-Jaffa, Israel, lebt und in einer bilingualen Schule unterrichtet. Das Datenmaterial, das aus einem im März 2011 geführten lebensgeschichtlichen Interview mit E.⁸ stammt, liegt als Interviewmemo unter Berücksichtigung der beschriebenen Schritte vor.

Mit einem Ausschnitt aus dem ersten Teil des Interviewmemos, der erlebten Geschichte, möchte ich E. vorstellen⁹:

8 Der Name und weitere Daten wurden pseudonymisiert beziehungsweise anonymisiert. Der Lesbarkeit wegen verwende ich nur einen abgekürzten Namen ohne Anrede.

9 Diese Zusammenfassung des biografischen Verlaufs wird aus Witte (2014) wörtlich zitiert. Der Fall wurde dort mit anderer thematischer Ausrichtung vorgestellt und bereits anonymisiert. Es handelt sich

E.s Lebensgeschichte begann in Deutschland in einem ‚survival camp‘. Ihre Eltern, Juden, die aus Osteuropa gekommen waren, haben beide das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau überlebt, in dem fast alle Mitglieder ihrer Familien ermordet worden waren. 1945 lernen sie sich im Überlebenden-Lager kennen und bringen 1946 E. zur Welt. Als erstgeborenes Kind nach der Shoah markierte E. mit ihrem Lebensbeginn auch den Beginn einer neuen Familienkonstellation, die sicherlich zu einer starken Bindung in der Familie, aber vermutlich auch zu Konflikten führte. E.s Vater hatte nicht nur Geschwister, sondern auch Kinder und Ehefrau aus erster Ehe im Konzentrationslager verloren. Diese Extrembelastung wirkte sich sicherlich auf seine Bindung zur Tochter aus. Ende der 1940er Jahre wanderte die Familie in die USA aus. Sie lebten in der Bronx in New York, wo die Eltern in mehreren Schichten arbeiteten, um die Familie zu ernähren. Nach dem Studium Ende der 1960er Jahre begann E. zu unterrichten. Ihre Mutter erkrankte in Folge der Traumatisierung im Konzentrationslager schwer psychisch. In dieser Zeit wurde die Ehe der Eltern geschieden. Einige Jahre später wanderte E. nach Israel aus und ließ sich in Tel Aviv nieder. Dort lernte sie ihren zukünftigen Mann kennen, der als Jude aus Nordafrika ebenfalls gerade nach Israel migriert war. Sie heirateten und bekamen Kinder. Zwischen den Geburten der Kinder erlebten sie 1973 den Yom-Kippur-Krieg. E. unterrichtete Hebräisch für jüdische und palästinensische Jugendliche an bilingualen Schulen, später dann als Dozentin an einer Universität. Darüber hinaus gab sie Workshops zu Konfliktmanagement. Ihre Mutter kam aus den USA, um ebenfalls in Israel zu leben. In ihrer Zeit als Dozentin begannen die ersten Muskelkrämpfe, die später als Symptome einer Nervenkrankheit diagnostiziert wurden. Ihre Ehe wurde Mitte der 1980er Jahre geschieden, ihr Mann wanderte nach Europa aus. Anfang der 1990er Jahre starb ihr Vater in den USA. In dieser Zeit ging E. wegen ihrer fortgeschrittenen Krankheit in Frührente, arbeitete aber – auch noch zum Zeitpunkt des Interviews – weiter als Dozentin und Konfliktmanagerin (Witte 2014).

Mit dem folgenden Ausschnitt aus dem dritten Teil des Interviewmemos, der Rekonstruktion, möchte ich darlegen, wie ich die Situation erlebt habe:

Ich hatte den Eindruck, die Schmerzen machten das Interview zu einem Kraftakt, was den Verlauf und das Setting des Gesprächs prägte. Dennoch bzw. deshalb übte E. die Dialogarbeit im Interview auf professionelle und intellektuelle Weise aus. Manchmal stoppte sie und fragte mich, was ich wissen möchte. Bevor ich jedoch eine Frage formulieren konnte, fand sie selbst ihren weiteren Präsentationsweg. Dies gab mir das Gefühl, von ihr geleitet zu werden. Auch kommentierte sie ihr eigenes kontrolliertes Vorgehen damit, dass sie sich oft bewegen müsse, um ihre Muskeln zu entspannen und ihre Schmerzen im Zaum zu halten. Während des Gespräches lag E. auf ihrem Sofa. Ihr Körper war wegen der Schmerzen leibhaftig präsent, wenn auch in einer ‚stillen Form‘, weil sie ihrem

um Datenmaterial, das aus gemeinsamer Forschungsarbeit mit der Autorin des vorliegenden Artikels entstand. Obwohl beide Autorinnen jeweils mehrere Interviewtermine mit der oben als E. bezeichneten Person wahrgenommen hatten, ist sowohl das Interviewmemo als auch das Zitat aus Witte 2014 in der Ich-Form geschrieben.

Schmerz verbal nicht Ausdruck verlieh. Vielmehr zeigte sich dies, indem sie liegend erzählte, sich das Kissen zurechtrückte oder ähnliche kleine Bewegungen in vorsichtigen und immer nur sehr langsamen Aktionen ausführte. Ich selbst versuchte mich durch Beugen des Kopfes und einer Art Spiegelung ihrer Haltung an ihr Gesichtsfeld anzupassen. Unsere Körper, nicht nur der schmerzende E.s, sondern auch meiner, wurden zu einem Teil des Gespräches, auf den man achten und den man vorsichtig behandeln musste, da die Körper durch ihre Präsenz machtvoll wirkten.¹⁰

Aufgrund des körperlichen Leides der Gegenwart konnte E. sich nur bedingt dem in der Vergangenheit erfahrenen Leid widmen. Der schmerzende Körper verhinderte somit, dass sich Erzählerin und ZuhörerIn auf längere Erzählungen einlassen und diesen gedanklich und emotional folgen konnten. Deshalb machte E. oftmals „Ausflüge“ in die Vergangenheit, wechselte zwischen Vergangenheit und Gegenwart und wurde von ihrem Körper immer wieder in die Gegenwart geholt. Zugleich zeigte sich durch diesen Zeiten-Switch, wie das in der Vergangenheit erfahrene Leiden mit dem gegenwärtigen, schmerzenden Körper zusammenhängt. Er versinnbildlicht das Leiden, macht es als geronnene Lebensgeschichte sichtbar. Der ständig schmerzende Körper bewirkt in der Erzählung zugleich ein Verhaftet-Bleiben in einer kontrollierten Gegenwart und in mentalen Prozessen. Frau E. konnte ihn nicht als das gängige „Instrument“ einsetzen, als das er in Erzählungen oft eingesetzt wird, als Medium der Kommunikation. Sie musste auf ihn achten und leistete insofern Körperarbeit, als sie ihren Körper – und die Schmerzen – auszublenden versuchte, um sich auf die Textsprache konzentrieren zu können. Noch deutlicher wurde diese Trennung zwischen verbaler Kommunikation und Körper, als sie mir später mitteilte, dass sie ihre Lebensgeschichte bereits niedergeschrieben hätte: „Anyway, I have written down my narrative, so I can give it to you.“

Nachdem sie – mit langsamen Bewegungen – aus ihrem Arbeitszimmer das gedruckte Exemplar ihrer Lebensgeschichte geholt hatte, setzten wir uns wieder auf die Couch. In unserem Gespräch betonte E., dass sie an einer Weitergabe ihrer Erfahrungen interessiert und es ihr ein Anliegen sei, dass diese Geschichte in Erinnerung bleibe, ihre Kinder davon wissen sollten und sie damit nicht nur mündlich tradiert (in Form von Familiendialogen), sondern auch materiell konserviert werden würde. Beim Erzählen hatte E. ihre Lebensgeschichte bereits als Skript im Kopf und wandelte dieses später möglicherweise nur situativ etwas ab, um es mir gedruckt und gebunden zu überreichen. Sie widmete sich völlig den mentalen Prozessen und fixierte ihre Erinnerungen nicht nur in dem Geschehen, das ich beobachten und erleben konnte, sondern hatte sie bereits zuvor fixiert und konnte nun auf das bereits Festgehaltene zurückgreifen, um Erinnerung weiterzugeben. Zur Veranschaulichung zitiere ich aus jenem Teil des Interviewmemos, in dem ich nacherzähle, was nach der Tonbandaufnahme thematisiert wurde:

Erst nach Abschalten des Tonbandgerätes erwähnte E. ihre Söhne und ihr Verhältnis zu ihnen. Ihr älterer Sohn habe als praktizierender orthodoxer Jude den Kontakt zu ihr weitgehend abgebrochen, da seine koschere Lebensweise, wie die

10 Ausschnitt aus dem von der Autorin verfassten Interviewmemo.

Einhaltung der Geschirr- und Speisentrennung, die Besuche bei ihr sehr kompliziert machen würden. So könne sie für ihre Kinder nicht kochen, wenn sie zu Besuch kämen, da sie selbst ihr Essgeschirr mitnehmen müssten und sie darüber hinaus aufgrund ihrer Schmerzen stark eingeschränkt sei. Umgekehrt könne sie wegen ihrer Bewegungseinschränkung ihre Kinder nicht besuchen.¹¹

In diesem Ausschnitt des Interviewmemos wird der Körper insofern zum Thema von E.s Erzählhandlung, als sie unter der körperlichen Distanz, die aus der religiösen Praxis des Sohnes entsteht, leidet. Noch einmal wiederholte E. dann, wie wichtig es ihr sei, dass ihre Kinder von ihrer Geschichte erführen, und dass sie diese deshalb niederschreiben müsse. Mit dem Aufschreiben der Geschichte und ihrer Materialisierung in Textform versuchte sie, die körperliche Distanz zu überwinden. Mit der Weitergabe einer dauerhaft fixierten Geschichte an ihre Kinder versuchte sie sowohl die körperliche Distanz als auch die zeitliche Beschränkung zu überwinden. Ihre Kinder konnten sich somit der Vergangenheit ihrer Mutter auch zu einem späteren Zeitpunkt widmen.

Im Gegensatz zu anderen Interviews, die in meinem Erleben als Zuhörende sehr mitreißend waren und mich gedanklich in die Vergangenheit der Erzählenden transportierten, blieb E.s Geschichte zunächst unnahbar. Ihr Körper stellte mehr ein Hindernis denn ein Instrument dar, um sich der Erinnerung zu widmen. Während die materiell-körperliche Gegenwart bei einer mündlichen Erzählung gerade die mentale Tätigkeit, „gemeinsam mit der ZuhörerIn in die Vergangenheit zu reisen“, unterstützen könnte, kommt es bei E. auf den ersten Blick vor allem zu einer Verhinderung des Einlassens auf die Vergangenheit. Sie lässt eine stark kontrollierte und gegenwartsbezogene Situation entstehen; zumindest entsteht dieser Eindruck, wenn man sich das Transkript ansieht, das heißt analysiert, was tonsprachlich geäußert wurde.

Auf den zweiten Blick dient ihr Körper dennoch als Instrument: Gerade, weil E. ihren Körper während des Interviews in den Fokus stellt, erfahre ich ihre „Körpergeschichte“ auch ein Stück weit am eigenen Leib. Die Notwendigkeit, den Körper auszublenken, um sich der Erinnerung zu widmen, wird nicht nur von E., sondern maßgeblich von uns beiden und somit interaktiv erlebt. Hier wird der „somatische Modus der Aufmerksamkeit“ (Csordas 1993) auf den Schmerz gerichtet, der nicht nur die Wahrnehmung von E., sondern die Interaktion mit der ForscherIn/ZuhörerIn und deren Erleben bestimmt. Auch ich schenkte hierdurch dem Körper mehr Aufmerksamkeit, da ich den Ausdruck des Schmerzes erkannte und interaktiv verstand; zugleich förderte ich das Gespräch, indem ich mit der Interviewten gemeinsam versuchte, durch die Reise in die Vergangenheit ihren gegenwärtigen Schmerz auszuklammern. Diese „Ablenkung“ vom Körper wurde gerade durch die schmerzbelastete, leidvolle Geschichte und Erinnerung herbeigeführt. Mein Einlassen auf E.s schmerzliche Vergangenheit verhalf zu einer Ausblendung des „Gegenwartsleibes“.

Zugleich geht aus diesem Beispiel die Bedeutung der Körpersprache deutlich hervor. E. konnte ihren Körper nur vorsichtig und mit Bedacht einsetzen. Gerade die Schmerzen und die feinen Bewegungen aufgrund der Bewegungseinschränkungen förderten in unserer Interaktion eine bewusste Aufmerksamkeit und Achtsamkeit in der leiblichen Kommunikation. Gleichzeitig wurde verhindert, sich dem Erzählen und Erinnern zu widmen, sich in die Vergangenheit und imaginäre Welt zu begeben, indem

¹¹ Ausschnitt aus dem von der Autorin verfassten Interviewmemo.

der schmerzende Körper ständig an der Gegenwart haften blieb und somit präsent war. Ein autoethnographisches Zitat aus meinem Interviewmemo wirft weiterführende Fragen auf¹²:

Wessen Berührungsängste sind es, die dieses Gespräch steuern, jene E.s. mit ihren schmerzlichen Erinnerungen oder meine, die sich immer in Gesprächen mit Menschen mit Holocausterfahrungen einstellen? Oder sind es Berührungsängste in der Interaktion, ist es beiderseitiges Zurückschrecken vor einer gemeinsamen schmerzlichen Erfahrung der Auseinandersetzung mit dem Leid der Vergangenheit?

3. Konklusion

Warum denke ich, dass die vorgeschlagene Erweiterung der biographischen Fallrekonstruktion eine Bereicherung darstellt? Diese Frage werde ich im Weiteren auf Basis der im vorigen Kapitel gebildeten Hypothesen beantworten und dabei näher darauf eingehen, was fehlen würde, wenn die Verflechtung von körperlich-leiblichen Aspekten in der Erzählung mit körperlich-leiblichen Aspekten im Interviewsetting, in der Interaktion und in meiner Wahrnehmung unberücksichtigt geblieben wäre.

Anhand des Fallbeispiels wurde gezeigt, inwiefern der Körper als Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart fungiert. E. verbindet uns (die Teilnehmenden) erzählerisch, indem sie mir ihre körperlichen Empfindungen mitteilt. Sie holt die Vergangenheit durch ihre Erinnerungsarbeit in die Gegenwart und lässt mich an ihr teilhaben. Zugleich verweist sie mit ihrer leiblichen Verfassung in der Gegenwart immer wieder in die Vergangenheit und weist mit ihrer Selbstpräsentation darauf hin, dass die gegenwärtigen Schmerzen mit ihren vergangenen Erlebnissen kausal zusammenhängen. Sie haben sich als Folge des erlebten Leides in den Körper eingeschrieben, gestalten die gegenwärtige Erzählhandlung, versinnbildlichen das erlebte Leid und steuern den Prozess, ob und wie weit sich die Interviewte auf das Erinnern einlassen kann oder möchte. Schließlich beeinflussen sie auch meine Gedanken, Achtsamkeit und Körperhaltung. E.s Körper hat also Gestaltungskraft. Er steuert das Gespräch und damit auch den Dialog mit mir. Der Körper wird zur Objektivierung und Sichtbarmachung sozialen Sinnes, zur geronnenen Lebensgeschichte (Bourdieu/Wacquant 1996). Zugleich geben die Schmerzerfahrungen und die Schmerzpräsenz in der Gegenwart der Vergangenheit erst den Sinn, den E. daraus schöpft: eine achtsame Dialogarbeit. Diese Dialogarbeit, die zu einem wesentlichen Bestandteil ihrer Selbstpräsentation wurde, ging aus ihren Kindheitserfahrungen hervor und spielt gegenwärtig sowohl in der Familie als auch im Beruf eine Rolle. In Letzterem zeigt sich dies in ihrer Funktion als Vermittlerin und Konfliktmanagerin. Auf privater Ebene leistet sie durch ihre binationale Ehe und ihre Auseinandersetzung mit den beiden unterschiedlichen Weltansichten beziehungsweise Orientierungen ihrer Söhne weiterhin Dialogarbeit.

¹² Mit meinen Fragen möchte ich zugleich auf einige Forschungsdesiderata hinweisen, die eine autoethnographische Weiterentwicklung der Methodologie biographischer Fallrekonstruktionen nahelegen. Insbesondere ist eine autoethnographische Herangehensweise zu nennen, welche die Verstricktheit der Forschenden ins Geschehen und die Bedeutung der affektiven und körperlichen Reaktionen der Forschenden in der Situation des Gesprächs systematisch einbeziehen sollte; vgl. Breuer 2000 und Bonz 2014 sowie meine Vorschläge (Wundrak 2017).

Die Verbindung zwischen Erzählhandlung und Erzählhandeln, zwischen mir als Zuhörender und E. als Erzählender sowie zwischen Vergangenheit und Gegenwart geschieht somit über den Körper. Ein Transkript hätte möglicherweise auch Elemente davon wiedergegeben. Bei einer Kombination von ethnographischem Protokoll und Transkript kann die beschriebene Verwobenheit jedoch stärker berücksichtigt werden.

Die hier vorgeschlagene Methode reduziert nicht auf die Text-Sprache, sondern bringt verbal und körperlich Erzähltes systematisierend-analytisch zusammen. Schon im Beobachtungsprotokoll zum Gespräch mit E. wurde der Eindruck reflektiert, das Erzählen werde durch die Körperlichkeit im Interviewsetting gelenkt. Um die oben beschriebene Verwobenheit zu erfassen, gilt es herauszuarbeiten, inwiefern und auf welche Weise die Mechanismen des Generierens und Aufrechterhaltens von Erzählungen mit Verhinderungs- und Interaktionsabbrüchen in Wechselwirkung stehen. Beides, die Routinen wie auch die Krisen, der Erzählfluss und die Brüche in der Erzählung, kann sowohl auf diskursiver als auch auf performativer Ebene vollzogen werden, woraus sich wiederum unterschiedliche Wechselwirkungen ergeben können. So kann ein verbaler Erzählfluss durch körperliche Handlungen abgeschnitten werden und umgekehrt können performative Aufführungen durch das verbale Erzählen in Gang gebracht oder unterbrochen werden (Wundrak 2015).

Fokussiert die Analyse auf den Text als Erzählung, so schließt sie systematisch andere Elemente aus, die Aufschluss über das Erlebte selbst wie auch über das Erinnerungsnoema geben können. Außerdem sollte bedacht werden, dass in alltäglichen Erzählsettings, in denen keine Aufzeichnung vorgesehen ist, etwa in familiären Erzählrunden, im Unterschied zu Interviewsettings kontextbedingt die Beteiligten stärker darauf bedacht sind, dass die Geschichten „leibhaftig“ in Erinnerung bleiben. Dies hat „Einfluss auf die Darstellung der zu vermittelten Inhalte“ (Kaiser 2013: 448). Dem Körper als „Modus Operandi“ (Schmidt 2012) kommt dann eine tragende Rolle zu, er wird als Erzähler und Display virulent. Ebenso kann er ein Instrument der Verhinderungstechnik darstellen. Seine Inanspruchnahme und seine Ausblendung sind Leistungen, die in der Interaktion erbracht werden. Beides geht nicht allein aus dem Transkript hervor, kann jedoch durch die Analyse der Wechselwirkung zwischen körperlicher Erzählung und Erzähltext rekonstruiert werden.

Darüber hinaus verstehe ich den Körper als Medium, das Geschichten übermitteln kann und weiß, wie es Geschichten aus sich hervorholen kann (Keller/Meuser 2011), die sich aus Erfahrungen und Erinnerungen speisen, Geschichten, die den Körper der/des Erzählenden „bewohnen“ (Kaiser 2013), aber erst im Prozess der interaktiven Konstruktion während des Erzählens (Rosenthal 2011) Gestalt annehmen. Auf ein Interviewsetting übertragen bedeutet dies, dass der Körper die Geschichten nicht nur in sich trägt, sondern sie im Akt des Erzählens in Interaktion mit den Körpern weiterer Anwesender oder zumindest mit der Vorstellung von diesen sowie aus der (erlebten) Vergangenheit heraus, die im gegenwärtigen Körper materialisiert ist, erzeugt.

Wenn wir nur das gegenwärtige Geschehen fokussieren, wozu praxistheoretische Ansätze neigen, die das Interview als vergangenheitsfokussiert und „sprachlastig“ ablehnen (Nassehi 2006; Schmidt 2012), würden wir ebenso wesentliche Zusammenhänge übersehen. Wie aus den bisherigen Argumenten deutlich werden sollte, ist das Erzählen als ein gemeinschaftlicher körperlicher Akt für die Rekonstruktion von biographischen Gestalten immer relevant. Aus der biographie- und erzähltheoretischen

Perspektive kommt jedoch noch eine der Erzählung ganz spezifisch innewohnende Relation hinzu: die Verbindung des Geschehens innerhalb der Erzählung, das, wie oben dargelegt, aus dem „Inneren“ des Körpers hervorgeholt wird, mit dem gegenwärtigen Geschehen des „Jemandem-etwas-erzählen“ in einem Freundeskreis oder eben einem Interview.

Während Vergangenheit für die Praxistheorie ein gegenwärtiges und verkörpertes Repertoire ist, eine Art Schatzkiste, aus der man schöpfen kann und aus der sich Handlungspotential ergibt, ist sie in der gestalttheoretisch-hermeneutischen Sichtweise eine das gegenwärtige Geschehen erzeugende Kraft und umgekehrt: Das Vergangene entsteht aus der Gegenwart und der antizipierten Zukunft, die Gegenwart aus dem Vergangenen und dem Zukünftigen (Radenbach/Rosenthal 2012).

Aus biographieanalytischer Sicht wird diese Annahme, wie oben erwähnt, grundsätzlich einbezogen, vor allem bei einer thematischen Fokussierung auf den Körper als Forschungsgegenstand berücksichtigt, bei der Erforschung des Zusammenhangs von Gesundheit, Körper und Biographie und prototypisch bei der Frage nach dem biographischen Umgang mit Krankheit – seltener aber, wenn er vermeintlich nicht Gegenstand der Forschung ist. Implizites Wissen wird sprachlich nicht expliziert, wie nicht nur in der Praxistheorie, sondern auch in der Biographieforschung teils bemängelt (Alheit et al. 1999; Abraham 2002) und in der Kulturosoziologie generell reflektiert wird (Formenti/West/Horsdal 2014; Müller-Funk 2008; Norrick 2000).

Die soziologische Ausblendung bleibt wider besseren (theoretischen) Wissens ein Problem der Methode. Diesbezüglich betrachte ich die empirischen und theoriebildenden Arbeiten von Anke Abraham als wesentliche Grundlage (Abraham 2002). Sie zeigt anhand von hermeneutisch-wissenssoziologischen Analysen lebensgeschichtlicher Interviews, dass das Wissen um den Körper und um mit ihm verbundene gesellschaftliche Aspekte sehr unterschiedliche Thematisierungen und Nichtthematisierungen beziehungsweise diskursive Negationen erfahren kann (ebd.: 443). Expliziert wird etwa, womit der Körper – dem Alltagswissen entsprechend – insbesondere zu tun hat, beispielsweise mit Alterung oder Sexualität. Hier geht es vor allem auch um Verhaltensregeln, Gebote und Verbote oder Leistungsansprüche an den Umgang mit dem Körper sowie die Auseinandersetzung damit, wie der Körper auf das eigene Erleben Einfluss nimmt, vor allem bei Krankheit oder körperlichen Krisen.

Wichtig für die hier vorgeschlagene Art der Analyse ist Abrahams Erkenntnis (Abraham 2002), dass Körperlichkeit als Konzept bei allen Interviewten vorhanden ist. Die Begrifflichkeiten „Leib“ und „Körper“ haben einen ebenso weiten Bezugsrahmen wie auch „das Leben“ oder „die Biografie“. Dementsprechend wird auf sie explizit oder implizit Bezug genommen. In jedem Fall beeinflussen sie latent das Geschehen (ebd.: 470). Körper und Leib haben neben der für die Erzählung sinnstiftenden Bedeutung allem voran auch biographische und identitätskonstituierende Bedeutung, die häufiger in der Analyse sichtbar gemacht werden sollte (ebd.).

Die analytische Unterscheidung des „Sprechens über den Körper“ und des „Sprechens mit dem Körper“ in der Interaktion im Interview überschneidet sich in der Praxis des Erzählens. Das Wiedererinnern, Nacherleben und die kommunikative Präsentation von erlebten Geschichten nehmen explizit Bezug auf Handlungs- und Erlebensprozesse, die immer leiblich fundiert sind, und sie be-

dienen sich auch implizit der Möglichkeiten einer leiblich-affektiven Reinszenierung. Eine erhöhte Aufmerksamkeit für diese Aspekte könnte die Analyse biografischer Konstruktionsprozesse erweitern. [...] Die Grenzen der (narrativen) Interviewmethode sind in diesem Punkt jedenfalls noch lange nicht ausgeschöpft (ebd.: 196).

Das Zusammenspiel und die Untrennbarkeit von Aspekten, die allzu oft analytisch getrennt wurden in Mentales und Körperliches, Innen und Außen, Worte und Taten, Erfahrung und Kommunizieren usw. zeigt sich deutlich in narrativ-biographischen Interviews, in denen mündliche Stegreiferzählungen und biographische Selbstpräsentationen evoziert werden. Hier werden von den Beteiligten nicht nur rein sprachliche Äußerungen hervorgebracht, sondern Erzählungen werden performativ hervorgebracht und schreiben sich wiederum in den/die Körper ein. Körper schreiben sich aber auch in die Erzählungen ein, sie agieren in der erzählten Geschichte. Schließlich sind Erinnerung und Erzählung a priori körperlich und entstehen erst durch eine leibliche Erfahrung, so eine Grundannahme phänomenologischer Körpersoziologie.

Für die Analyse narrativer Interviews führen die genannten Annahmen zu einigen methodischen Konsequenzen. Will man eine biographische Fallrekonstruktion hinsichtlich des erlebten Lebens, des gegenwärtigen Präsentationsinteresses und der körperlich-leiblichen Gestalt analysieren, sollte davon ausgegangen werden, dass eine biographische Selbstpräsentation im Interview ein Produkt von dreierlei ist: körperliche Rezeption, körperliche Produktion und körperliche Kommunikation des Biographischen.

Texthermeneutisch-sozialkonstruktivistische Analysen sind vor diesem Hintergrund keinesfalls zu ersetzen. Vielmehr zielt das hier Dargelegte auf eine Erweiterung der fallrekonstruktiven Analyse narrativer Interviews ab, bei der nicht nur spezifische „interessante“ oder gar „auffällige“ Aspekte additiv eingebaut werden. Vielmehr soll die Berücksichtigung der Verschränkung des leiblich Erlebten, Erinnerten und Erzählten, des Körpers in seiner Objektivierung und Funktion, Präsenz und Ausblendung und schließlich der analytischen Kontrastierung der verschiedenen Ebenen die Rekonstruktion einer biographischen Gestalt wesentlich erweitern und bereichern.

LITERATUR

- Abraham, Anke (2002): Der Körper im biographischen Kontext, Ein wissenssoziologischer Beitrag, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-80424-2>
- Abraham, Anke (2018): Körper – Biografie – Bild, Zur Konstitution des Selbst im Spannungsfeld von ‚vergegenständlichtem‘ Körper und ‚spürendem‘ Leib, in: Anja Hartung-Griemberg, Ralf Vollbrecht und Christine Dallmann (Hg.): Körpergeschichten, Körper als Fluchtpunkte medialer Biografisierungspraxen, Konferenzschrift, 2015 Dresden, Baden-Baden, 7-15. <https://doi.org/10.5771/9783845279640-15>
- Alheit, Peter, Bettina Dausien, Wolfram Fischer-Rosenthal, Andreas Hanses und Annelie Keil (Hg.) (1999): Biographie und Leib, Edition psychosozial, Gießen.
- Alkemeyer, Thomas (2019): Bedingte Un/Verfügbarkeit, Zur Kritik des praxeologischen Körpers, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, 44, Heft 3, 289-312. <https://doi.org/10.1007/s11614-019-00369-w>

- Alkemeyer, Thomas, Nikolaus Buschmann und Matthias Michaeler (2015): Kritik der Praxis, Plädoyer für eine subjektivierungstheoretische Erweiterung der Praxistheorien, in: Thomas Alkemeyer, Volker Schürmann und Jörg Volbers (Hg.): *Praxis denken, Konzepte und Kritik*, Wiesbaden, 25-50. https://doi.org/10.1007/978-3-658-08744-9_2
- Bedorf, Thomas (2015): Leibliche Praxis, Zum Körperbegriff der Praxistheorien, in: Thomas Alkemeyer, Volker Schürmann und Jörg Volbers (Hg.): *Praxis denken, Konzepte und Kritik*, Wiesbaden, 129-150. https://doi.org/10.1007/978-3-658-08744-9_6
- Bonz, Jochen (2014): Gewichtungen im Forschungsprozess, Zwischen Beziehung-schaffen-zum-Anderen und Hineinhorchen-ins-Selbst?, Impulsvortrag im gleichnamigen Panel am 21. Juni, Tagung: Subjektorientiertes Deuten, Kontext und Praxis der ethnografischen Feldforschungssupervision, Universität Bremen, 20.06.-21.06.2014.
- Bourdieu, Pierre und Loïc J. D. Wacquant (1996): *Reflexive Anthropologie*, Übersetzt von Hella Beister, Frankfurt am Main.
- Breuer, Franz (2000): Wissenschaftliche Erfahrung und der Körper/Leib des Wissenschaftlers, Sozialwissenschaftliche Überlegungen, in: Clemens Wischermann und Stefan Haas (Hg.): *Körper mit Geschichte, Der menschliche Körper als Ort der Selbst- und Weltdeutung, Studien zur Geschichte des Alltags*, Bd. 17, Stuttgart, 33-50.
- Csordas, Thomas J. (1993): Somatic modes of attention, in: *Cultural Anthropology*, 8, No. 2, 135-156. <https://doi.org/10.1525/can.1993.8.2.02a00010>
- Dausien, Bettina (1999): Geschlechterkonstruktionen und Körpergeschichten, Überlegungen zur Rekonstruktion leiblicher Aspekte des „doing gender“ in biographischen Erzählungen, in: Peter Alheit, Bettina Dausien, Wolfram Fischer-Rosenthal, Andreas Hanses und Annelie Keil (Hg.): *Biographie und Leib*, Edition psychosozial, Gießen, 177-200.
- Dausien, Bettina und Helga Kelle (2007): Biographie und kulturelle Praxis, Methodologische Überlegungen zur Verknüpfung von Ethnographie und Biographieforschung, in: Bettina Völter, Bettina Dausien, Helma Lutz und Gabriele Rosenthal (Hg.): *Biographieforschung im Diskurs*, Wiesbaden, 189-212. https://doi.org/10.1007/978-3-8348-9160-0_10
- Davis, Kathy (1996): From Objectified Body to Embodied Subject: A Biographical Approach to Cosmetic Surgery, in: Sue Wilkinson (Ed.): *Feminist Social Psychologies*, Oxford, 104-118.
- Davis, Kathy (1997): *Embodied practices, Feminist perspectives on the body*, London, Thousand Oaks, California.
- Davis, Kathy (2018)²: Auto/Biography – Bringing in the ‘I’, in: Helma Lutz, Martina Schiebel und Elisabeth Tuijer (Hg.): *Handbuch Biographieforschung*, Wiesbaden, 637-650. https://doi.org/10.1007/978-3-658-21831-7_53
- Demmer, Christine (2016): Interviewen als involviertes Spüren. Der Leib als Erkenntnisorgan im biografieanalytischen Forschungsprozess, in: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 17(1). <https://doi.org/10.17169/fqs-17.1.2425>
- Deppermann, Arnulf (2013). Interview als Text vs. Interview als Interaktion, in: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 14(3), <https://doi.org/10.17169/fqs-14.3.2064>
- Fesenfeld, Anke (2006): *Brustverlust – Zum Leib-Erleben von Frauen nach einer Brustamputation*, Marburg.
- Fischer, Wolfram (1986): Alltagszeit und Lebenszeit in Lebensgeschichten von chronisch Kranken, in: Klaus Hurrelmann (Hg): *Lebenslage, Lebensalter, Lebenszeit, Ausgewählte Beiträge aus den ersten 5 Jahrgängen der „Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie“*, Weinheim, 157-171.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1999): Biographie und Leiblichkeit, Zur biographischen Arbeit und Artikulation des Körpers, in: Peter Alheit, Bettina Dausien, Wolfram Fischer-Rosenthal, Andreas Hanses und Annelie Keil (Hg.): *Biographie und Leib*, Edition psychosozial, Gießen, 15-43.

- Fischer, Wolfram (2003): Körper und Zwischenleiblichkeit als Quelle und Produkt von Sozialität, in: *Zeitschrift für Qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung*, 4, Heft 1, 9-31.
- Fischer, Wolfram (2013): Biographie, Leib und chronische Krankheit, in: Dieter Nittel und Astrid Seltrecht (Hg.): *Krankheit: Lernen im Ausnahmezustand?, Brustkrebs und Herzinfarkt aus interdisziplinärer Perspektive*, Berlin, Heidelberg, 185-198.
https://doi.org/10.1007/978-3-642-28201-0_14
- Formenti, Laura, Linden West und Marianne Horsdal (Hg.) (2014): *Embodied narratives, Connecting stories, bodies, cultures and ecologies*, Odense.
- Gugutzer, Robert (Hg.) (2006): *Body Turn, Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports, Materialitäten*, Bd. 2, Bielefeld. <https://doi.org/10.14361/9783839404706>
- Hanses, Andreas (1996): *Epilepsie als biographische Konstruktion, Eine Analyse von Erkrankungs- und Gesundungsprozessen anfallserkrankter Menschen anhand erzählter Lebensgeschichten*, IBL-Forschung, Bd. 2, Bremen.
- Hanses, Andreas und Petra Richter (2011): Die soziale Konstruktion von Krankheit, Analysen biographischer Selbstthematisierungen an Brustkrebs erkrankter Frauen und ihre Relevanz für eine Neubestimmung professioneller Praxis, in: Gertrud Oelerich und Hans-Uwe Otto (Hg.): *Soziale Arbeit und Empirische Forschung, Ein Studienbuch*, Wiesbaden, 137-159.
https://doi.org/10.1007/978-3-531-92708-4_8
- Hanses, Andreas (2013): Biographie und Leib – Fragmente zu einem wenig erörterten Beziehungsverhältnis, in: Heidrun Herzberg und Astrid Seltrecht (Hg.): *Der soziale Körper, Interdisziplinäre Zugänge zur Leiblichkeit, Studien zur qualitativen Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung*, Leverkusen, 39-54. <https://doi.org/10.2307/j.ctvdf0b8n.5>
- Herzberg, Heidrun und Astrid Seltrecht (Hg.) (2013): *Der soziale Körper, Interdisziplinäre Zugänge zur Leiblichkeit, Studien zur qualitativen Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung*, Leverkusen. <https://doi.org/10.2307/j.ctvdf0b8n>
- Honer, Anne (2011): Der Körper im Interview, in: Anne Honer: *Kleine Leiblichkeiten, Erkundungen in Lebenswelten, Wissen, Kommunikation und Gesellschaft*, Wiesbaden, 59-72.
https://doi.org/10.1007/978-3-531-92839-5_4
- Kaiser, Susanne (2013): Körper und Erzählen: Zur Inszenierung mündlicher Erzähltradition in Tahar Ben Jelloun's *L'enfant de sable*, in: Alexandar Strohmaier (Hg.): *Kultur – Wissen – Narration, Perspektiven transdisziplinärer Erzählforschung für die Kulturwissenschaften*, Konferenzschrift, 2010 Graz, Bielefeld, 445-457.
<https://doi.org/10.1515/transcript.9783839416501.445>
- Keller, Reiner und Michael Meuser (Hg.) (2011): *Körperwissen, Über die Renaissance des Körperlichen, Wissen, Kommunikation und Gesellschaft*, Wiesbaden.
- Knoblauch, Hubert (2013): Grundbegriffe und Aufgaben des kommunikativen Konstruktivismus, in: Reiner Keller, Jo Reichertz und Hubert Knoblauch (Hg.): *Kommunikativer Konstruktivismus, Theoretische und empirische Arbeiten zu einem neuen wissenssoziologischen Ansatz*, Wissen, Kommunikation und Gesellschaft, Wiesbaden, 25-47.
https://doi.org/10.1007/978-3-531-19797-5_2
- Kramer, Michaela (2018): Adoleszente Körperinszenierungen und biografische Selbsterzählungen im Kontext der Smartphone-Fotografie, in: Anja Hartung-Griemberg, Ralf Vollbrecht und Christine Dallmann (Hg.): *Körpergeschichten, Körper als Fluchtpunkte medialer Biografisierungspraxen, Fachtagung, 2015 Dresden, Medienpädagogik*, Bd. 2, Baden-Baden, 29-42. <https://doi.org/10.5771/9783845279640-29>
- Lindemann, Gesa (2017): Leiblichkeit und Körper, in: Robert Gugutzer, Michael Meuser und Gabriele Klein (Hg.): *Handbuch Körpersoziologie*, Bd. 1: Grundbegriffe und theoretische Perspektiven, Wiesbaden, 57-66. https://doi.org/10.1007/978-3-658-04136-6_10
- Lorenzer, Alfred (1979): Die Analyse der subjektiven Struktur von Lebensläufen und das gesellschaftlich Objektive, in: Dieter Baacke und Theodor Schulze (Hg.): *Aus Geschichten lernen, Zur Einübung pädagogischen Verstehens*, München, 129-145.

- Merleau-Ponty, Maurice (1966): *Phänomenologie der Wahrnehmung*, aus dem Französischen übersetzt von Rudolf Boehm, *Phänomenologisch-psychologische Forschungen*, Bd. 7, Berlin. <https://doi.org/10.1515/9783110871470>
- Meuser, Michael (2004): Zwischen „Leibvergessenheit“ und „Körperboom“, *Die Soziologie und der Körper/Between “Body Oblivion” and “Body Boom”*: Sociology and the Body, in: *Sport und Gesellschaft – Sport and Society*, 1, Number 3, 197-218. <https://doi.org/10.1515/sug-2004-0304>
- Müller-Funk, Wolfgang (2008)²: *Die Kultur und ihre Narrative, Eine Einführung*, Wien, New York.
- Nassehi, Armin (2006): *Der soziologische Diskurs der Moderne*, Frankfurt am Main.
- Neue Phänomenologie (6. Juni 2010): Hermann Schmitz im Gespräch I/3 Einführung, Panoramagespräch, (YouTube-Video), <https://www.youtube.com/watch?v=poY4geVQYhg> (8.12.2021).
- Nittel, Dieter und Astrid Seltrecht (Hg.) (2012): *Krankheit, Brustkrebs und Herzinfarkt aus interdisziplinärer Perspektive*, Mit Online-Material für Fachleute, Dordrecht.
- Norrick, Neal R. (2000): *Conversational narrative: Storytelling in everyday talk*, *Current Issues in Linguistic Theory: Series 4*, Bd. 203, Amsterdam, Philadelphia. <https://doi.org/10.1075/cilt.203>
- Plessner, Helmuth (1941): *Lachen und Weinen, Eine Untersuchung nach den Grenzen menschlichen Verhaltens*, Arnhem.
- Pfeffer, Simone (2010): *Krankheit und Biographie, Bewältigung von chronischer Krankheit und Lebensorientierung*, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-91943-0>
- Pohn-Lauggas, Maria (2018): *Das Tagebuch in einer biografischen Erzählung*, in: Ina Alber, Birgit Griese und Martina Schiebel (Hg.): *Biografieforschung als Praxis der Triangulation*, Wiesbaden, 21-39. https://doi.org/10.1007/978-3-658-18861-0_2
- Radenbach, Niklas und Gabriele Rosenthal (2012): *Das Vergangene ist auch Gegenwart, das Gesellschaftliche ist auch individuell, Zur Notwendigkeit der Analyse biographischer und historischer ‚Rahmendaten‘*, in: *Sozialer Sinn*, 13, Heft 1, 3-37. <https://doi.org/10.1515/sosi-2012-0102>
- Ransiek, Anna-Christin (2019): *Rassismus in Deutschland, Eine macht-reflexive, biographietheoretische und diskursanalytische Studie, Theorie und Praxis der Diskursforschung*, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-24056-1>
- Ransiek, Anna-Christin, Katinka Meyer und Rixta Wundrak (2011): *Schreiben und Arbeiten mit Interviewmemos, Unveröffentlichtes Skript*.
- Rosenthal, Gabriele (1995): *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte, Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*, Frankfurt am Main, New York.
- Rosenthal, Gabriele (2011)³: *Interpretative Sozialforschung, Eine Einführung, Grundlagentexte Soziologie*, Weinheim, München.
- Schmidt, Robert (2012): *Soziologie der Praktiken, Konzeptionelle Studien und empirische Analysen*, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 2030, Berlin.
- Schmidt, Robert (2017): *Praxistheorie*, in: Robert Gugutzer, Gabriele Klein und Michael Meuser (Hg.): *Handbuch Körpersoziologie*, Bd. 2: *Grundbegriffe und theoretische Perspektiven*, Wiesbaden, 335-344. https://doi.org/10.1007/978-3-658-04136-6_36
- Schmitz, Hermann (2019): *System der Philosophie, Band III, 2: Der Gefühlsraum*, Neuausgabe, Freiburg im Breisgau, München.
- Schütze, Fritz (1977): *Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen, Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien*, Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie: *Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien*, Nr. 1, Bielefeld.

- Witte, Nicole (2014): Zum Fall des Falles – Fallrekonstruktionen in der interpretativen Sozialforschung: Dialogarbeit als biographische Arbeit: Der Fall der jüdischen Israeli Ella, in: Susanne Düwell und Nicolas Pethes (Hg.): Fall – Fallgeschichte – Fallstudie, Theorie und Geschichte einer Wissensform, Frankfurt am Main, 195-213.
- Wundrak, Rixta (2015): Die Materialität des Erzählens, Die Bedeutung von Dingen und Körpern in einem biographischen Interview, Ein Beispiel aus Jaffa (Israel), in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, 40, Heft 4, 355-371.
<https://doi.org/10.1007/s11614-015-0179-1>
- Wundrak, Rixta (2017): Welcome to Paradise, Methodological accentuations to the Sociology of Knowledge Approach to Discourse Ethnography based on field notes from a refugees' shelter, in: Zeitschrift für Diskursforschung/Journal for Discourse Studies, 5, Heft 3, 276-298.
- Wundrak, Rixta (2018): Biografie als Praxis-Diskurs-Formation, Eine praxeologische Perspektive auf lebensgeschichtliche Interviews, in: Ina Alber, Birgit Griese und Martina Schiebel (Hg.): Biografieforschung als Praxis der Triangulation, Wiesbaden, 83-104.
https://doi.org/10.1007/978-3-658-18861-0_5
- Wundrak, Rixta (2019): Biographische Fallrekonstruktionen nach Gabriele Rosenthal, in: Gerhard Jost und Marita Haas (Hg.): Handbuch zur soziologischen Biographieforschung, Grundlagen zur methodischen Praxis, UTB, Bd. 5150, Opladen, Toronto, 145-165.

Zusammenfassung

Mündliche Stegreiferzählungen von selbsterlebten Erfahrungen sind in mehrerlei Hinsicht leibliche und verkörperte soziale Handlungen. Biographische Erfahrungen werden körperlich gemacht, später erinnernd einverleibt und beim Erzählen performativ kommuniziert. Zu einer mündlich dargebrachten biographischen Erzählung gehören zuhörende Menschen, die während des Erzählhandelns in die erlebte Vergangenheit des/der Erzählenden reisen. Die Verwobenheit des Körperlich-Leiblichen mit dem Gesprochenen in mündlichen autobiographischen Erzählungen führt so zu gemeinschaftlich konstruiertem, biographischem „Gestalten“.

Obwohl leiblich-körperliches Erleben, Erinnern und Erzählen in der kommunikativen Konstruktion von Biographie somit höchste Bedeutung haben, wurde dieser Aspekt in der Analyse biographischer Selbstpräsentationen bisher nur wenig beleuchtet. Die methodologischen Überlegungen des Beitrages, veranschaulicht an Datenmaterial aus einem ethnographisch angelegten Interview, das in Tel Aviv-Jaffa, Israel, mit einer an chronischen Schmerzen leidenden Frau geführt wurde, sollen zu einer stärkeren Einbindung körperlich-leiblicher Aspekte in biographischen Fallrekonstruktionen anregen.

„Jetzt trinken wir erst einmal“

Die Rolle des Alkohols bei Oral History-Interviews

Michael Galbas

Es war ein kalter und verregener St. Petersburger Februarabend des Jahres 2013, als ich mich mit Sergej traf, einem Veteranen des sowjetischen Afghanistankrieges.¹ Mit ihm führte ich ein lebensgeschichtliches Interview im Rahmen einer geschichtswissenschaftlichen Studie über die Erinnerungen an den Militäreinsatz der UdSSR am Hindukusch von 1979 bis 1989. Ziel war es herauszuarbeiten, welche Bedeutung Veteranen ihren Afghanistan-Erfahrungen beimessen und wie sie ihre Autobiographie über das Erlebte konstruieren. Besonders stand dabei das auf Wechselwirkung basierende Verhältnis von individuellen und kollektiven Sichtweisen auf den Krieg im gegenwärtigen Russland im Fokus (Galbas 2019).

Als Treffpunkt hatten Sergej und ich das Einkaufszentrum Gostiny Dvor auf dem Nevskij-Prospekt vereinbart, der zentralen Lebensader St. Petersburgs. Aufgrund des schlechten Wetters entschlossen wir uns, für das Interview nicht lange nach einem ruhigen und wenig frequentierten Ort zu suchen, sondern begaben uns direkt in eine kleine Kantine im Gostiny Dvor, aus der laute Pop-Musik schallte. Während ich zögerte, die Türschwelle zu übertreten, ließ sich Sergej von dem Lärm nicht beeindrucken und steuerte zielsicher einen der freien Tische an, worauf ich ihm schließlich folgte. Am Tisch angekommen, stand vonseiten des Veteranen die Frage nach einem Bier sogleich im Raum. Ehe ich antworten konnte, hatte er sich bereits entfernt und kehrte mit zwei gefüllten Gläsern zurück. Eines davon platzierte er vor mir mit den Worten:

Jetzt trinken wir erst einmal und Sie erzählen mir in Ruhe, wer Sie sind, was Sie machen und danach berichte ich (Interview Sergej 2013).

Für das Forschungsprojekt über die Erinnerungen an den sowjetischen Afghanistankrieg wurden im Zeitraum von 2011 bis 2015 mit 33 männlichen, in Russland lebenden ehemaligen Kriegsteilnehmern narrativ-biographische Interviews durchgeführt (Schütze 2012; Rosenthal et al. 2006). Der Ablauf eines solchen Interviews gliedert sich nach gängiger methodischer Diskussion in drei Teile: Der offenen Erzählaufforderung, dem erzählgenerierenden Nachfragen sowie dem formellen Interviewabschluss (Rosenthal 2015: 157 ff.). Der erste Abschnitt umfasst das persönliche Kennenlernen sowie die thematische Einführung, die den Zeitzeugen über die Hintergründe des Anliegens und die allgemeinen Abläufe informiert. Der Gesprächspartner beginnt daraufhin mit seiner autonom gestalteten Haupterzählung. Anschließend werden unklare

1 Die Namen der Interviewten sind pseudonymisiert.

Sachverhalte nachgefragt oder einzelne Aspekte vertieft. Zudem bleibt Raum, bisher unbehandelte Themenbereiche der Lebensgeschichte zu erschließen. Der offizielle Abschluss ist dahingehend wichtig, um den Autobiographen narrativ nicht in einer für ihn belastenden, sondern in einer stabilen Phase seines Lebens zu belassen.

Die Interviews mit den Afghanistanveteranen verteilten sich auf mehrere Städte in Russland und fanden entweder in öffentlichen Räumen wie Kantinen und Cafés oder in vertrauter Umgebung etwa in Wohnungen oder in Vereinsheimen statt. Die Interviewsprache war primär Russisch. Für mich stellt sie eine während des Studiums sowie zweier Semesteraufenthalte in Moskau und St. Petersburg erlernte Fremd-, für die Veteranen zumindest die zweite Muttersprache dar.² Lediglich in zwei Fällen erfolgten die Gespräche phasenweise in meiner Primärsprache auf Deutsch, da die Interviewten über die dafür notwendigen Sprachkenntnisse verfügten und diese auch anwenden wollten. Mit dem Einverständnis der Veteranen wurden die Interviews aufgezeichnet und im Anschluss transkribiert. Die Auswahl der Zeitzeugen beruhte auf Kriterien, die sich aus dem Erhebungsprozess entwickelten (Strauss/Corbin 2010). Hierzu gehörten unter anderem der Dienstgrad und -zeit, der Status als Kombattant und Invalide, aber auch die Mitgliedschaft in einem Veteranenverband sowie die ethnische und geographische Herkunft. Im Durchschnitt waren die Interviewten 25 Jahre älter als ich. Die Mehrheit von ihnen wurde im Alter von 18 Jahren zur Armee eingezogen und mussten den Großteil ihres zweijährigen Wehrdienstes am Hindukusch ableisten (Sapper 1994: 99 ff.). Einige der Zeitzeugen lassen sich als „Erinnerungsexperten“ beschreiben, die ihre Kriegserlebnisse in mündlicher oder schriftlicher Form bereits wiedergegeben hatten. Dies war allerdings kein Vorauswahlkriterium, sondern stellte sich meist erst während des Gesprächs heraus.

In den Interviews thematisierten die ehemaligen Interventionsteilnehmer sowohl Ereignisse aus Afghanistan als auch teilweise deren Nachwirkungen in der Sowjetunion nach Ende des Militäreinsatzes. So berichteten Befragte etwa von einer bewussten Reduzierung sozialer Kontakte oder einem übermäßigen Alkoholkonsum. Ein Zeitzeuge beschreibt dies beispielsweise folgendermaßen:

Wir wurden gefragt, was wir nach Afghanistan machen werden [Pause]... Ich werde trinken, danach werde ich trinken, und danach werde ich wieder trinken (Nikita 2014: 8. Zit. in Galbas 2019: 303 f.).

Bei einigen Gesprächen beschränkte sich die Präsenz des Alkohols allerdings nicht nur auf die narrative Ebene.

Ein Charakteristikum der Erhebung war, dass es in jeder der genannten Veteranen-Subgruppen zu gemeinschaftlichem Alkoholkonsum kam, insgesamt in elf lebensgeschichtlichen Interviewsituationen. Die Initiative zum gemeinsamen Trinken ging immer vom Interviewten aus, wobei dies wie im Falle Sergejs entweder gleich zu Beginn in der Einführungsphase oder zum Ende der Haupterzählung beim Übergang zum Nachfrageteil geschah. Ausgehend von meinen Russland-Erfahrungen kam ich der Trinkaufforderung aus Gründen der Höflichkeit in den meisten Fällen nach, allerdings

2 In der Sowjetunion wurden über 120 Sprachen gesprochen. Russisch erlangte erst 1990 den gesetzlichen Status als Amtssprache, war davor allerdings als „Sprache der Kommunikation zwischen den Völkern“ im Schul- und Bildungswesen sowie der Kaderpolitik dominant (Mark 1992; Comrie 1981).

keineswegs immer. Bei den Treffen konsumierten die Gesprächspartner auch in unterschiedlichem Ausmaß. Dies reichte von einem Getränk zum Anstoßen bis hin zu einem sich steigernden Konsum während des Interviewverlaufs. Ich achtete jedoch permanent darauf, einen „klaren Kopf“ zu behalten und nahm nur in entsprechenden Maßen alkoholische Getränke zu mir. Der Verzehr von Alkohol trat ebenfalls in anderen Forschungsprojekten zu den Teilnehmern der sowjetischen Intervention in Afghanistan auf. Die Mitarbeiter einer soziologischen Studie an der Higher School of Economics Moscow berichteten beispielsweise von vergleichbaren Situationen, gingen auf die Trinkangebote allerdings nicht ein (Rozhdestvenskaia et al 2016).

Da in der zugrundeliegenden Untersuchung ein anderer Weg eingeschlagen wurde, gilt es, das Zusammenspiel von Alkohol und Oral History-Interviews näher zu beleuchten. Ausgehend von den gemachten Beobachtungen und Erfahrungen werden die Auswirkungen des gemeinsamen Alkoholkonsums auf den Interviewprozess beschrieben.³ Mit Blick auf den Alkohol ist grundsätzlich auf seine Eigenschaft als gesundheitsschädigendes Suchtmittel hinzuweisen. Aufgrund dieser bekannten Risiken bezieht sich die Darstellung aufgetretener Effekte vor allem auf den Bereich der Erhebung und der Gestaltung der Lebensgeschichten. Bedeutend ist dabei die Frage, ob Interviews unter methodischen und inhaltlichen Gesichtspunkten Gefahr laufen, zu scheitern, wenn Alkohol konsumiert wird. In diesem Zusammenhang versteht sich der vorliegende Beitrag als Gedankenanstoß zur Rolle des Alkohols auf dem Feld anthropologischer sowie kultur- und alltagswissenschaftlicher Forschungen (vgl. Scherer 2019). Zahlreiche Studien mit lebensgeschichtlichen Interviews beleuchten zwar eingehend die Bedeutung und die Folgen des Alkoholkonsums in den jeweiligen Biographien (Hörauf 2016; Litau et al. 2015). Eine Analyse seiner Auswirkungen auf die Interviewsituation selbst bleibt aber weitestgehend unberücksichtigt.

Erhöhung der Gesprächsbereitschaft

Als einen zentralen Effekt des Alkoholkonsums mit den sowjetischen Veteranen lässt sich anführen, dass er ihre generelle Gesprächsbereitschaft förderte, da er eine vertrauensbildende Maßnahme darstellte sowie Sprechanreize gab.

An die in Russland lebenden ehemaligen Kriegsteilnehmer trat ich auf vielfältige Art und Weise heran. Von Deutschland aus gehörten hierzu etwa Telefonanrufe bei ihren Organisationen oder das Platzieren von Anfragen in speziellen Veteranengruppen in den sozialen Netzwerken *facebook* und *vk*. Während meiner Forschungsaufenthalte in Russland geschah die Kontaktaufnahme dagegen überwiegend persönlich, wie durch den Besuch von Gedenkveranstaltungen. Über neu gewonnene Bekanntschaften erfolgte schließlich oftmals das Zusammentreffen mit weiteren Gesprächspartnern. Zahlreiche der von mir angesprochenen Zeitzeugen reagierten auf Interviewanfragen mit Ablehnung und Skepsis oder seltener auch mit freudiger Erwartung. Häufig zeigte sich ein gewisses Misstrauen dahingehend, warum sich gerade ein junger Deutscher für den

3 Die Beobachtungen beziehen sich dabei lediglich auf männliche Gesprächspartner, da in dem zugrundeliegenden Forschungsdesign die Perspektive der sowjetischen Kriegsteilnehmerinnen aufgrund der Fragestellung und organisatorischen Gründen weitestgehend unberücksichtigt bleiben musste. Das Verhältnis von Alkoholkonsum und lebensgeschichtlicher Erzählung von Zeitzeuginnen bedürfte einer gesonderten Untersuchung. In Bezug auf die vorliegende Analyse gilt mein Dank dem/der mir unbekanntem Gutachter/Gutachterin sowie Benjamin Biesinger, Felix Frey, Markus Mirschel und besonders Friedrich Cain für die Anregungen und den Gedankenaustausch.

Afghanistankrieg interessiere. Aufkommende Hemmschwellen, einem Fremden über das eigene Leben zu berichten, sind keine Seltenheit bei Oral History-Interviews (vgl. Rosenthal 2002: 11). Die Auskunftsbereitschaft hängt dabei mitunter von unterschwelligen Sympathiefaktoren ab (vgl. Jureit 1999: 194 ff.). Die distanzierte Haltung der Afghanistanveteranen legte sich beispielsweise oftmals, wenn in Ansätzen ein Vertrauensverhältnis aufgebaut werden konnte (vgl. Rosenthal 2002: 9). An diesem Punkt kann dem gemeinschaftlichen Verzehr von Alkohol eine beeinflussende Wirkung auf das soziale Verhältnis zwischen dem Interviewer und dem Interviewten attestiert werden.

Vergleichbar mit dem amerikanischen Einsatz in Vietnam war übermäßiger Alkohol- und Drogenkonsum ebenfalls ein verbreitetes Phänomen innerhalb der sowjetischen Interventionskräfte in Afghanistan (Sapper 1994: 119 ff.). Auf diese Weise versuchten die Soldaten, der Langeweile bei Routineaufgaben im Hinterland zu begegnen oder die Kriegs- und Gewalterfahrungen zu ertragen. Auch wenn keine genauen Statistiken dazu vorliegen, konsumierten Kriegsteilnehmer nach ihrer Rückkehr vom Hindukusch weiterhin exzessiv Rauschmittel (Braithwaite 2012: 190 f.). Neben den Bearbeitungsformen gemachter Erfahrungen lassen sich hierfür weitere Gründe anführen: Dazu zählen etwa während des Einsatzes entstandene Abhängigkeiten oder soziale Anpassungsschwierigkeiten und eine berufliche Perspektivlosigkeit in Zeiten des wirtschaftlichen Niedergangs in der Sowjetunion beziehungsweise Russland in den 1990er Jahren (Sapper 1994: 156 ff.). Auch aktuell ist der Gebrauch von Suchtmitteln unter den ehemaligen Afghanistankämpfern anzutreffen. Im Sommer 2015 lud mich beispielsweise ein Veteran zu seiner Geburtstagsfeier ein, auf der weitere anwesende Interventionsteilnehmer neben hochprozentigen Alkoholika auch Haschisch konsumierten.

Die Rolle des Alkohols im Leben sowjetischer Afghanistanveteranen ist allerdings nicht nur als Folge von Einsatz- und Rückkehrerfahrungen zu betrachten. In zahlreichen Ländern und Regionen wird der Alkoholkonsum weniger als Suchtmittel, sondern vornehmlich als „Kulturgut“ angesehen (Hirschfelder/Trummer 2016; Käppler 2011; Spode 2010; Fikentscher 2008). In diesem Zusammenhang zeigen sich Tendenzen, Rauschzustände als Zeichen von Männlichkeit und Stärke, aber auch von Großzügigkeit auszulegen (Große 2019). Eine solche Einstellung lässt sich etwa in Russland vor allem bei den älteren männlichen Angehörigen der im sowjetischen Sozialismus aufgewachsenen Generationen beobachten (Lokshin 2019; Bota 2018; Krasnov 2003; White 1996).⁴ Gerade die Aspekte der Großzügigkeit und Gastfreundschaft spielten spürbar bei jenen Veteranen eine hervorgehobene Rolle, die bis dato kaum Kontakt mit Personen aus dem westlichen Ausland hatten. So wurden meine Kosten bei Café-Besuchen von den Gesprächspartnern in der Regel übernommen.

Vor diesem Hintergrund förderte meine Bereitschaft, mehr oder weniger große Mengen mitzutrinken, den Abbau sozialer Distanzen bei zahlreichen ehemaligen Soldaten. Den Trinkaufforderungen beziehungsweise -einladungen nachkommend, passte ich mich meinem Gegenüber an. Zugleich respektierte ich dessen Wünsche und Erwartungen und ermöglichte es ihm, sich als „guter Gastgeber“ zu präsentieren, wie in der St. Petersburger Kantine. Dadurch änderte sich die Einstellung der Interviewpartner merklich. Nachdem beispielsweise mit Sergej auf das Kennenlernen angestoßen wurde

4 Nach Angaben der Weltgesundheitsorganisation (WHO) ist der Alkoholkonsum in Russland gegenwärtig rückläufig (WHO 2019). Bei Jugendlichen zeigt sich zunehmend eine kritischere Einstellung gegenüber dem Alkohol (Bräker 2018: 37 f).

und ich ein wenig von mir berichtet hatte, zeigte er sich freundlicher und aufgeschlossener. So erkundigte er sich nicht nur nach den Ursprüngen des Forschungsinteresses, sondern auch nach meinen persönlichen Eindrücken von Russland, was er wiederum als Ausgangspunkt für seine Lebensgeschichte nutzte. In diesem Kontext lässt sich als ein zusätzlicher Faktor für eine begünstigende Gesprächsbereitschaft anführen, dass der Alkoholkonsum die Interviewsituation „entformalisierte“. Anstatt eines offiziellen Termins mit entsprechend formellem Verhältnis zwischen den beteiligten Personen entstand durch den Alkohol ein „off the record-Format“, in dem beide Seiten gewissermaßen freundschaftlich Informationen austauschten.

In gleichem Maße beeinflusste allerdings auch das Nicht-Trinken den Verlauf und Inhalt des Interviews. Als Reaktion auf die Absage wirkten einige Afghanistanveteranen gekränkt und zeigten sich anschließend nicht mehr sonderlich an einem Gespräch interessiert. Entsprechend oberflächlich und inhaltsarm fiel ihre biographische Selbstkonstruktion bisweilen aus. Der Alkohol stellte so häufig einen sozialen Zugang zu Teilen der ehemaligen Kriegsteilnehmer dar, da er zum Vertrauensaufbau beitrug. Gerade vor dem Hintergrund der anfänglichen Distanz einiger Veteranen war dies für das Forschungsprojekt von entscheidender Bedeutung.

Daran anknüpfend war der Alkohol außerdem förderlich, um Sprechreize zu setzen. Waren die Befragten keine „Erinnerungsexperten“ wussten sie oftmals nicht, wovüber sie aus ihrem Leben berichten sollten. Sie wirkten eingeschüchtert, schienen phasenweise überfordert und offenbarten Schwierigkeiten, ihre Lebensgeschichte frei zu erzählen. In diesen Situationen empfehlen Studien zur Oral History, als Mittel zum Sprech Anlass und Erinnerungsförderung auf Fotografien, Briefe, Dokumente oder Tagebücher zurückzugreifen (Priebe/Dyer 2014; Peters 2012; Plato 2008). Fanden Treffen mit den sowjetischen Autobiographen jedoch kurzfristig oder wie bei Sergej in öffentlichen Räumen statt, war ein Rückgriff auf Erinnerungsstücke nur eingeschränkt möglich.

In solchen Fällen fungierte der Alkohol oftmals als Gesprächsaufhänger. Die Interviewten interessierten sich beispielsweise dafür, wie mir als Deutschem denn das russische Bier schmecken würde. Zudem kann Alkohol euphorisierend sowie angstmindernd wirken und dadurch zu einem Abbau von Hemmungen beitragen (Scheurich/Brokat 2009: 11 f.). Alkohol konsumierende Gesprächspartner vermittelten nach einiger Zeit einen entspannteren Eindruck und entwickelten ein selbstbewussteres Auftreten, wodurch sie zugleich auskunftsfreudiger wurden. Häufig entstand daraus ein regelrechter Gesprächsfluss, der wiederum zahlreiche Erinnerungen auslöste. Eine erzählte Geschichte bildete so den Ausgangspunkt für die nächste. Der Alkohol kann also im Sinne der Gesprächsinitiierung unterstützend, gewissermaßen katalytisch wirken, um Sprechhemmungen zu überwinden und auf diese Weise Erinnerung zu fördern. In Verbindung mit der enthemmenden Wirkung zeigte sich allerdings mit dem Kontrollverlust ein weiterer Effekt des Alkoholkonsums.

Kontrollverlust

Der Kontrollverlust über die Interviewsituation als Folge des Konsums von Alkohol betrifft sowohl den Interviewer als auch den Interviewten.

Auch wenn ich darauf bedacht war, beim gemeinsamen Trinken einen „klaren Kopf“ zu behalten, kann schon ein niedriger Blutalkoholgehalt die Informationsverarbeitung störend beeinflussen, da die Konzentrations-, Reaktions- und Aufnahmefähigkeit abnimmt (Botorabi 2014: 16 ff.). Die prinzipielle Gefahr für den Interviewer, im Gespräch unklar oder ungenau geäußerte Aspekte und Formulierungen der Zeitzeugen zu übergehen, könnte daher unter Alkoholeinfluss verstärkt werden. Dies betrifft ebenso die Nachfragephase, wenn zum Beispiel Gedanken oder Fragen vergessen beziehungsweise nicht korrekt notiert und dadurch nicht verwertbar werden.

Daran anknüpfend gerät die Position des Interviewers innerhalb der Gesprächssituation in den Blick. Im Einführungsteil versuchten Afghanistanveteranen bisweilen, zwischenmenschliche Bindungen aufzubauen, wofür sie mögliche gemeinsame Bezugspunkte herausarbeiteten. Häufig diente Deutschland dabei als Grundlage. Einige Veteranen hatten in der DDR gedient und waren dadurch teilweise auch der deutschen Sprache mächtig (Galbas 2019: 39). So berichteten die Zeitzeugen von Ereignissen aus ihren ehemaligen Standorten und fragten, ob ich einmal dort gewesen sei. Ebenso kann mein Alter als vorteilhaft für den Beziehungsaufbau gewertet werden. Ausgehend vom Altersunterschied zwischen mir und den Veteranen nahmen diese im Gespräch oftmals spürbar eine Art väterlich-fürsorgliche Position ein, von der aus sie mir als Jüngerm „die Welt“ erklärten.

Bei den Zusammenkünften positionierten sich ehemalige Kriegsteilnehmer allerdings auch auf eine andere Art und Weise (Galbas 2019: 190 ff.). Vor allem Offiziere innerhalb des Samples strebten danach, bereits zu Beginn des Treffens die Rollen von Interviewer und Interviewtem zu vertauschen. Hierbei traten sie nicht fürsorglich, sondern streng-dominant auf und bestimmten so von vornherein die Gesprächsabfolge und -inhalte. Gerade bei solchen Interaktionspartnern kann ein Ansehensverlust und damit eine Verminderung der Auskunftsbereitschaft eintreten, wenn der Interviewer aufgrund eines alkoholisierten Zustands der Lebensgeschichte merkbar nicht zu folgen in der Lage ist und dem Interviewten dadurch Desinteresse vermittelt.

Achtete ich darauf, es bei geringen Mengen Alkohols zu belassen, zeigte sich bei vielen Befragten, dass ihnen dies nicht gelingen sollte. Dies birgt jedoch die Gefahr, dass der Interviewte das Treffen nicht mehr als eine wissenschaftliche Arbeitssitzung, sondern stattdessen vor allem als ein geselliges Beisammensein auffasst. Ausdruck fand dies unter den Afghanistanveteranen etwa, wenn der alkoholisierte Gesprächspartner vor allem im Einführungs- und Kennenlernteil ausschweifend über verschiedene Themen sprach. Der Einstieg in die lebensgeschichtliche Erzählung wurde dadurch erheblich erschwert. So musste der Redefluss teilweise unterbrochen und auf das eigentliche Thema verwiesen werden. Dies brüskierte jedoch die ehemaligen Kriegsteilnehmer oftmals, was zur Folge hatte, dass sie kaum noch kommunizierten oder gegenteilig die Erzählung schnell hinter sich bringen wollten, um zeitnah wieder in die „gemütliche Phase“ zurückzukehren. Durch den beschriebenen Kontrollverlust im Interview kann es daher komplex werden, relevante Informationen aus dem Leben der Zeitzeugen zu erhalten.

Verständigungsprobleme

Fortwährender Alkoholkonsum wirkte sich außerdem auf die Verständigungsfähigkeit der Gesprächsteilnehmer mitunter in dem Maße aus, dass die Informationsgewinnung

ebenfalls beeinträchtigt wurde. Einige der während des gesamten Interviews Alkohol konsumierenden Veteranen hatten mit fortschreitendem Gesprächsverlauf zunehmend ihre Mühe, stringente und kohärente Zusammenhänge der einzelnen Erzählsequenzen herzustellen. Häufig verloren sie mitten im Satz den Gedanken, weshalb sie ihre Erzählung immer wieder unterbrachen. Im Anschluss daran nahmen sie diese oftmals mit einer Episode aus ihrem Leben wieder auf, die jedoch nicht in einem unmittelbaren Bezug zur vorangegangenen stand. Durch solche thematischen Sprünge konnte oftmals nur schwerlich ein „roter Faden“ oder ein Leitnarrativ der Erzählung herausgearbeitet werden (vgl. Petry 2014: 134 ff.). In diesem Kontext ergaben sich auch dahingehend Probleme, dass alkoholisierte Erzähler mitunter einzelne Sequenzen als Loop mehrmals wiedergaben, ohne zusätzliche Nuancen oder einem expliziten Hinweis auf die Wiederholung des Gesagten. Dies geschah jedoch vornehmlich zum Ausgang des Interviews, als sich der Erkenntnisgewinn bereits weitestgehend erschöpft hatte.

In einzelnen Fällen litt mit steigendem Alkoholkonsum zusätzlich die Sprech- und Artikulationsfertigkeit der Befragten (vgl. Madea/Mußhoff 2012: 62). Oftmals offenbarte sich dies in einer unverständlichen Ausdrucksweise. Während der Gesprächssituation fiel dies als Problem jedoch weniger stark ins Gewicht, da sich der Inhalt aus dem Kontext erschließen ließ. Wenn die Transkription des Interviews allerdings erst nach einem zeitlichen Abstand erfolgte, konnten diffuse Wörter und Aussagen teilweise selbst unter Hinzunahme von Muttersprachlern nicht einwandfrei rekonstruiert werden. Solche Schwierigkeiten können gleichfalls den Interviewer betreffen. Vor allem wenn Gespräche nicht in seiner Mutter-, sondern in einer Fremdsprache ablaufen, kann eine alkoholbedingt eingeschränkte Artikulationsfähigkeit in Verbindung mit phonetischen Aussprachemängeln die Verständigung beeinträchtigen.

Nichts als die Wahrheit

Daneben stellt die Frage nach der Gültigkeit der gewonnenen Informationen eine weitere Folge des Alkoholkonsums bei der Durchführung von Oral History-Interviews dar. Durch die euphorisierende Wirkung des Alkohols multiplizierten sich Dynamiken in der Interaktion zwischen den Gesprächsteilnehmern, was die erzählerische Gestaltung der Lebensgeschichte beeinflusste. Beobachten ließ sich dies besonders bei Gruppeninterviews mit Afghanistanveteranen.

Im Rahmen der Erhebung war diese Interviewform aus organisatorischen Gründen nicht explizit vorgesehen. Dennoch wurde sie insgesamt viermal durchgeführt, weil der avisierte Gesprächspartner eigenmächtig weitere Veteranen zum Treffen eingeladen hatte. Alle Gruppeninterviews verband, dass idealisierende Sichtweisen auf den Krieg den Kern der jeweiligen Geschichten bildeten. Innerhalb der Interviewsituation existierten mit dem *gemeinsamen Erzählen*, der *Erzählaufforderung* und dem *Überbieten* jedoch drei unterschiedliche Verfahren, mit denen Heldengeschichten konstruiert wurden (Galbas 2019: 297 ff.).

Beim *gemeinsamen Erzählen* ließen sich die Gesprächsteilnehmer gegenseitig einen gestalterischen Freiraum. Dadurch konnte ein jeder Zeitzeuge zum Thema etwas beitragen, wobei sie sich phasenweise sogar gegenseitig „die Bälle zuspielten“. Im Gegensatz dazu stand die *Erzählaufforderung*. Hier behielt einer der Veteranen die Gesprächskontrolle und forderte die anderen unmittelbar dazu auf, etwas zur Diskussion

beizutragen. Dies führte jedoch häufig lediglich zu inhaltlichen Zustimmungen des vorher Gesagten. Als Vorteil des Gruppen-Interviews wird generell auf die aufkommende soziale Dynamik verwiesen, die nicht nur Erinnerungen stimuliert, sondern auch Widersprüche evoziert (Flick 2017: 248 ff.). Ausdruck fand dies bei den Afghanistanveteranen besonders beim *Überbieten*. Hier fielen sich die Veteranen in ihren Erzählungen immer wieder gegenseitig ins Wort (vgl. Kohrt/Kucharczik 2003: 31). Dabei strebten sie danach, sich und ihre Leistungen hervorzuheben, indem sie eine noch „extremere Geschichte“ erzählten.

Ausgehend von den gemachten Beobachtungen kann dem Alkoholkonsum eine Verstärkung dieser Dynamik in Gruppengesprächen zugewiesen werden, wie das Beispiel der bereits erwähnten Geburtstagsfeier im Jahr 2015 veranschaulichen soll (Galbas 2019: 295 ff.). Der Veteran Vladimir hatte hierfür auf seine Datscha vor den Toren Moskaus geladen. Auf der Feier waren etwa 15 ehemalige Kriegsteilnehmer anwesend, die sich im Vorfeld jedoch nicht alle kannten. Sie entstammten Vladimirs erweitertem Freundeskreis oder Arbeitsumfeld. In Afghanistan hatten sie zu unterschiedlichen Zeiten gedient und verschiedenen Einheiten angehört. Zudem verfügten sie über divergierende Dienstgrade. Aus dieser Grundkonstellation begannen die Gäste nach einiger Zeit, sich über ihre Kriegserfahrungen auszutauschen. Anekdoten aus dem Alltag am Hindukusch gehörten ebenso dazu wie militärische Operationen. Ähnlich dem *Überbieten* zielten die Geschichten auch in dieser Situation darauf ab, sich gegenüber den anderen Kriegsteilnehmern zu profilieren. Die Erzähler unterlegten hierfür ihre Geschichten lautmalend, was proportional zum Alkohol- und Drogenkonsum deutlich zunahm.

Eine Woche nach der Geburtstagsfeier kam es mit einem der anwesenden Veteranen separat zu einem Interview ohne Alkoholkonsum. Darin gab er eine Kampfpisode wieder, die sich von seiner Version auf der Feier jedoch unterschied. Dort hatte er die Anzahl der militärischen Gegner höher und die der eigenen Kräfte niedriger als im Einzelgespräch geschildert. Auf der Feier:

Ich war auf dem Posten als ich einen Haufen von denen [den Mudschaheddin] entdeckte, 10, 15 Mann. Ich habe dann einfach nur draufgehalten und sie in die Flucht geschlagen. Sie rannten wie die Hasen. (Gedächtnisprotokoll Geburtstagsfeier 2015)

Im Einzelgespräch:

Wir befanden uns zu zweit auf unserem Posten und erhielten per Funk die Info, dass sich uns ein gegnerischer Spähtrupp näherte, 3 vielleicht 4 Mann. Gemeinsam mit den anderen Posten um uns herum nahmen wir sie dann ins Kreuzfeuer (Interview Jurij 2015: 12).

Expressive und alkoholgeladene Gesprächssituationen scheinen unter den Afghanistanveteranen demnach dazu beigetragen zu haben, Geschichten zu verändern, um sie extremer wirken zu lassen. Auch mit Blick auf das Einzelgespräch ist daher zu bedenken, dass Alkohol auf die Gestaltung der Lebensgeschichten auswirkende Erzähldynamiken befördern kann, wie etwa ein emotionales Hineinsteigern.

Flashbacks

Im Zusammenhang mit dem Hineinsteigern traten bei einzelnen berauschten Gesprächspartnern außerdem Anzeichen von Trauma-Spätfolgen in Form des unkontrollierten Wiedererlebens vergangener Ereignisse beziehungsweise Gefühlszustände auf (AMDP 2018; Brewin/Gregory/Lipton/Burgess 2010).

Im Rahmen eines Forschungsaufenthaltes in St. Petersburg im Jahr 2011 fand sich der ehemalige Kriegsteilnehmer Artem als Gesprächspartner. Er arbeitete als Wachmann im Wohnheim einer Universität, in dem ich nächtigte. Während eines Smalltalks mit ihm berichtete Artem beiläufig, dass er am Hindukusch gedient hatte. Ich fragte ihn daher sogleich, ob er mir seine Lebensgeschichte erzählen wolle. Nach einigem Überlegen erklärte er sich schließlich dazu bereit. Das Interview erfolgte ein paar Tage später nach seinem Dienste um 18 Uhr im Aufenthaltsraum des Wachpersonals. Als ich dort zur verabredeten Zeit eintraf, hatte der Veteran auf dem Tisch bereits „Häppchen“ und eine Flasche Wodka platziert. Vergleichbar zur eingangs beschriebenen Situation mit Sergej, ging es Artem am Anfang darum, mich erst einmal in Ruhe kennenzulernen. Ausgehend von meinen bisherigen Erfahrungen winkte ich auch nicht ab, als er die Gläser füllte.

Nachdem die Einführungsphase mit einigem Nachschenken abgeschlossen war, begann Artem seine lebensgeschichtliche Erzählung. Diese unterbrach er jedoch des Öfteren, um auf das Gesagte anzustoßen. Trotz solcher erzählerischen Unterbrechungen steigerte sich der Zeitzeuge immer weiter in seine Geschichten hinein. Er gab die vergangenen Ereignisse beispielsweise auf eine solch intensive Art und Weise wieder, als ob er diese noch einmal durchleben würde. Eine Episode schien dabei besonders einprägsam gewesen zu sein: Bei einem Angriff auf einen Konvoi gerieten er und einige seiner Kameraden in Gefangenschaft der Mudschaheddin, die circa zwei Wochen andauerte und in der sie gefoltert wurden, worauf der Autobiograph detaillierter einging. Unter erkennbarem Alkoholeinfluss begann er gegen Ende dieser Erzählsequenz, sich beinahe komplett zu entblößen, um seine Narben zu zeigen, wobei er schließlich zu weinen anfang:

Wir wurden immer mit Stöcken und Peitschen geschlagen... Damit die Gefangenen nicht weglaufen können, haben sie [die Mudschaheddin] ihnen die Fußsohlen aufgeschnitten und anschließend diese mit Rosshaar wieder verbunden. Das Haar verwuchs so mit der Haut und machte ein Auftreten unmöglich...[Pause] Ich zeige Dir was [er begann sein Hemd ausziehen und zeigte auf eine Narbe am linken Arm]. Hier hatte ich einen glatten Durchschuss. [Er drehte mir den Rücken zu]. Die ganzen Striemen dort kommen von den Schlägen. Ach und noch was [er wendete sich mir wieder zu, öffnete seine Hose und zog sie bis auf Kniehöhe herunter]. Hier am [linken] Oberschenkel... auch eine Schussverletzung. Und an den Füßen... [beginnender Weinkrampf] (Interview Artem 2011: 14).

An dieser Stelle brach ich das Interview ab, ohne Artem jedoch in seiner Situation „alleine“ zurückzulassen. Stattdessen versuchte ich, Anteilnahme zu zeigen und ihm die Möglichkeit zu geben, sich aus der belastenden Erinnerung „herauszureden“. Nachdem sich der Veteran ein wenig beruhigt hatte, lenkte ich hierfür das Gespräch auf ein

für ihn positives Thema (vgl. Rosenthal 2015: 164 f.). Ein Rauschzustand muss in Verbindung mit der Erzählung beim Zeitzeugen als Verursacher und Verstärker eines unkontrollierten Gefühlsausbruchs mitgedacht werden (Madea 2014; Hazin et al. 2009). Auf ein weiteres Interview wurde in diesem Fall verzichtet, um die offensichtlich nicht verarbeiteten Geschehnisse nicht ohne entsprechenden professionellen Rahmen erneut ins Gedächtnis zu rufen.

Herausforderungen bei Oral History-Interviews

Gerade die letztgenannten Effekte verdeutlichen beeinflussende problematische Begleiterscheinungen des Alkohols auf den Interviewprozess. Jenseits gesundheitlicher, moralischer und ethischer Gesichtspunkte gibt es jedoch durchaus Gründe, den Alkoholkonsum bei der Erhebung von Oral History-Interviews nicht prinzipiell auszuschließen. So sind zahlreiche der genannten Schwierigkeiten nicht genuin auf den Alkohol zurückzuführen, sondern lassen sich vielmehr als generelle Herausforderungen bei narrativ-biographischen Interviews beschreiben.

Einen solchen Aspekt bildet der unzureichende Gewinn an verwertbaren Informationen aus den lebensgeschichtlichen Erzählungen. Eine unpräzise Ausdrucksweise findet sich mitunter gleichermaßen etwa bei Demenzerkrankungen (Völk 2015). Auch zeigte sich unter den nüchternen Afghanistanveteranen das Phänomen, dass sie in ihren Erzählungen den Faden verloren oder einzelne Episoden wiederholten (vgl. Fiehler 2003: 38 ff.). Genauso gab es zahlreiche Zeitzeugen, die gerne über aktuelle Themen und nicht aus ihren vergangenen Ereignissen berichten wollten. In solchen Fällen wurde der Nachfrageteil entsprechend größer. Dennoch war hier ebenfalls nicht immer ein ausreichender Informationsgewinn gegeben, da die Interviewten auf konkrete Fragen oftmals ausweichend reagierten oder lediglich oberflächlich darauf eingingen. Wie bei Dokumentenfunden im Archiv kann auch bei einer Oral History-Erhebung somit die Situation eintreten, dass eine lebensgeschichtliche Erzählung für das eigentliche Untersuchungsziel nicht fruchtbar gemacht werden kann (Jureit 1999: 233).

Ähnliches gilt in Bezug auf die Verständigungsprobleme. Da die Gespräche mit ehemaligen sowjetischen Kriegsteilnehmern häufig an öffentlichen Plätzen geführt wurden, ließen sich zahlreiche Hintergrundgeräusche wie Stimmen und Gelächter nicht vermeiden. Der Lärmpegel wie zum Beispiel in der Petersburger Kantine war dabei manchmal so hoch, dass einzelne Aussagen wiederholt werden mussten und dennoch bei der Transkription nur unter größten Anstrengungen rekonstruiert werden konnten. Neben solchen externen (Umgebungs-)Faktoren können allerdings auch die Interviewpartner selbst Hindernisse im gegenseitigen Verstehen hervorrufen, wenn sie etwa zu leise, zu undeutlich oder mit Lautbildungsstörungen kommunizieren. In Basisliteratur zur Oral History existieren Empfehlungen zur Transkription in Fällen von Aussprachestörungen, Wortdoppelungen oder Aufnahmeschwierigkeiten (Baylor University Institute for Oral History 2018). Alkoholbedingte Artikulationshemmnisse können entsprechend wie reguläre Verständigungsprobleme aufgefasst werden und stellen kein generelles Ausschlusskriterium für einen Alkoholkonsum während des Interviews dar. Gerade mit Blick auf die vielfältigen Kommunikationsprobleme empfiehlt es sich, neben einem Gedächtnisprotokoll rechtzeitig mit der Verschriftlichung der Interviews zu beginnen.

Darüber hinaus sind Phänomene des erzählerischen Auslassens und Erweiterns losgelöst vom Alkoholeinfluss Bestandteil jeder individuellen Sinnkonstruktion. Oral History-Interviews stehen generell vor dem Problem konstruierter Erinnerungen von Zeitzeugen (Jureit 1997: 91 ff.). Durch Recherchen lassen sich weitere Informationen über die Biographie des Gesprächspartners jenseits seiner Angaben erhalten und dadurch Ungenauigkeiten in den Erzählungen aufdecken. Im Falle der Afghanistanveteranen war dies allerdings nur eingeschränkt möglich, da mir der Zugang zu relevanten Kriegsakten im Archiv des russischen Verteidigungsministeriums verwehrt blieb.

Zahlreiche inhaltliche Unterschiede finden sich außerdem, wenn lebensgeschichtliche Interviews nach einem gewissen zeitlichen Abstand wiederholt oder mit früheren Memoiren abgeglichen werden (Fried 2004). So werden Ereignisse des Lebens manchmal detaillierter ausgeführt oder gar gekürzt sowie zum Teil gänzlich verschwiegen. Als Grund kann hierfür angeführt werden, dass Individuen biographisch prägende Ereignisse immer wieder reflektieren sowie anhand existierender und neuer Erfahrungswerte deuten, wodurch sich die Bewertung des Vergangenen mit der Zeit verändern kann (Assmann 2006: 23 ff.). Wird eine betriebsbedingte Kündigung beispielsweise während der Arbeitslosigkeit als negativ und persönliches Versagen empfunden, kann sich ihrer nach einem erfolgreichen beruflichen Wiedereinstieg jedoch positiv als einer genutzten Chance zur Neuorientierung erinnert werden.

Umdeutungsprozesse lassen sich aber ebenfalls auf kollektive Erinnerungsrahmen zurückführen (Halbwachs 1985). Die individuellen Darstellungen befinden sich in einem relationalen Verhältnis mit sozialen, kulturellen oder politischen Rahmungen (Markowitsch/Welzer 2005). Es sind gerade die darin enthaltenen Vorstellungen und Perspektiven, die sich auf die Wahrnehmungen der Erzähler auswirken. Kollektive Sichtweisen und Haltungen prägen auf diese Weise nicht nur individuelle Selbstdeutungen, sondern bedingen ebenso deren Veränderungen.

Zudem beeinflusst die Gesprächssituation oder der -partner die Vergangenheitspräsentationen der Zeitzeugen (Schreiber 2006: 18). Auf Vladimirs Geburtstagsfeier begünstigte etwa die emotionsgeladene Stimmung ein erzählerisches Ausschweifen. Ebenso berichteten Veteranen mir ausführlich über ihre Deutschland-Erfahrungen, während sie diesen Lebensabschnitt beispielsweise in ihren veröffentlichten Memoiren kaum thematisierten. Dies hängt damit zusammen, dass die Berichtenden danach streben, eine Geschichte zu erzählen, die interessant ist und auf Zustimmung stößt, wodurch der Zuhörende zur Übernahme der kommunizierten Meinung bewegt werden soll (Welzer/Montau/Platz 1997: 198). Um- sowie Neudeutungsprozesse sind folglich fester Bestandteil lebensgeschichtlicher Erzählungen, die daher auch nicht als fakten-treue Wahrheiten im klassischen Sinne, sondern vielmehr als persönlich-authentisch aufzufassen sind. Es sind dabei gerade diese Prozesse, die veranschaulichen, wie Autobiographen ihre Geschichte konstruieren (Jureit 1997: 99).

In gleichem Maße bilden etwaige Trauma-Spätfolgen ein prinzipielles Problemfeld narrativ-biographischer Interviews. Individuen nehmen einschneidende Erlebnisse wie Kriegs- und Gewalterfahrungen unterschiedlich wahr und gehen dementsprechend auch verschiedentlich damit um (Sack/Sachsse/Schellong 2013; Huber 2012; Zielke/Meermann/Hackhausen 2003). So scheinen einige Menschen kaum psychologische Hilfe zu benötigen, da sie über „Resilienz“-Fähigkeiten verfügen (Goltermann 2017: 239 ff.). Andere wiederum realisieren die Notwendigkeit einer Betreuung nicht

oder verschweigen diese aus Scham beziehungsweise nehmen sie deshalb nicht in Anspruch, wie bei Afghanistanveteranen nach ihrer Rückkehr in die Sowjetunion mitunter geschehen (Galbas 2019: 81). Gerade in Verbindung mit Kriegs- und Gewalterfahrungen ist es für den Interviewer daher nicht auszuschließen, dass eine lebensgeschichtliche Erzählung beim Zeitzeugen eine Flashback-Situation auslösen kann.

Fazit

Ausgehend von den Beobachtungen und Erfahrungen mit sowjetischen Afghanistanveteranen zeigte der Alkoholkonsum bei Oral History-Interviews auf methodischer und inhaltlicher Ebene vielfältige Effekte. Hierzu gehört, dass er die Gesprächsbereitschaft der Zeitzeugen erhöhen kann. Bei den Treffen mit den ehemaligen Interventionsteilnehmern fungierte der gemeinschaftliche Konsum als vertrauensbildende Maßnahme. Der Akt des Trinkens berücksichtigte die Wünsche und Gepflogenheiten des Interviewten, wodurch sich seine Einstellung mir und meinem Anliegen gegenüber merklich verbesserte. In diesem Zusammenhang veränderte der Alkohol auch das Interviewsetting. Der formelle Charakter wurde entschärft und entwickelte sich zu einem freundschaftlichen Austausch. Zudem konnte der Alkohol durch seine berauschende Wirkung Hemmungen abbauen und trug dadurch bei, Sprachbarrieren zu überwinden und Erinnerungen wachzurufen. Der Alkoholkonsum begünstigte auf diese Weise den sozialen Zugang zu Afghanistanveteranen und ihren Lebensgeschichten.

Hinter dem Enthemmungseffekt verbirgt sich mit dem Kontrollverlust allerdings eine weitere Folge des Konsums von Alkohol. Es besteht das Risiko, dass der Interviewende nicht mehr befähigt ist, den Erzählungen aufmerksam zu folgen und dadurch die Auskunftsbereitschaft des Autobiographen reduziert wird. Gelöst durch den Alkohol kann dieser wiederum das Interview nicht mehr als seriöse Arbeitssitzung auffassen, was eine konzentrierte Wiedergabe der Lebensgeschichte erschweren vermag. Ebenso beeinflusst der Alkohol potentiell die Verständigung und die Gültigkeit der gewonnenen Informationen. In Interviews zeigten alkoholisierte Veteranen Schwierigkeiten, eine kohärente und stringente Erzählung wiederzugeben sowie sich verständlich zu artikulieren. Gleichzeitig traten in den Gesprächssituationen mit Alkoholkonsum Tendenzen der Interviewten zutage, die vergangenen Ereignisse künstlich aufzuwerten. Daran anknüpfend kam es außerdem ebenfalls vor, dass bei berauschten Veteranen Flashback-Situationen auftraten, die zu einem Abbruch des Interviews führten. Der Alkohol kann somit als hinderlicher Faktor für den Erwerb verwertbarer Informationen gesehen werden. Falls der Zeitzeuge jedoch darauf bestehen sollte, Alkohol zu konsumieren, ist dies kein sofortiger Anlass, das Interview abzubrechen.

Zahlreiche der aufgeführten Probleme lassen sich bei näherer Betrachtung als generelle Herausforderungen von Oral History-Interviews beschreiben. Auch unter den nüchternen Veteranen traten Konstellationen auf, in denen sie gegenüber dem Gespräch eine gewisse Seriosität vermissen ließen oder nicht eingehend aus ihrem Leben berichten wollten. Vor allem Zeitzeugen ohne Erzählerfahrung fiel es schwer, eine zusammenhängende Geschichte zu konstruieren. Ebenso bilden ständige Um- und Neudeutungen zentrale Aspekte einer lebensgeschichtlichen Erzählung, was unter anderem mit veränderten Erfahrungswerten, aber auch mit den sozialen und kulturellen Rahmungen der Autobiographen sowie ihren Intentionen zusammenhängt. Darüber hinaus sind im

Hinblick auf belastbare Erinnerungen ebenfalls bei nicht alkoholkonsumierenden Personen Situationen eines unkontrollierten Wiederhalls vergangener Ereignisse während der Erzählung nicht auszuschließen.

Dennoch empfiehlt es sich neben gesundheitlich, ethischen und moralischen Aspekten auch unter methodisch-strategischen Gesichtspunkten nicht, als Interviewer den Alkoholkonsum aktiv zu fördern. Die Entscheidung sollte immer vom Interviewten ausgehen und von ihm selbstständig durchgeführt werden. Dies hängt vor allem mit der vorher unbekanntem Interviewsituation zusammen. Um sich etwa von denjenigen abzugrenzen, die als Folge ihrer Kriegs- und Reintegrationserfahrungen dem Alkohol verfallen waren, berichteten einige Afghanistanveteranen im Laufe des Gesprächs mit einem gewissen Stolz, dass sie eine gesunde Lebensweise führen und deshalb bewusst auf Alkohol verzichten würden:

Natürlich haben viele von uns während des Krieges und danach getrunken. Aber die sind schwach. Es ist alles eine Frage des Willens. Ich habe in Afghanistan auch viel erlebt. Aber trinke ich? Ich führe ein gesundes Leben. Der Alkohol ist schädlich. Für den Körper und die Gesellschaft (Interview Konstantin 2015: 23).

Eine Einladung zum Trinken könnte bei einer solchen Einstellung eher zu einer gegenteiligen Wirkung führen und die Auskunftsbereitschaft des Zeitzeugen mindern. Die Rolle des Alkohols bei Oral History-Projekten kann daher vornehmlich unter den Aspekten des Milieus und der Biographie des Interviewpartners bedeutend sein. Bei gemeinsamem Alkoholkonsum sollte allerdings auf die Verträglichkeit geachtet werden, um den angesprochenen Kontrollverlust zu vermeiden.

LITERATUR

- Arbeitsgemeinschaft für Methodik und Dokumentation in der Psychiatrie (Hg.) (2018)¹⁰: Das AMDP-System: Manual zur Dokumentation psychiatrischer Befunde, Göttingen.
- Assmann, Aleida (2006): Der lange Schatten der Vergangenheit, Erinnerungskultur und Geschichtspolitik, München. <https://doi.org/10.17104/9783406622625>
- Baylor University Institute for Oral History (2018): StyleGuide: A quick Reference for Editing Oral History Transcripts.
Online unter: <https://www.baylor.edu/oralhistory/doc.php/14142.pdf>.
- Bota, Alice (2018): Armer Mann!, Eine Kolumne von Alice Bota, in: Zeit Online, 2. November. <https://www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2018-11/russland-maenner-frauen-toxische-maennlichkeit> (9.12.2020).
- Botorabi, Zhara (2014): Trinken, bis der Krankenwagen kommt?, Entwicklung und Bewertung pädagogischer Maßnahmen zur Alkoholprävention in der Schule, Hamburg.
- Braithwaite, Rodric (2012): Afgantsy, The Russians in Afghanistan, 1979–89, London.
- Bräker, Astrid-Britta (2018): Problematischer Alkoholkonsum und Alkoholtrinkkulturen europäischer Jugendlicher im Mehrebenenmodell, Zugleich Dissertation Stiftung Universität Hildesheim 2017, Hildesheim. <http://dx.doi.org/10.18442/789>
- Brewin, Chris R., James D. Gregory, Michelle Lipton und Neil Burgess (2010): Intrusive Images in Psychological Disorders, Characteristics, Neural Mechanisms, and Treatment Implications, in: Psychological Review, 117, number 1, 210-232. <https://doi.org/10.1037/a0018113>
- Comrie, Bernard (1981): The Languages of the Soviet Union, Cambridge Language Surveys, New York.

- Fiehler, Reinhard (2003): Modelle zur Beschreibung und Erklärung altersspezifischer Sprache und Kommunikation, in: Reinhard Fiehler und Caja Thimm (Hg.), *Sprache und Kommunikation im Alter*, Radolfzell, 38-56. https://doi.org/10.1007/978-3-663-12378-1_3
- Fikentscher, Rüdiger (Hg.) (2008): *Trinkkulturen in Europa*, mdv aktuell, Bd. 4, Halle (Saale).
- Flick, Uwe (2017)⁸: *Qualitative Sozialforschung, Eine Einführung*, Völlig überarbeitete Neuauflage, Rororo, 55694, Reinbek bei Hamburg.
- Fried, Johannes (2004): *Der Schleier der Erinnerung, Grundzüge einer historischen Memorik*, München.
- Galbas, Michael (2019): *Verflochtene Erinnerungen, Deutungen der sowjetischen Afghanistanintervention und Muster ihrer Wiedergabe in der Russländischen Föderation*, Unveröffentlichte Dissertation, Universität Konstanz.
- Goltermann, Svenja (2017): *Opfer, Die Wahrnehmung von Krieg und Gewalt in der Moderne*, Frankfurt am Main.
- Große, Ralph Melas (2019): ... vorglühen, ... abhängen, ... wegbeamen, Über die experimentelle Lust vieler Jugendlicher sich ins Koma zu trinken, Norderstedt.
- Halbwachs, Maurice (1985): *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 538, Frankfurt am Main.
- Hazin, Ribhi, Jean Lud Cadet, Malik Y. Kahook und Dunia Saed (2009): Ocular Manifestations of Crystal Methamphetamine Use, in: *Neurotoxicity Research*, 15, issue 2, 187-191. <https://doi.org/10.1007/s12640-009-9019-z>
- Hirschfelder, Gunther und Manuel Trummer (2016): *Bier, Eine Geschichte von der Steinzeit bis heute*, Stuttgart.
- Hörauf, Waltraud (2016): *Alkohol in der Familie, Im Spannungsfeld von Co-Abhängigkeit und Resilienz*, Theologisches Seminar Adelshofen, 7, München.
- Huber, Michaela (2012): *Trauma und die Folgen, Trauma und Traumabehandlung, Teil 1*, Paderborn.
- Jureit, Ulrike (1997): Authentische und konstruierte Erinnerung – Methodische Überlegungen zu biographischen Selbstkonstruktionen, *WerkstattGeschichte*, 6, Heft 18, „Endlösung“, 91-101.
- Jureit, Ulrike (1999): Erinnerungsmuster, Zur Methodik lebensgeschichtlicher Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager, *Forum Zeitgeschichte*, Bd. 8, Hamburg.
- Jureit, Ulrike (2012): *Leben im Widerspruch, Eine biographische Erzählung von Pierre Claude [1999]*, in: Julia Obertreis (Hg.), *Oral History, Basistexte Geschichte*, 8, Stuttgart, 213-244.
- Käppner, Joachim (2011): Diese ewige Sauferei, in: *Süddeutsche Zeitung*, 31. Dezember. <https://www.sueddeutsche.de/leben/kulturdroge-alkohol-diese-ewige-sauferei-1.1247543> (9.12.2020).
- Kohrt, Manfred und Kerstin Kucharzik (2003): „Sprache“ – unter besonderer Berücksichtigung von „Jugend“ und „Alter“, in: Reinhard Fiehler und Caja Thimm (Hg.), *Sprache und Kommunikation im Alter*, Radolfzell, 17-37. https://doi.org/10.1007/978-3-663-12378-1_2
- Krasnov, Ivan (2003): Alcohol, Consumption of (Russia), in: Jack S. Blocker, David M. Fahey und Ian R. Tyrrell (ed.), *Alcohol and Temperance in Modern History: An International Encyclopedia*, volume I: A-L, Santa Barbara, 13-16.
- Litau, John, Barbara Stauber, Gabriele Stumpp, Sibylle Walter und Christian Wißmann (2015): *Jugendkultureller Alkoholkonsum, Riskante Praktiken in riskanten biografischen Übergängen*, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-07623-8>
- Lokshin, Pavel (2019): *Russland: Ohne Sicherheitsgurt*, in: *NZZFolio*, März 2019, Demographie. https://folio.nzz.ch/2019/maerz/russland-ohne-sicherheitsgurt?share=vh58JO4QIYbDIWGOjU_-MBQ3YOzMLnUFMW69BU2RBA (9.12.2020).
- Madea, Burkhard (Hg.) (2014): *Rechtsmedizin: Befunderhebung, Rekonstruktion, Begutachtung*, Berlin, Heidelberg.

- Madea, Burkhard, Frank Mußhoff und Günter Berghaus (Hg.) (2012)²: Verkehrsmedizin, Fahr-eignung, Fahrsicherheit, Unfallrekonstruktion, Vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage, Köln. <https://doi.org/10.47420/9783769137132>
- Mark, Rudolf (1992): Die Völker der ehemaligen Sowjetunion, Die Nationalitäten der GUS, Ge-orgiens und der baltischen Staaten, Ein Lexikon, Opladen.
- Markowitsch, Hans J. und Harald Welzer (2005): Das autobiographische Gedächtnis, Hirnorga-nische Grundlagen und biosoziale Entwicklung, Stuttgart.
- Peters, Jan Hendrik (2012): Angstbewältigung und Erinnerung, Eine funktionale Sicht des Ge-dächtnisses, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-19526-1>
- Petry, Eric (2014): Gedächtnis und Erinnerung, Das „Pack“ in Zürich, Köln, Weimar, Wien. <https://doi.org/10.7788/boehlau.9783412216672>
- Plato, Alexander von (2008): Interview-Richtlinien, in: Alexander von Plato, Almut Leh und Christoph Thonfeld (Hg.), Hitlers Sklaven, Lebensgeschichtliche Analysen zur Zwangs-arbeit im internationalen Vergleich, Wien, Köln, Weimar, 443-450.
- Priebe, Kathlen und Anne Dyer (Hg.) (2014): Metaphern, Geschichten und Symbole in der Trau-matherapie, Göttingen u. a.
- Rosenthal, Gabriele (2002): Biographisch-narrative Gesprächsführung, Zu den Bedingungen heilsamen Erzählens im Forschungs- und Beratungskontext, in: Psychotherapie und Sozi-alwissenschaften, Zeitschrift für qualitative Forschung, 4, Heft 3, 204-227. Online unter: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-56763>.
- Rosenthal, Gabriele (2015)⁵: Interpretative Sozialforschung, Eine Einführung, Weinheim.
- Rosenthal, Gabriele, Michaela Köttig, Nicole Witte und Anne Blezinger (2006): Biographisch-narrative Gespräche mit Jugendlichen, Chancen für das Selbst- und Fremdverstehen, Op-laden. <https://doi.org/10.2307/j.ctvdf01sv>
- Rozhdestvenskaia, Elena, Victoria Semenova, Irina Tartakovskaya und Krzysztof Kosela (ed.) (2016): Collective Memories in War, Studies in European Sociology, 21, London. <https://doi.org/10.4324/9781315677408>
- Sack, Martin, Ulrich Sachsse und Julia Schellong (Hg.) (2013): Komplexe Traumafolgestörun-gen, Diagnostik und Behandlung von Folgen schwerer Gewalt und Vernachlässigung, Stuttgart.
- Sapper, Manfred (1994): Die Auswirkungen des Afghanistan-Krieges auf die Sowjetgesellschaft, Eine Studie zum Legitimitätsverlust des Militärischen in der Perestrojka, Studien zu Kon-flikt und Kooperation im Osten, Bd. 2, Münster, Hamburg.
- Scherer, Helmut (2019): Trink Brüderlein trink, lass doch die Sorgen zu Haus, Diskussion unter-schiedlicher Forschungsstrategien zur Wirkung von Alkohol auf prosoziales Verhalten, in: Holger Schramm, Jörg Matthes und Christian Schemer (Hg.), Emotions Meet Cognitions, Zum Zusammenspiel von emotionalen und kognitiven Prozessen in der Medienrezeptions- und Medienwirkungsforschung, Wiesbaden, 117-128. https://doi.org/10.1007/978-3-658-25963-1_10
- Scheurich, Armin und Barbara Brokate (2009): Neuropsychologie der Alkoholabhängigkeit, Fortschritte der Neuropsychologie, Bd. 8, Göttingen u. a.
- Schütze, Fritz (2012): Biographieforschung und narratives Interview [1983], in: Julia Obertreis (Hg.): Oral History, Basistexte Geschichte, 8, Stuttgart, 99-111.
- Schreiber, Waltraud (2006): Erinnern – gedenken – rekonstruieren – vermitteln, Geschichtsarbeit im Landkreis Mühlendorf, in: Dies. (Hg.), Das Leben ging weiter: Nachkriegszeit im Land-kreis Mühlendorf, Dokumentationen und Vertiefungen zum 1. Mühlendorfer Geschichtstag, Neuried, 15-24.
- Spode, Hasso (2010): Trinkkulturen in Europa, Strukturen, Transfers, Verflechtungen, in: Johan-nes und Christiane Wienand (Hg.), Die kulturelle Integration Europas, Wiesbaden, 361-391. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92512-7_14
- Strauss, Anselm L. und Juliet M. Corbin (2010): Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer So-zialforschung, Weinheim.

- Völk, Malte (2015): „Wenn sie die Augen schloss, fing sie an zu denken“, Demenz in Biographie, Chronik und Tagebuch, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 28, Heft 1-2, 102-118. <https://doi.org/10.3224/bios.v28i1-2.06>
- Welzer, Harald, Robert Montau und Christine Plaß (1997): „Was wir für böse Menschen sind!“, Der Nationalsozialismus im Gespräch zwischen den Generationen, Studien zum Nationalsozialismus in der Edition diskord, Bd. 1, Tübingen.
- White, Stephen Leonard (1996): *Russia Goes Dry: Alcohol, State and Society*, Cambridge.
- World Health Organization (2019): Alcohol-related deaths drop in Russian Federation due to strict alcohol control measures, new report says, in: WHO Health topics, 1st October 2019.
<http://www.euro.who.int/en/health-topics/disease-prevention/alcohol-use/news/news/2019/10/alcohol-related-deaths-drop-in-russian-federation-due-to-strict-alcohol-control-measures,-new-report-says> (9.12.2020).
- Zielke, Manfred, Rolf Meermann und Winfried Hackhausen (Hg.) (2003): *Das Ende der Geborgenheit?, Die Bedeutung von traumatischen Erfahrungen in verschiedenen Lebens- und Ereignisbereichen: Epidemiologie, Prävention, Behandlungskonzepte und klinische Erfahrungen*, Lengerich.

INTERVIEWS

- Interview Artem (2011).
- Interview Konstantin (2015).
- Interview Jurij (2015).
- Interview Sergei (2013): Auszug aus dem Gedächtnisprotokoll.

Zusammenfassung

Der Beitrag reflektiert die Rolle des Alkoholkonsums bei der Durchführung von Oral History-Projekten. Den Ausgangspunkt bilden hierfür die während einer geschichtswissenschaftlichen Untersuchung über die Erinnerungen an den sowjetischen Afghankrieg gemachten Beobachtungen in Interviewsituationen. Im Rahmen dieser Studie wurden zwischen den Jahren 2011 und 2015 mit über 30 ehemaligen Kriegsteilnehmern an verschiedenen Orten Russlands lebensgeschichtliche Interviews durchgeführt. Dabei fiel auf, dass die Gesprächspartner bei einem Drittel der Treffen gemeinschaftlich Alkohol konsumierten. Davon ausgehend wird aufgezeigt, welche Auswirkung der Alkoholkonsum auf den Erhebungsprozess und die narrative Ausgestaltung der Lebensgeschichte haben kann. Jenseits ethischer und moralischer sowie gesundheitlicher Aspekte ist die dabei Frage von Relevanz, ob Oral History-Interviews vor allem unter methodischen und inhaltlichen Gesichtspunkten scheitern, wenn Alkohol konsumiert wird.

Individuelle Religiosität in der Zwischenkriegszeit

Zu den Traditionen religiöser Vielfalt in Österreich

Karsten Lehmann

1. Einleitung: Eine historische Perspektive auf vielfältige Religiosität in Wien

Debatten um religiöse Vielfalt oder religiöse Pluralität (beide Begriffe werden im Weiteren weitgehend komplementär genutzt) haben die Religionsforschung während der letzten beiden Dekaden maßgeblich geprägt. So zeichnen rezenten Studien und Surveys zur Religiosität in Österreich das Bild einer zunehmenden Pluralisierung der religiösen Landschaft: Zum einen unterstreichen sie zwar die anhaltende symbolische Dominanz der katholischen Kirche im öffentlichen Raum, welche durch die Präsenz von anderen religiösen Traditionen nur bedingt verringert wird. Zum anderen betonen sie aber auch die öffentlichen Kontroversen um spezifische religiöse Traditionen – insbesondere den Islam –, die nicht selten politisiert werden. Und schließlich verweisen sie auf die Vielfalt religiöser und weltanschaulicher Weltbilder mit häufig unklaren Grenzen zwischen religiösen und weltanschaulichen Traditionen (Zulehner 2011; Polak/Seewann 2019; Koch/Lehmann 2021).

Umso erstaunlicher ist es, dass sich diese Studien zumeist durch eine vergleichsweise geringe historische Tiefe auszeichnen. Religiöse Vielfalt wird primär als ein Phänomen der 1960er und 1970er Jahre und dann der 2000er und 2010er Jahre beschrieben (Zulehner/Polak 2006). Stärker historische Studien religiöser Vielfalt sind im Vergleich dazu eher die Ausnahme als die Regel. Die *Religion in Austria*-Buchreihe (herausgegeben von Gerald Hödl, Astrid Mattes und Lukas Pokorny) gibt beispielsweise vielfältige und interessante Einblicke in die Entwicklung unterschiedlicher religiöser Traditionen in Österreich. Außerdem hat sich eine spannende Tradition der „Religiösen Alltagsgeschichte“ etabliert, welche besonders (aber bei weitem nicht ausschließlich) die historische Bedeutung innerreligiöser Vielfalt in den Blick genommen hat (Heller et al. 1990; Klieber 2010).

Vor diesem Hintergrund möchte der folgende Beitrag der Frage nachgehen, wodurch sich religiöse Vielfalt in Österreich vor den 1960er und 1970er Jahren auszeichnet hat. Dazu beschäftigt er sich mit individuellen religiösen Selbstbeschreibungen von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, die in der Zwischenkriegszeit (1918-1939) in Wien zur Schule gegangen sind. Im Zentrum stehen zentrale Ergebnisse des Projektes *Religiöse Vielfalt an Wiener Schulen der Zwischenkriegszeit (ZwieKrie)*, das zwischen 2018 und 2021 am Spezialforschungsbereich „Interreligiosität“ (SIR) der Kirchlichen Pädagogischen Hochschule (KPH) Wien/Krems durchgeführt wurde und in dessen

Verlauf insgesamt 24 Interviews mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen ausgewertet wurden.¹

Auf dieser Basis kann gezeigt werden, dass die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen ihre religiösen und weltanschaulichen Vorstellungen im Rahmen der themenzentrierten Interviews als durchaus vielfältig dargestellt haben. Die Interviews dokumentieren die Existenz unterschiedlicher religiös-weltanschaulicher Milieus ebenso wie die Verbindungen zwischen verschiedenen individuellen, religiösen Praktiken sowie vielfältige Bezüge auf religiöse und politische Weltanschauungen. In anderen Worten: Die Ergebnisse des ZwieKrie-Projektes bestärken diejenigen Untersuchungen, welche auf die langen Traditionen religiöser Vielfalt in Österreich hinweisen und tragen zu einer differenzierten Sichtweise dieser Traditionen bei.

Dieses Argument soll nun in vier Schritten entwickelt werden. Zunächst gilt es dazu einige zentrale Kategorien genauer herauszuarbeiten (2). Dann wird auf die spezifischen Beschränkungen und Potentiale des ZwieKrie-Projektes eingegangen (3). Auf dieser Basis sollen ausgewählte Daten aus dem Projekt vorgestellt werden, welche für die Frage der individuellen Konstruktion von Religiosität besonders interessant sind (4). Der Beitrag schließt mit weiterführenden Bemerkungen zur Konstruktion von religiöser Vielfalt (5).

2. Zentrale Konzepte: Vielfältige Religiosität in Wien

In der Einleitung zu einem jüngst erschienen Themenheft der online Zeitschrift *Pädagogische Horizonte* mit dem Titel *Die gesellschaftliche Erzeugung von religiös-weltanschaulicher Vielfalt* haben Anne Koch und Karsten Lehmann zentrale Debatten zum Konzept der religiös-weltanschaulichen Vielfalt zusammengefasst (Lehmann/Koch 2020). Sie haben zunächst darauf hingewiesen, dass religiöse Vielfalt in unterschiedlichen akademischen Disziplinen unterschiedlich thematisch ist. In einem zweiten Schritt haben Lehmann/Koch verschiedene Ebenen religiöser Vielfalt heuristisch unterschieden – die Makro-Ebene gesellschaftlicher Diskurse, die Meso-Ebene von Organisationen und Bewegungen sowie die Mikro-Ebene individueller Identitätskonstruktionen (vgl. weiters: Lehmann/Jödick 2016). Und schließlich haben die Autorin und der Autor betont, dass Analysen religiöser Vielfalt durch einen weiten Religionsbegriff gewinnen können, der unterschiedliche Formen von Weltanschauungen inkludiert. Die weiteren Überlegungen folgen dieser grundsätzlichen Einschätzung und fokussieren dabei auf die Mikro-Ebene individueller Religiosität.

2.1 Vielfältige Religiosität

Die vielfältige disziplinäre Verortung der aktuellen Forschung zu religiöser Vielfalt hat einen reichhaltigen Korpus an Literatur entstehen lassen, dessen unterschiedliche Stränge bislang aber weitgehend unverbunden nebeneinanderstehen. (Lehmann/Koch 2020: 1 ff.). Mit Blick auf die weiteren Überlegungen sind besonders zwei Argumentationsstränge zu nennen, welche den heuristischen Rahmen für die folgenden Ausführungen bereitstellen.

¹ Das Projekt wurde durch die KPH Wien/Krems, den Zukunftsfonds der Republik Österreich sowie die Kulturabteilung der Stadt Wien (MA7) finanziell unterstützt. Der Autor dankt all diesen Institutionen für die Ermöglichung des Projekts. Mein besonderer Dank gilt außerdem den Reviewenden dieses Beitrags sowie meiner Frau Johanna Lehmann für die kritische Lektüre.

Die religionssoziologischen und religionspädagogischen Forschungstraditionen betonen zumeist die Dynamik rezenter Pluralisierungsprozesse, die daraus entstehenden neuen Formen von Religiosität sowie deren Bedeutung für die Gegenwart. Von zentraler Bedeutung waren und sind hierbei die wissenssoziologischen Analysen im Anschluss an Thomas Luckmann, welcher mit seinem Konzept der „unsichtbaren Religion“ (Luckmann 1967) Religiosität bereits in den 1960er Jahren jenseits kirchlicher Affiliation in das Zentrum – vor allem – religionssoziologischer Debatten rückte. Damit eröffnete Luckmann eine Forschungsperspektive, die bis in die Gegenwart nachwirkt und jüngst wieder an Dynamik gewonnen hat (Knoblauch 2020; Schnettler et al. 2020; Berger et al. 2013; Bochinger et al. 2009). Im Hintergrund steht die These von einem historisch kontingenten Verlust der institutionellen Bindekraft religiöser Institutionen bei gleichzeitig zunehmender Individualisierung – basierend auf individuellen Entscheidungen.

Die religionswissenschaftliche und historische Forschung legt das Augenmerk dagegen vermehrt auf die langen Traditionen religiöser Vielfalt (im interkulturellen Vergleich) und die Frage von Wandel und Konstanz. Das Konzept der „Europäischen Religionsgeschichte“ (Gladigow 1995; Zander 2016) macht etwa deutlich, dass religiöse Vielfalt auch in Europa auf durchaus lange Traditionen zurückblickt (Auffarth 2007; Willems et al. 2016: 53 ff.). Alltagsgeschichtliche Forschungen haben außerdem versucht, die individuellen Lebensgeschichten der sogenannten „kleinen Leute“ mit den gesamtgesellschaftlichen historischen Entwicklungen zu verbinden und dabei gerade bisher ausgeklammerte oder tabuisierte Themen zur Sprache zu bringen (Altermatt 1993; Aka 2013). In diesem Sinne hat beispielsweise das „Centrum für Religion und Moderne“ der Universität Münster erst jüngst eine Reihe von Büchern zur Religionsgeschichte des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts publiziert (Blaschke/Großbölting 2020; Loth 2018).

Für die weiteren Überlegungen sind darüber hinaus zwei rezente Forschungsergebnisse von besonderem Interesse, die versuchen, diese beiden Stränge stärker aufeinander zu beziehen: Im Jahr 2020 haben Gritt Klinkhammer und Anna Neumaier – unter anderem im Anschluss an den Religionsmonitor der Bertelsmann-Stiftung und bereits vorliegende Studien von Markus Hero und Volkhard Krech – Ergebnisse eines qualitativen Forschungsprojektes präsentiert, das die individuelle Konstruktion religiöser Vielfalt nochmals gesondert in den Blick nimmt. Auf der Basis von insgesamt 30 Tiefeninterviews betonen Klinkhammer/Neumaier die Bedeutung von Pluralisierungsprozessen auf der Meso-Ebene und verbinden diese mit der Rezeption medial vermittelter Prozesse auf der Mikro-Ebene:

Einerseits hat, entgegen einer in gesellschaftlichen Diskursen immer wieder wahrnehmbaren starken Skepsis bis hin zur Ablehnung eines konkreten und dauerhaften Miteinanders mit religiöse ‚Fremden‘, die Vielfalt von Traditionen, Ideen und Praktiken durchaus zugenommen [...]. Andererseits nehmen längst (noch) nicht alle Menschen die Pluralität in unserer Gesellschaft viel mehr als medial vermittelt wahr (Klinkhammer/Neumaier 2020: 10).

Auf der Basis der aktuellen Tranche des *European Value Survey* haben Regina Polak und Lena Seewann für Österreich außerdem sechs Typen von Religiosität in Österreich

zusammengefasst, welche dazu beitragen, die religiöse Landschaft in Österreich besser zu verstehen:

- Typus der „ruralen Hochreligiösen“
- Typus der „urbanen Hochreligiösen“
- Typus der „katholischen Theisten“
- Typus der „konfessionellen Theisten“
- Typus der „katholisch Nicht-Religiösen“ und
- Typus der „konfessionellen Atheisten“
(Polak/Seewann 2019: 118 ff.).

Diese Typologie hilft dabei, unterschiedliche Dimension gegenwärtiger religiöser Vielfalt in Österreich zu greifen. Zunächst betont sie das weite Spektrum der Intensität von Religiosität in Österreich – von „Hochreligiösen“ (im Sinne einer traditionell formierten Religiosität) bis hin zu „Atheisten“ (im Sinne von Konfessionslosen, die keine religiöse Praxis leben). Sie zeigt auch, welche weitreichende Bedeutung weiterhin katholischen Glaubensinhalten zukommt – sei es als weltanschaulicher Referenzrahmen (etwa bei den ruralen Hochreligiösen oder den Theisten) oder als weltanschauliche Kontrastfolie (etwa bei den katholischen Nicht-Religiösen). Und schließlich macht die Typologie deutlich, wie sich Religiositätskonstruktionen in ruralen und urbanen Kontexten unterscheiden (besonders bei den Hochreligiösen).

So entsteht ein fruchtbarer heuristischer Referenzrahmen für die Beschäftigung mit religiöser Vielfalt, welcher mit Blick auf die Wiener Situation der Zwischenkriegszeit aber weiter spezifiziert werden muss.

2.2 Religion und Religiosität im Wien der Zwischenkriegszeit

Die aktuelle Forschung beschreibt die Zwischenkriegszeit weitgehend als eine Phase grundsätzlicher politischer und sozio-kultureller Umwälzungen in der österreichischen Geschichte. Karl Vocelka gibt den aktuellen Forschungsstand gut wieder, wenn er in seiner Geschichte Österreichs schreibt, dass „die Begleitumstände der Ausrufung der Republik ‚Deutsch-Österreich‘ am 12. November 1918 [...] deutlich die Schwierigkeiten der ersten Jahre des neuen Staates“ zeigen (Vocelka 2002: 272). An gleicher Stelle fährt er fort:

Noch immer gab es einen Kaiser, der nicht abgedankt hatte und das auch niemals tat. [...] Die Ausrufung der Republik ging im Parlament vor sich, während davor die Rote Garde das Gebäude zu stürmen versuchte. [...] Noch viele Monate blieb es unklar, ob der Staat sich in Richtung einer demokratischen Republik oder eines Staates nach sowjetischem Muster – wie kurzfristig in Ungarn und Bayern – entwickeln würde [...]. Die Proklamation der Republik selbst war nicht die eines unabhängigen Staates, vielmehr sollte die Republik Deutsch-Österreich (in der alle Deutsche der Monarchie leben sollten) einen Teil der deutschen Republik bilden (ebd.).

Die durch diese Schwierigkeiten hervorgerufenen sozio-kulturellen Dynamiken dominierten die gesamte Zwischenkriegszeit. Die weitere Geschichte zwischen den beiden Weltkriegen war geprägt durch unterschiedliche internationale und sozio-ökonomische

Krisen sowie durch eine sozio-kulturelle Situation, die Anton Pelinka prägnant als „fragmentierte Politik“ beschrieben hat und die durch einen weitgehenden, weltanschaulichen Antagonismus zwischen „den Sozialdemokraten“, „den Christsozialen“ und „den Deutsch-Nationalen“ dominiert war (Pelinka 2017: 18 ff.). Diese angespannte Situation legte zunächst den Grund für die Etablierung des 5-jährigen faschistischen „Ständestaates“ und trug dann letztlich zur Eingliederung Österreichs in das Deutsche Reich unter nationalsozialistischer Führung (den sogenannten „Anschluss“) bei.

Und all dies formte den Rahmen für die Entwicklung religiöser Vielfalt in Österreich und Wien (Lehmann/Reis 2022). Eine zentrale Quelle hierfür ist der staatliche Zensus, welcher seit Beginn des aufgeklärten Absolutismus (bis in das Jahr 2001) unter anderem Daten zur formalen Religionszugehörigkeit der Untertanen oder Bürger erhob. Für das Wien der Zwischenkriegszeit zeichnen diese Daten im Jahr 1923 folgendes Bild (Stadt Wien 1937: 11):

Röm.-kath.	Ev. A.B.	Ev. H.B.	Alt-katholisch	Sonstige Christen	Mosaisch (Jüd.)	Sonstige Religionen	Ohne Bekenntnis
1.518.330 (81,4 %)	79.843 (4,3 %)	8.665 (0,5 %)	14.911 (0,8 %)	5.955 (0,3 %)	201.513 (10,8 %)	1.074 (0,1 %)	33.087 (1,8 %)

(Quelle: eigene Darstellung).

Diese Zensus-Daten sind in mehrfacher Hinsicht mit Vorsicht zu interpretieren. So forderte der Zensus beispielsweise eine klare Zuordnung zu einer spezifischen religiösen Tradition. Hybride Formen von Religiosität sind auf der Grundlage dieser Daten also nicht zu greifen. Außerdem müssen diese Daten wohl zumeist als „Außendarstellungen“ der Befragten interpretiert werden. Angesichts der Tatsache, dass diese Daten von der „Obrigkeit“ erhoben wurden, steht zu erwarten, dass die Befragten nicht selten auch im Sinne der Obrigkeit Auskunft gaben. Dies lässt einen Bias zu Gunsten der römisch-katholischen Kirche vermuten oder zumindest einen Bias zu Ungunsten der Menschen „ohne Bekenntnis“ bzw. der Angehörigen anderer religiöser und weltanschaulicher Traditionen.

In letzter Zeit ist eine Reihe von richtungsweisenden historischen Arbeiten entstanden, die sich mit Religion und Religiosität in Österreich (und ganz besonders in Wien) beschäftigen, und diese Vorbehalte bestätigen (Maderthaler 2006: 175 ff.; Csáky/Zeyringer 2001): Einige wenige rezente Arbeiten setzen sich bereits mit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert auseinander, und beschreiben das vielfältige religiöse und weltanschauliche Leben in der Hauptstadt der späten Habsburgermonarchie (Leeb/Schweighofer 2020; Schweighofer 2015). Andere Arbeiten fokussieren direkt auf die Zwischenkriegszeit. Der Schwerpunkt liegt dabei zumeist auf dem katholischen Milieu und ganz besonders dem sogenannten „Politischen Katholizismus“, welcher das politische und kulturelle Leben Österreichs über einige Jahrzehnte maßgeblich geprägt hat (Wenninger/Dreidemy 2013: 141 ff.; Boyer 2005). Außerdem sind eine Reihe von hoch spannenden Studien entstanden, welche sich mit der Situation von Jüdinnen und Juden in Wien beschäftigt haben – mit ihrem Einfluss auf Ökonomie, Kulturleben und Politik sowie mit ihrer Verfolgung im Gefolge von Antijudaismus und Antisemitismus (Schwarz 2014; Raggam-Blesch 2008; Botz et al. 2002).

Alle diese Arbeiten zeichnen ein Bild religiöser Vielfalt in Wien, das stark von spezifischen Milieus geprägt ist. Sie betonen den Einfluss sozio-kultureller Milieus – sei es im Sinne der Dominanz spezifischer religiös-weltanschaulicher Überzeugungen (wie etwa beim Politischen Katholizismus) oder im Sinne religiöser Vielfalt (etwa bei jüdischen Familien) – sowie die Antagonismen zwischen diesen Milieus. Genau an diesem Punkt setzt das ZwieKrie-Projekt ein, indem es die Vielfalt individueller Religiositätskonstruktionen im Rahmen eines Oral-history-Design genauer in den Blick nimmt.

3. Potentiale eines Oral-History-Projekts

Das ZwieKrie-Projekt basiert im Kern auf über 30 Interviews mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, welche 2018 und 2019 von Edith Petschnigg im Rahmen ihrer Tätigkeit am Spezialforschungsbereich „Interreligiosität“ (SIR) durchgeführt wurden (Lehmann 2021). Aus diesem Corpus wurde 24 Interviews ausgewählt und intensiv analysiert. Diese Analysen stehen in der Tradition der Oral History. Der folgende Abschnitt wird zunächst die typische Zielsetzung solcher Oral-History-Projekte vorstellen. Darüber hinaus wird besonderes Augenmerk auf die Strukturen von Erinnerung sowie die konkrete Implementierung des Oral-History-Konzepts im Rahmen des ZwieKrie-Projekts gelegt.

3.1 Zu den Zielsetzungen der Oral History

Im Rahmen von BIOS muss nicht weiter darauf eingegangen werden, dass die Oral History inzwischen auf eine fast 100-jährige Geschichte zurückblickt. Ihr Ursprung liegt zunächst im anglo-amerikanischen Bereich – zum einen in der Tradition investigativer Reportagen seit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert und zum anderen in den zivilgesellschaftlich verankerten Studien der 1960er und 1970er Jahre (Abrams 2016). Im deutschsprachigen Raum hat die Oral History (parallel zur sogenannten „Alltagsgeschichte“) spätestens seit den 1970er und 1980er Jahren an Bedeutung gewonnen (Andresen/Apel/Heinsohn 2015; Obertreis 2012). Ganz allgemein gesprochen hat sie sich dabei zum Ziel gesetzt, Geschichte nicht auf die Perspektiven der Starken und Mächtigen zu reduzieren:

Gemeinsam war der Oral History in den verschiedenen Ländern das Anliegen, die Geschichtsschreibung zu demokratisieren und herrschaftsferne Gesellschaftsgruppen oder Minderheiten ihre Geschichte als gleichsam emanzipatorischen Akt erzählen zu lassen (Obertreis 2012: 9).

In anderen Worten: Oral History möchte traditioneller Geschichtsschreibung einen Zugang entgegensetzen, der den Fokus auf Geschichte „von unten“ legt. Damit führt sie eine zusätzliche Alltagsperspektive in die Geschichtswissenschaft ein, die bis in die Gegenwart bedeutsam ist, und durchaus eine pädagogische Komponente besitzt. Die bewusste Fokussierung auf den Alltag des sprichwörtlichen „Otto Normalverbrauchers“ oder der sprichwörtlichen „Lieschen Müller“ soll ein intuitiveres Verständnis von Geschichte ermöglichen – wobei die angewandten historischen und sozialwissenschaftlichen Methoden sicherstellen, dass Intuition nicht mit akademischer Analyse verwechselt (oder gar gleichgesetzt) wird.

Der methodische Zugang des *ZwieKrie*-Projekts sieht sich in dieser Tradition und zeichnet sich hierbei durch die methodisch kontrollierte Rekonstruktion der vielfältigen individuellen Erinnerungen der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen aus. Dabei kann und soll es nicht um Repräsentativität im Sinne einer quantitativen Erhebung gehen. Die Erinnerungen von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen sind keine objektiven Widergaben von geschichtlichen Ereignissen, sondern Deutungen dieser Ereignisse aus der Gegenwart heraus. Man kann bildhaft von einem individuellen Blick auf Geschichte durch das Prisma der Gegenwart sprechen. Im Fall des *ZwieKrie*-Projekts ist dieser Aspekt der individuellen Erinnerungen von besonderer Bedeutung.

3.2 Struktur von Erinnerungen

Auf Grund der spezifischen Fokussierung auf Schule in der Zwischenkriegszeit waren die Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner zum Zeitpunkt der Interviews mehrheitlich zwischen 80 und 90 Jahre alt. Und tatsächlich haben fast alle Zeitzeuginnen und Zeitzeugen in einzelnen Passagen der Gespräche darauf verwiesen, dass sie manche Ereignisse nicht mehr erinnerten. Gleichzeitig wurden andere Ereignisse aber durchaus ausführlich und detailliert wiedergegeben. Auch darauf haben Zeitzeuginnen und Zeitzeugen in einigen Fällen explizit hingewiesen und betont, dass ihnen konkrete Erinnerungen besonders im Gedächtnis geblieben seien.

Dies deckt sich weitgehend mit den Beobachtungen der Anglistin und Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann, die den eigenständigen Charakter von Erinnerungen betont und ihre sozio-kulturelle Einbettung in die Gegenwart derjenigen hervorhebt, welche sie erzählen und interpretieren (Assmann 2018a; Assmann 2018b). Was die Erforschung von Religion angeht, so hat außerdem die französische Religionssoziologin Danièle Hervieu-Léger (im Anschluss an Maurice Halbwachs und Thomas Luckmann) darauf hingewiesen, wie grundlegend Erinnerungsprozesse mit Religion verbunden sind (Hervieu-Léger 1993). Folgt man einem weiten, funktionalistischen Religionsbegriff, so steht die Erinnerung an Ereignisse, Personen und Überzeugungen im Zentrum vieler religiöser Traditionen.

Dies hat Auswirkungen auf die Analyse der Daten des *ZwieKrie*-Projekts. So gilt es beispielsweise zu berücksichtigen, dass sich die Interviewpartnerinnen und Interviewpartner in einigen Punkten signifikant von anderen Menschen unterschieden haben, die in der Zwischenkriegszeit in Wiener Schulen gingen. Dies ist eine notwendige Konsequenz der Auswahl der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen (des sogenannten „sampling“): Zum einen wurde im Sinne des Forschungsinteresses bereits bei der Auswahl der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen besonderes Augenmerk auf Menschen gelegt, die in den 1930er Jahren einer religiös-weltanschaulichen Minderheit angehörten und/oder aus anderen Gründen durch die faschistischen Regime der 1920er und 1930er benachteiligt wurden. Dabei konnten Angehörige mancher Gruppen – trotz anhaltender Bemühungen – nicht ausfindig gemacht werden. So steht zum Beispiel zu erwarten, dass in den 1930er Jahren durchaus einige wenige Menschen muslimischen Glaubens in Wien lebten; das Forschungsteam konnte aber keinen Kontakt zu solchen Menschen herstellen.

Zum anderen bestärken die Analysen die bereits 1990 von Therese Weber festgehaltene Beobachtung, dass ein spezifischer Typus von Menschen eher an Oral-History-Projekten teilnimmt, als anderer Menschen. Mit Bezug auf die Praxis lebensgeschichtlichen Schreibens hielt Weber fest:

Unserer Erfahrung nach ist anzunehmen, daß [sic] die Animation zu lebensgeschichtlichem Schreiben bevorzugt von jenen Menschen aufgegriffen wird, deren Leben Brüche enthält, die sich von der Geschichte oder vom Leben benachteiligt fühlen oder die sich in ihrer heutigen Lebenssituation vor gewandelte Lebensverhältnisse gestellt sehen (Weber 1990: 21).

Mit Blick auf die weiteren Analysen gilt es somit zwei Punkte gesondert hervorzuheben: Einerseits muss berücksichtigt werden, dass die in den Interviews wiedergegebenen Erinnerungen das Ergebnis komplexer Prozesse von biographischen Konstruktionen und Rekonstruktionen sind. Andererseits muss aber auch bedacht werden, dass die Analysen selbst immer aus dem jeweils eigenen sozio-kulturellen Kontext heraus entstehen. Wird in den Gesprächen mit den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen etwa Antijudaismus thematisch, so können wir dies heute nicht anders verstehen, als vor dem Hintergrund der Shoah.

3.3 Umsetzung im ZwieKrie-Projekt

Eingedenk dieser Einschränkungen betont das ZwieKrie-Projekt die individuellen Perspektiven der Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern auf historische Entwicklungen. Die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen wussten von Anfang an, dass sich das Interview mit ihrer Religiosität in der Schulzeit beschäftigen würde. Das war die Grundbedingung, unter der die Interviews zustande kamen. Trotzdem wurden religiöse Selbstdarstellungen in der Eingangsfrage nicht explizit benannt und auch nur selten in den Stehgreiferzählungen thematisch. In einigen wenigen Fällen hat die Interviewerin direkt die Frage nach der Religiosität gestellt bzw. die Frage danach, ob die Interviewpartner und -partnerinnen religiös aufgewachsen seien. Vor allem die Fragen zur biographischen Verortung von Religiosität löste dabei häufig Aussagen zum familiären Kontext aus.

In diesem Sinne wurde versucht, ein möglichst plurales Sample von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen zusammenzustellen, das durch folgende Kriterien geprägt ist:

- Die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen sind zwischen 1918 und 1930 geboren.
- Sie besuchten unterschiedliche Schultypen (neben der Volksschule in der Mehrzahl Hauptschulen oder Gymnasien).
- Diese Schulen waren in 15 (der insgesamt 23) Wiener Stadtbezirken situiert und
- die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen verorteten sich in unterschiedlichen Religionen und Weltanschauungen.

Was die konkrete Analyse der Interviews angeht, so wurde angestrebt, den zu Beginn dieses Abschnitts genannten Herausforderungen durch zwei komplementäre Analysezugänge zu begegnen: Zum einen wurden die Interviews fallanalytisch als Dokumente je spezifischer Biographien analysiert (Ragin/Becker 1992). Es wurde etwa danach gefragt, wie sich religiöse Vorstellungen in den biographischen Erzählungen dokumentierten. Zum anderen wurden Aussagen zu bestimmten Themen in den Interviews systematisch kodiert (Mayring 2015). In allen Interviews wurde etwa markiert, wie die Gesprächspartner und Gesprächspartnerinnen über ihre individuelle Religiosität sprachen, so dass die entsprechenden Sequenzen dann miteinander verglichen werden konnten.

Der vorliegende Beitrag fokussiert auf die kodierten Sequenzen der Interviews, in denen die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen ihre eigene religiös-weltanschauliche Verortung beschrieben. Dabei wurden im Sinne eines weiten Religionsbegriffs einerseits auch die Passagen in die Analysen einbezogen, welche sich etwa mit politischen oder anderen Weltanschauungen beschäftigten. Andererseits fokussieren die Analysen des vorliegenden Artikels dezidiert auf individuelle Selbstbeschreibungen im engeren Sinne. Passagen, die etwa auf die allgemeine religiös-weltanschauliche Situation der Zwischenkriegszeit verwiesen, wurden nicht berücksichtigt. Auf diese Art und Weise können die Analysen einen Einblick in unterschiedliche Formen der Konstruktion individueller Religiosität eröffnen.

4. Vielfältige Religiosität in der Zwischenkriegszeit

Auf der Grundlage dieses Samples zeigen die Analysen, dass die für das ZwieKrie-Projekt interviewten Zeitzeuginnen und Zeitzeugen ihre eigene Religiosität erstaunlich vielfältig erinnern. Das heißt nicht, dass sich in den Interviews keine homogenen Konstruktionen von Religiosität greifen lassen. Einige Interviews dokumentieren zum Beispiel eindrücklich den homogenisierenden Einfluss spezifischer Milieus auf die Religiosität der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen. Diese Konstruktionen von Religiosität in homogenen Milieus sollen nun in einem ersten Schritt genauer dargestellt werden, bevor die Analysen den Schwerpunkt dann gesondert auf die Konstruktionen vielfältiger Religiosität legen, die in den Gesprächen mit den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen ebenso zu greifen waren.

4.1 Religiosität in homogenen Milieus

Wie eingangs erwähnt, geht die aktuelle religionspädagogische und religionssoziologische Forschung zu religiöser Vielfalt zumeist davon aus, dass sich Religiosität in den vergangenen Jahrzehnten grundlegend verändert habe. Vor den 1950er und 1960er Jahren – so die zentrale These – sei Religiosität weitgehend durch die Sozialisation in starke religiöse Milieus geprägt gewesen. Und dies habe einen homogenisierenden Einfluss ausgeübt. Tatsächlich finden sich entsprechende Sequenzen in den Interviews – vor allem bei den katholischen und agnostischen Interviewpartnerinnen und -partnern. Die Interviews zeigen aber auch, dass formale Religionszugehörigkeiten in den Erinnerungen der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen weniger eindeutig waren, als dies angesichts dieser Debatten zu erwarten gewesen wäre.

4.1.1 Starkes katholisches Milieu

Ein besonders aussagekräftiges Beispiel für die Verankerung einer Interviewpartnerin in einem spezifischen religiös-weltanschaulichen Milieu entstammt dem Interview mit Johanna Paradeiser. Die Zeitzeugin wurde 1920 in eine traditionell katholische Familie hineingeboren. Im Interview erzählte Paradeiser, wie sich ihre Eltern auf einer Wallfahrt nach Lourdes kennenlernten und dass ihr Vater während des Ständestaates parlamentarischer Bundeskulturrat sowie Vertreter der Katholischen Kirche gewesen sei (Paradeiser: 160). Außerdem sagte Paradeiser, dass Religion in ihrer Familie „das Um und Auf“ (ebd.: 77) gewesen sei und beantwortete die Frage nach Freundinnen außerhalb der Schule folgendermaßen:

304. *I: Und haben Sie auch außerhalb der Schule Freundinnen gehabt, die eine andere Religion gehabt haben oder hat es da wenig Kontakte gegeben?*
305. *P: Nein, da habe ich eigentlich gar keine anderen gehabt. Ich meine, ich habe die von der Schule alle gehabt und die Bekannten, die waren alle aus demselben Holz (ebd.: 304 f.).²*

Diese Sequenz unterstreicht, wie klar umrissen spezifische soziale Milieus während der Zwischenkriegszeit in Wien sein konnten – in diesem Fall das traditionelle, katholische Milieu des Bürgertums. Die Metapher, dass der gesamte Freundeskreis aus „demselben Holz“ gewesen sei, dokumentiert dabei eindrücklich, wie dieses Milieu als Einheit aufgefasst wurde – und gleichzeitig als Teil des sozialen Gefüges der Zwischenkriegszeit. Paradeiser spricht in dieser Sequenz von einer Gemeinsamkeit, die so fundamental gewesen sei, dass sie die Individuen grundlegend miteinander verband. Religion war zumindest Teil dieser Konstruktion sozialer Einheit.

Und dies prägte anscheinend auch die Verfasstheit spezifischer Wohnquartiere. So beschloss etwa Editha Jäger (*1930), die sich als „fromm aber nicht bigott“ katholisch (Jäger: 322) beschrieb, ihre Eingangserzählung mit der folgenden Sequenz:

20. *[...] Also ich muss ja auch dazu sagen, diese ganze Gegend war ein schwarzes Viertel. Wir hatten die Reindorfkirche, in der Friesgasse war die Klosterschule, gegenüber war eine kleine alkatholische Kirche, dann war die Klosterkirche, dann war die Kalasantinerkirche, gegenüber die Schulbrüder, hinunter die Vinzenterinnen und dann die Maria vom Siege Kirche.*
21. *I: Ja, sehr geballt. Sehr spannend.*
22. *J: Und ja was soll ich ihnen jetzt weitererzählen? Wie gesagt und wir haben im Kalasantinum, also wir haben diese Kriegszeit Ich war in der Kindergruppe, ich bin im Kirchenchor gewesen, ich bin in die Jugendgruppe gekommen, wir haben alles herrlich gefeiert, auch in der Kirche (ebd.: 20 ff.).*

Hier konstruiert Jäger ihr „Grätzl“ (das engere Wohnumfeld als Teil eines Stadtbezirkes) als einen im wahrsten Sinne des Wortes kirchlich geprägten Kontext. In der Erinnerung der Zeitzeugin war dieser sozio-kulturelle Kontext ganz besonders um das Kalasantinum herum strukturiert, welches auch in ihrer weiteren biographischen Erzählung eine besondere Rolle spielte – als Schule, als Ort der Freundschaft und als Refugium vor dem Nationalsozialismus. Die Zeitzeugin betonte in ihrem Interview immer wieder, wie wohl sie sich im Kalasantinum gefühlt habe. So dokumentiert sich in dieser Sequenz die Existenz eines spezifischen, religiösen – auch hier wieder katholischen – (Sub-)Milieus, welches für die Zeitzeugin von grundsätzlicher Bedeutung war.

Und diese Beschreibungen starker Milieus waren nicht auf Katholikinnen oder Katholiken begrenzt. Die Studie umfasst vergleichbare Sequenzen aus Interviews mit Menschen, die im weiteren Sinne als areligiös beschrieben werden können.

2 Die Zitate aus den Interviews folgen einfachen Transkriptionsregeln: Auslassungen und Einfügungen sind mit eckigen Klammern markiert. Überlappungen der Interakte sind mit runden Klammern notiert.

4.1.2 Andere starke weltanschauliche Milieus

Das Interview mit Ehud Jungwirth (*1923) enthält eine besonders dichte Passage, welche die Bedeutung eines areligiösen Milieus für die Konstruktion seiner eigenen Weltanschauung greifbar macht. Auf Nachfrage der Interviewerin legitimierte Jungwirth sein eigenes Desinteresse an den Themen des Religionsunterrichts damit, dass er in einer areligiösen (aber nicht antireligiösen) Familie aufgewachsen sei:

60. *I: An die Themen [des Religionsunterrichts in der Ständezeit] erinnern Sie sich nicht, was besprochen wurde?*
61. *J: Es war für mich vollkommen unwichtig.*
62. *I: War unwichtig.*
63. *J: Denn ich komme aus einer Familie, also, meine Eltern waren geschieden, ich bin [...] bei meiner Mutter aufgewachsen und wir haben zusammen bei den Großeltern gewohnt. Meine Mutter war vollkommen areligiös.*
64. *I: Ja, verstehe.*
65. *J: Ich würde sagen antireligiös. Und meinen Vater habe ich einmal im Monat kurz gesehen. Er war auch nicht religiös, aber wie nicht religiös, weiß ich nicht (Jungwirth: 60 ff.).*

Das Interview mit Jungwirth dokumentiert somit die prägende Bedeutung eines areligiösen Milieus im Wien der Zwischenkriegszeit. Darüber hinaus hebt die vorangegangene Sequenz eine dritte Dimension der Konstruktion solcher Milieus (neben Freundeskreis und Wohnquartier) besonders hervor – den familiären Kontext. Jungwirth erinnert die Existenz eines familiären Kontexts, welcher – über Generationen – durch die Absenz religiöser Deutungen geprägt war. Und dieses spezifische Milieu scheint die Weltanschauung des Zeitzeugen maßgeblich geprägt zu haben.

Tatsächlich wird der Familie in vielen Interviews eine zentrale Bedeutung zugewiesen. Dies war wohl unter anderem auch eine Konsequenz der Fragestrategie der Interviewerin. Während die Frage nach der eigenen Religiosität in den Interviews aus methodischen Gründen spät oder überhaupt nicht explizit gestellt wurde, enthielt fast jedes Interview (auf Grund der Forschungsfrage) eine Sequenz zur religiösen Erziehung. Und in diesen Sequenzen stellten die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen fast immer eine Beziehung zu ihrer eigenen religiös-weltanschaulichen Verortung her. In den meisten Fällen betonten diese Referenzen auf Familie deren Bedeutung für die Religiosität der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen.

Die Sequenz aus dem Interview mit Jungwirth fügt dieser Überlegung eine weitere Dimension hinzu. Sie dokumentiert eine besondere Differenziertheit der Darstellung des Einflusses des familiären Kontexts auf die Weltanschauung des Zeitzeugen: Die Familie hatte in Jungwirths Erinnerung einen zentralen Einfluss auf die Konstruktion der eigenen Religiosität. Dabei werden unterschiedliche Generationen der Familie thematisch, deren religiöse Affiliation auf sehr differenzierte Art und Weise rekonstruiert wurden. Familie wird bei Jungwirth somit zu einem ebenfalls wiederum vielfältigen Referenzpunkt für das Verständnis seiner eigenen Religiosität.

Zusammengefasst dokumentieren die drei bislang genannten Sequenzen somit die Existenz starker sozio-kultureller Milieus, die während der Zwischenkriegszeit maßgeblich auf die Familien, den Freundeskreis sowie die individuellen Weltbilder der

Zeitzeuginnen eingewirkt zu haben scheinen (und *vice versa*). Dies entspricht weitgehend denjenigen Strängen der aktuellen Forschung, welche die Konflikte zwischen diesen Milieus als das bestimmende Moment der gesellschaftlichen Auseinandersetzungen in der Zwischenkriegszeit sehen. Umso erstaunlicher ist es, dass die Interviews darüber hinaus mehrere Sequenzen enthalten, welche diffuse Erinnerungen an religiös-weltanschauliche Mitgliedschaften dokumentieren.

4.1.3 Diffuse Mitgliedschaften

Ein erstes Beispiel hierfür stammt aus der biographischen Erzählung von Katharina Waidhofer. Sie beschrieb sich zunächst als die einzige Tochter eines Vaters, der „ein Roter“ gewesen sei (Waidhofer: 90). Außerdem kam Waidhofer bereits früh im Interview darauf zu sprechen, dass sie nahe der Donauefelder Kirche (im Bezirk Floridsdorf) aufgewachsen sei. Im Gefolge dieser Sequenz fragte die Interviewerin nach, ob die Zeitzeugin katholisch sei. Waidhofer bejahte dies zunächst, verwies dann aber darauf, dass sie aus der Kirche ausgetreten sei:

17. *I: Sind Sie katholisch?*
 18. *W. Ja.*
 19. *I: Ja.*
 20. *W: Ja, heute nicht mehr, ich glaube, ich habe mich streichen lassen, aber das weiß ich auch nicht mehr so genau. Ja, weil die Bauern haben weniger gezahlt als wie wir immer zahlen hätten müssen. Und mein Mann war von Oberösterreich, und dadurch haben wir das ja wieder erfahren. Aber sagen wir, wie es Wie ich kleiner war Also erzogen bin ich eigentlich Ich bin ein Vater-Kind (ebd.: 17 ff.).*

Was das aktuelle Argument angeht, so ist diese Sequenz insofern von besonderem Interesse als der Kirchenaustritt in Waidhofers Beschreibung diffus bleibt und keine genauer explizierte biographische Dimension zu besitzen scheint. Waidhofer wurde im Jahr 1930 geboren. Sie musste während des Zweiten Weltkriegs aus Wien nach Mistelbach umziehen und hat später geheiratet (ebd.: 26). Im Rahmen dieser biographischen Erzählung liegen keine Daten dazu vor, wann die Zeitzeugin schlussendlich aus der Kirche ausgetreten ist. Diese narrative Struktur legt nahe, dass formale kirchliche Mitgliedschaft für die Zeitzeugin in der Erinnerung so wenig bedeutsam war, dass sie sich nicht mehr sicher ist, ob – und wenn ja, warum – sie ausgetreten ist.

Diese diffuse Konstruktion von kirchlicher Mitgliedschaft zeigt sich noch deutlicher in der folgenden Sequenz aus dem Interview mit Kurt Enenkel (*1923). Sie dokumentiert, wie dynamisch religiöse Mitgliedschaften in der Zwischenkriegszeit erinnert werden konnten.

95. *I: Wie ist es denn Ihnen als evangelischem Schüler gegangen in diesem katholischen Ständestaat in der Schule? Hat sich das bemerkbar gemacht für Sie als Schüler damals, dass Sie einer Minderheit angehört haben?*
 96. *E: Ja, ja, auf jeden Fall.*
 97. *[...]*

98. *Ich bin evangelisch getauft worden, weil ich, wie ich auf die Welt gekommen bin, meine Eltern noch nicht verheiratet waren. Ich war praktisch ein lediges Kind, und meine Mutter war evangelisch, und [so] bin ich natürlich nach der Mutter ihrem Glauben getauft worden. In der Martinskirche. Und, meine Tante, die katholisch war, die war meine Taufpatin. Und ich war in unserer Familie der einzige Evangelische.*
99. *I: Verstehe, so war das, Sie waren der Einzige.*
100. *E: Sie waren alle katholisch. Also die ... Und wie ich später noch aus den Papieren herausgefunden habe, war meine Mutter, war auch katholisch getauft worden. Aber warum sie evangelisch wurde, das entzieht sich meiner Kenntnisse. Und was jetzt kommt, das ist der Clou an dem Ganzen: Sie hat dann, sie haben dann geheiratet, meine Eltern, und da wurde, da ist sie wieder zum katholischen Glauben übergetreten, damit sie heiraten können – denn damals hat man ja nur kirchlich geheiratet, und ich wäre automatisch mit ihr katholisch geworden. Das wusste aber meine Taufpatin nicht mehr, die hat das, und die hat gesagt: „Nein, der ist evangelisch, und der ist evangelisch“, und so bin ich evangelisch aufgewachsen (Enekel: 95 ff.).*

Dieses Zitat legt nahe, dass religiöse Zugehörigkeit in der Zwischenkriegszeit – zumindest in Einzelfällen – bei weitem nicht eindeutig gewesen ist. Hierin ist diese Sequenz zwar ein Einzelfall aber eben kein Ausnahmefall. Auch andere Interviews beinhalten Beispiele für unklare religiös-weltanschauliche Mitgliedschaften und zeigen damit, wie vielfältig die Konstruktionen individueller Religiosität in Wien (bereits) während den 1920er und 1930er Jahren sein konnten (Lehninger: 80 ff.; Nagler: 26 ff.). Damit leiten diese Sequenzen direkt zum zentralen Aspekt des vorliegenden Aufsatzes über – die Konstruktionen vielfältiger Religiosität.

4.2 Konstruktionen vielfältiger Religiosität

Wie eingangs bereits hervorgehoben, muss bei der Interpretation der folgenden Passagen zwischen der Meso- und der Mikro-Ebene von Religion unterscheiden werden. Die Vielfalt religiöser Traditionen in Wien (auf der Meso-Ebene) soll nicht den Schwerpunkt der weiteren Ausführungen bilden. Vielmehr wird am Beispiel der Interviewsequenzen dokumentiert werden, inwieweit und wie die Konstruktionen individueller Religiosität (auf der Mikro-Ebene) in den Gesprächen mit den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen selbst einen pluralen/vielfältigen Charakter besaßen. Dabei lassen sich drei unterschiedliche Dimensionen von Pluralität unterscheiden – Bezüge auf unterschiedlichen religiösen Traditionen, Bezüge auf religiöse und politische Weltanschauungen sowie abgestufte Intensitäten von Religiosität.

4.2.1 Verbindungen unterschiedlicher religiöser Praktiken

Mit Blick auf die Integration unterschiedlicher religiöser Traditionen in individuellen Religiositäts-Konstruktionen dokumentieren die analysierten Interviews zunächst, dass auf der Ebene der Symbolsysteme in keinem der Interviews Konstruktionen thematisch wurden, welche unterschiedliche religiöse Weltbilder explizit miteinander verbunden

haben. Keiner der Interviewpartner bzw. keine der Interviewpartnerinnen hat etwa darauf verwiesen, dass von ihr oder ihm protestantische Vorstellungen von Bibellektüre mit katholischen Vorstellungen von Beichte verbunden wurden oder dass sie jüdische Messias-Konzepte durch marxistische Kapitalismuskritik ergänzt hätten.

Dagegen liegt eine Reihe von Interviews vor, in denen Zeitzeuginnen und Zeitzeugen sich daran erinnerten, dass sie unterschiedliche religiöse Praktiken miteinander verbunden haben. Am deutlichsten tritt dies in einer Sequenz aus dem Interview mit Helga Pollak-Kinsky zu Tage. Der Vater der Zeitzeugin unterhielt in der Zwischenkriegszeit ein Kaffeeaus (Pollak-Kinsky: 2). Sie selbst musste 1938 zunächst aus Wien fliehen und wurde schließlich in das KZ Theresienstadt verschleppt (ebd.: 16), bevor sie über England nach Österreich zurückkehrte:

107. *I: Und dann nach dem Anschluss sind die Eltern, haben Sie sich mehr ihrer Religion besonnen (...)*
108. *P-K: (...) Ja, ja. (...)*
109. *I: (...) gedacht und sind mit Ihnen zu Feiertagen gegangen (...)*
110. *P-K: (...) Ja, ja*
111. *I: Genau.*
112. *P-K: Aber bei mir war das immer so eine gemischte Sache. Wir haben Chanukka und Weihnachten, Ostern und Pessach (...)*
113. *I: (...) alles gefeiert, alles gefeiert.*
114. *P-K: Und das habe ich auch nachher getan. Wir haben immer Weihnachten gefeiert. Weil ich nichts anderes wirklich kannte. (...)*
115. *I: (...) kannte, ja das andere war fremd für Sie. (...)*
116. *P-K: (...) war fremd, also ich habe das, ich bin dann nach dem Krieg dann nach England, und da meine Mutter die jüdischen Feiertage nicht gefeiert hat, haben wir gefeiert. Also ihr Mann - damals noch nicht ihr Mann, wie ich nach England kam - der hat zwei Buben betreut, die mit dem Kindertransport aus Prag gekommen sind in ein Quäkerheim. Und da haben wir nur die christlichen Feiertage gefeiert. Ich habe gar nicht gewusst, wo ein Tempel wäre in England (ebd.: 107 ff.).*

Diese Interviewsequenz dokumentiert auf der Mikro-Ebene gleich drei Dimensionen religiöser Vielfalt: Zum einen werden unterschiedliche Intensitäten religiöser Affiliation bei den Eltern (und damit der Familie der Zeitzeugin) genannt. Zum anderen dokumentiert die Sequenz die Bezüge auf unterschiedliche religiöse Traditionen, welche die (religiöse) Praxis der Zeitzeugin seit ihrer Jugend geprägt haben. Und schließlich verweist Pollak-Kinsky auf die Vielfalt dieser Bezüge im Rahmen der eigenen Biographie – insbesondere im Zusammenhang mit der Familiengründung in England.

Eine komplementäre Sequenz findet sich im Interview mit Otto Nagler, der 1920 geboren wurde und seine Familie als hochgradig religiös plural sowie seine Eltern als sehr arm und assimiliert beschrieben hat (Nagler: 7 ff.). Auch Nagler berichtete, dass er in seiner Familie unterschiedliche religiöse Rituale parallel durchgeführt habe:

104. *I: Dass das eine Rolle gespielt hätte. Es hat ja damals, habe ich gehört, in der jüdischen Gemeinde auch Jugendgottesdienste gegeben, am Schabbatnachmittag. Haben Sie daran jemals teilgenommen?*

105. *N: Wenige. Ich nicht. Die Familie war sehr assimiliert. Bis ich [in] die zionistische Bewegung gekommen bin. Und die Religion war nicht sehr nahe. Meine Mutter kommt aus einer assimilierten Familie. Mein Vater, seine Großmutter, seine Mutter war sehr religiös, Juden in Eisenstadt waren ja sehr religiös. Und sein Vater, nach seiner Pensionierung, ist dann jeden Tag am Morgen und Abend beten in die Synagoge gegangen. Auch haben sie, die Großmutter hat kosher zu Hause gehalten, darüber hinaus nicht. Und meine Eltern waren sogar total assimiliert, meine Mutter hat auch den Christbaum angezündet, das war schön.*
106. *I: das heißt, Sie haben eigentlich Weihnachten gefeiert zu Hause?*
107. *N: Ja.*
108. *I: Ja.*
109. *N: Ja, ohne Verhältnis zur Religion. Das war schön, ja, den Baum anzuzünden (ebd.: 104 ff.).*

Dieses Zitat lässt sich zunächst weitgehend parallel zu der vorangegangenen Sequenz lesen. Ebenso wie die Sequenz aus dem Interview mit Pollak-Kinsky dokumentiert es Vielfalt individueller religiöser Praxis, welche in einem komplexen familiären Kontext eingebettet ist. Hinzu kommt eine weitere Parallele: Sowohl Pollak-Kinsky als auch Nagler beschrieben sich selbst als „assimiliert“ – was von den beiden weitgehend mit einem reduzierten *Commitment* zu jüdischen Vorstellungen und Praktiken gleichgesetzt wird. Tatsächlich wird das Anzünden des Christbaums von Nagler letztlich als ein ästhetisches Erlebnis konstruiert und nicht als eine religiöse Handlung.

Es ist interessant, dass explizite Aussagen über Beziehungen zu unterschiedlichen religiösen Traditionen vor allem in Interviews mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen thematisch wurden, die in der Zwischenkriegszeit einer religiösen und/oder weltanschaulichen Minderheit angehörten. Diese Beobachtung legt nahe, dass diese Formen religiöser Vielfalt in einem spezifischen sozialen Milieu verankert waren. Es wäre wohl irreführend sie allein mit dem assimilierten Judentum zu identifizieren. Es scheinen im Wien der Zwischenkriegszeit aber bürgerliche, religionsferne Minderheiten existiert zu haben, von denen unterschiedliche religiöse Praktiken miteinander verbunden wurden. Im Unterschied zu den bislang bereits genannten Milieus schien dieses Milieu aber weniger klar umrissen – und primär über den gesellschaftlichen Minderheitenstatus definiert worden zu sein.

Diese Deutung lässt sich an einer weiteren Sequenz des Nagler-Interviews festmachen. In direktem Anschluss an die hier zitierte Sequenz beschrieb sich Otto Nagler ausführlich als Zionist (Nagler: 119 f.). Und tatsächlich hatte die Affiliation mit dem Zionismus einen bedeutsamen Einfluss auf seine weitere Biographie insofern sie ihm die Flucht aus Österreich nach Israel ermöglichte. Dies verweist bereits auf die zweite Dimension der vielfältigen Konstruktionen von Religiosität, welche in den Gesprächen mit den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen immer wieder thematisch wurde – die Verbindung von religiösen und politischen Weltanschauungen.

4.2.2 Bezüge auf religiöse und politische Weltanschauungen

In den einleitenden Abschnitten des vorliegenden Artikels wurde bereits darauf hingewiesen, dass der Autor seinen Analysen einen weiten Begriff von Religion zugrunde

legt, welcher beispielsweise auch politisch gerahmte Weltanschauungen in die Analyse integriert. Folgt man diesem Zugang, so lässt sich anhand der Interviews eine weitere Dimension vielfältiger Konstruktionen von Religiosität identifizieren. Inkludiert man politische Weltanschauungen, so lenkt dies den Blick auf weltanschauliche Konstruktionen, die sich grundlegend von den Konstruktionen in den Interviews von Jungwirth und Pretsch unterscheiden. Jungwirth und Pretsch betonen beide ihre Verbundenheit mit einem weitgehend areligiösen Milieu. In der aktuellen Forschung spricht man hier primär von einem proletarischen, linken Milieu – zumeist im Umfeld der Sozialdemokratie und/oder kommunistischer Gruppierungen. Die Interviews des ZwieKrie-Projekts verweisen darüber hinaus auf die Existenz weiterer Bezüge zwischen religiösen und politischen Weltanschauungen.

Ein interessantes Beispiel hierfür liefert das Interview mit Erika Seda (*1923), die aus einer sozialdemokratischen Familie stammte (Seda: 58) und selbst von 1969 bis 1971 für die SPÖ dem Bundesrat angehörte und dann von 1971 bis 1980 SPÖ-Abgeordnete im Nationalrat war. Im Interview betonte Seda, wie sie ihren altkatholischen Glauben mit einer sozialdemokratischen Weltanschauung verband. Als zentralen Referenzpunkt nannte sie hierfür ihren Religionslehrer den Geistlichen Rat Gustav Nohel. Nachdem Nohel von der Zeitzeugin im Interview ein erstes Mal genannt worden war, bat die Interviewerin Seda darum, dessen Einfluss genauer zu beschreiben:

57. *I: Können Sie mir ein bisschen erzählen, in welcher Weise er so gewirkt hat auf Sie, dieser eine Religionslehrer?*
58. *S: Ja, er war, wie soll ich sagen? Da müssen sie wissen, ich stamme aus einer sozialdemokratischen Familie. Und der Geistliche Und da gab es gerade nach '34 die große Kluft zwischen Gläubigen und Nichtgläubigen, und er hat immer versucht, die Bibel Er hat gesagt Jesus war eigentlich, wollte das, was die Sozialdemokratie will. Und das hat mich so beeindruckt. Er hatte viele Beispiele und dass er nicht so Mir hat das wehgetan, wenn die Leute über die Sozialdemokraten gesagt haben: „Die roten Hunde.“ Und er hat gesagt: „Das ist christliche Nächstenliebe.“ Und das hat mich so beeindruckt und ich habe diesen Mann bewundert (ebd.: 57 f.).*

Diese Sequenz verweist auf eine interessante Dimension der Beziehungen zwischen religiösen und politischen Weltanschauungen auf der Mikro-Ebene. Seda konstruierte in ihrem Interview die Verbindung zwischen Sozialdemokratie und christlichem Glauben zunächst als Ausnahme von der sozialen Norm. Sie betonte, dass Gläubige und Nichtgläubige in der Zwischenkriegszeit zumeist grundsätzlich voneinander getrennt gewesen seien. Gleichzeitig dokumentiert ihr Interview aber auch, wie religiöse und andere Weltanschauungen in der Zwischenkriegszeit miteinander verbunden werden konnten. Im Fall von Seda entstand so eine Form von Religiosität, welche ihre ganze biographische Erzählung geprägt hat.

Und dies ist kein Einzelfall: In eine vergleichbare Richtung deutet ein Zitat aus dem Interview mit dem Zeitzeugen Eric Sanders, der 1919 nach eigenen Angaben in eine religiöse Familie hineingeboren worden ist. Auf die Frage, ob er am Samstag Unterricht gehabt habe, antwortete Sanders zunächst, dass er damals religiös gewesen sei (Sanders: 308) und deshalb am Samstag immer in den Tempel gegangen ist:

315. *I: Ja. Das weiß man nicht mehr genau. OK und Sie haben am Jugendgottesdienst teilgenommen? Können Sie mir auch davon ein bisschen erzählen?*
316. *S: Meine Eltern waren ein Teil einer Familie, die alle jüdisch waren. Ganz automatisch, kann man fast sagen. Niemand hätte nicht zum Gottesdienst gegangen, weil die Familie einen gewissen Druck (...)*
317. *I: (...) sind alle gegangen.*
318. *S: Ja. Jedes Jahr zu Ostern hat der Mann meiner Tante, das heißt der Schwester meines Vaters, gab einen Sederabend.*
- [...]
326. *S: Aber wir waren beide leidenschaftliche Fußballer.*
327. *I: Wirklich, ja?*
328. *S: Wir waren beide in einem zionistischen Verein, sozialdemokratischer [...] Markierung. Das nächste Kind war ein Mädchen, R. Sie war einige Jahre älter als ich. Und das nächste war noch älter, B. Und war eine ganz brillante Pianistin (ebd.: 315 ff.).*

Gleichzeitig dokumentiert diese Interviewsequenz aber auch, wie sich Sanders einem sozialdemokratisch-zionistischen Milieu verbunden sah. Im Unterschied zu der Sequenz aus dem Seda-Interview, ist die Verbindung zwischen religiösen und anderen weltanschaulichen Bindungen im Sanders-Interview aber weniger prominent. Die vorangegangene Sequenz dokumentiert nicht eine weltanschauliche Integration – wie im Fall von Seda – sondern vielmehr eine lebenspraktische Verbindung unterschiedlicher individueller Weltanschauungen. Diese scheint in der Zwischenkriegszeit durchaus möglich gewesen zu sein. In Sanders Erinnerung wird diese Verbindung ganz sicher als nicht konflikthaft konstruiert.

Die beiden zitierten Interviewsequenzen dokumentieren somit eine zweite Dimension der Konstruktion von vielfältiger Religiosität in der Zwischenkriegszeit. Es geht nicht um vielfältige religiöse Praktiken, sondern um die Koexistenz unterschiedlicher Weltanschauungen auf der Mikro-Ebene religiöser Vorstellungen und Überzeugungen. Diese scheinen in der Zwischenkriegszeit auch über Milieu-Grenzen hinweg durchaus möglich gewesen zu sein. Außerdem dokumentiert das Interview mit Sanders, wie sich Religiosität in der Biographie der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen verändern konnte, so dass es zu unterschiedlichen Abstufungen von Religiosität gekommen ist. Dies ist eine weitere Dimension vielfältiger Religiosität, die sich in mehreren Interviews greifen lässt, auch wenn sie meist nicht auf die Zwischenkriegszeit begrenzt ist.

4.2.3 Abgestufte Intensitäten von Religiosität

Schließlich lassen sich in den Interviews immer wieder Abstufungen in der Intensität von Religiosität beobachten. Im Interview mit Paradeiser wurden die individuellen Konstruktionen ihrer Religiosität bzw. Weltanschauung im Kontext des jeweils eigenen Milieus und in Opposition zu anderen Milieus konstruiert. Formulierungen wie „sehr religiös“ (Nagler: 105) oder „vollkommen areligiös“ (Jungwirth: 63) deuten ebenfalls darauf hin, wie Religiosität von den Zeitzeuginnen in der Erinnerung als hochgradig komplex und damit vielfältig konstruiert wurde.

Und solche vielfältigen Konstruktionen wurden von den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen auch durchaus auf die eigene Religiosität bezogen. Im Interview mit Sanders

wurde die Abstufung seiner Religiosität beispielsweise in Bezug auf den Verlauf der eigenen Biographie dargestellt:

305. *I: Und an den Samstagen hatten Sie immer Unterricht, nehme ich an? An Samstagen hatten Sie immer Unterricht? Oder war das nur einmal, wo Sie diesen Lehrausgang gehabt haben?*
306. *S: Wir hatten nicht normal Unterricht am Samstag.*
307. *I: Nicht?*
308. *S: Das war ein Spaziergang. Ich kann mich nicht erinnern, vielleicht war es nicht am Samstag. Denn am Samstagvormittag (lacht, mit Begleitung – kein Zusammenhang mit dem Interview) ging ich immer zum Tempel, zum Gottesdienst. Wir waren damals religiös. Ich war damals religiös. Ich bin es nicht heute. Damals religiös. Und am Samstagmorgen war, oder war es am Sonntag, ich bin jetzt nicht mehr so. Einmal in der Woche ging ich zum Jugendgottesdienst (Sanders: 305 ff.).*

Tatsächlich unterstreicht diese Sequenz, wie vielfältig solche Selbstzuschreibungen ausfallen können. Auf die Frage nach dem Unterrichtsbesuch am Samstag beschrieb Sanders zunächst seine kontinuierliche religiöse Praxis (am Beispiel des Besuchs des Tempels). Darauf folgte die Aussage, dass wir (die Familie) religiös gewesen seien und dann eine Wiederholung dieser Aussage in der ersten Person Singular („Ich war damals religiös.“) bzw. deren biographisch aktualisierte Verneinung („Ich bin es nicht heute.“). Erst dann schließt Sanders diese Sequenz, indem er betonte, dass er in der Schulzeit religiös gewesen sei und die Implikationen dieser Aussage für seine Lebenspraxis benennt. Religiosität ist hier in keinem Fall statisch, sondern äußerst dynamisch mit der eigenen Biographie verbunden.

Vergleichbare Konstruktionen finden sich auch in solchen Interviewsequenzen, in denen die eigene Religiosität in der Zwischenkriegszeit erinnert wurde – ohne eine biographische Dimension. Ein gutes Beispiel hierfür lässt sich im Interview mit Edith Brader (*1924) finden. Wieder beziehen sich Interviewerin und Zeitzeugin auf die religiöse Erziehung:

67. *I: Sind Sie religiös erzogen worden?*
68. *B: Ja, schon.*
69. *I: War Ihren Eltern auch wichtig, dass sie (...)*
70. *B: (...) Ja, die waren Vorbild, ich meine wir waren nicht, weiß ich wie heilig oder, (?) dass wir so übertrieben waren, nein, normal. Aber wir haben auch danach gelebt, das heißt manche predigen, aber manchmal tun sie was anderes (Brader: 67 ff.).*

Brader unterscheidet in dieser kurzen Sequenz explizit zwischen zwei Formen der Intensität von Religiosität – „die Religiösen“ und „die Heiligen“. Sie betont, dass ihre Familie nicht zu „den Heiligen“ gehört habe: Ihre Eltern seien insofern Vorbilder gewesen, als sie nach religiösen Normen gelebt haben, dies aber nicht „übertrieben“. Damit verortet die Zeitzeugin ihre eigene Religiosität in einem Kontinuum an Religiosität, wobei sie ihre eigene Form der Religiosität als Norm setzt.

Zusammengefasst lässt sich also anhand der Gespräche mit den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen zeigen, wie vielfältig Religiosität in den Interviews beschrieben wurde. Neben den stark durch feste Milieus geprägten Formen der Religiosität dokumentieren die Gespräche auch vielfältige Konstruktionen von Religiosität. Und diese scheinen zumindest nicht mit den Erinnerungen an die Zwischenkriegszeit zu kollidieren. Daraus ergeben sich einige weiterführende Überlegungen zu den aktuellen Debatten um religiöse Vielfalt in Österreich.

5. Weiterführende Bemerkungen

Der vorliegende Artikel hatte sich zum Ziel gesetzt, den aktuellen Debatten um religiöse Vielfalt oder Pluralität in Österreich eine historische Dimension hinzuzufügen. Im Zentrum stand die Frage, inwieweit vielfältige Konstruktionen von Religiosität (auf der Mikro-Ebene individueller Identitätskonstruktionen) in Wien auf eine Tradition zurückblicken, welche weiter zurückreicht als die 1960er und/oder 1970er Jahre und wodurch sich diese individuellen Religiositätskonstruktionen auszeichnen. In anderen Worten: Der Artikel hat sich mit der Frage auseinandergesetzt, inwieweit die gegenwärtig immer wieder herausgearbeitete Art religiöser Vielfalt in Wien ein rezentes Phänomen darstellt, auf welches es jetzt zu reagieren gilt bzw. inwieweit individuelle religiöse Vielfalt schon sehr viel länger existiert und welche Konsequenzen dies für das Verständnis von Religionen in Österreich hat.

Bevor darauf zusammenfassend eingegangen werden kann, ist an dieser Stelle nochmals einschränkend darauf hinzuweisen, dass die Interviews mit den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen im vorliegenden Aufsatz nicht als repräsentative Darstellungen der Religiosität oder Weltanschauung in der Zwischenkriegszeit missverstanden werden dürfen (Assmann 2018a; Assmann 2018b; Hervieu-Léger 1993). Vielmehr geht der Autor davon aus, dass Interviews mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen nicht mehr und nicht weniger als einen Blick auf die Vergangenheit durch das Prisma der Biographie der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen erlauben. Dies ist für die Analyse umso bedeutsamer, als das Sample der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen im Fall des *ZwieKrie*-Projekts mit der Intention zusammengestellt wurde, religiöse Vielfalt nicht nur abzubilden, sondern sich genauer mit ihren Konstruktionen zu beschäftigen. Beide Einschränkungen ändern nichts daran, dass religiöse Vielfalt in Teilen der Wiener Gesellschaft ein signifikanter Teil der Erinnerungen an die Zwischenzeit war.

Tatsächlich legen die vorangegangenen Analysen ein grundsätzlich ambivalentes Ergebnis nahe: Auf der einen Seite unterstreichen die Gespräche mit den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen den Einfluss von klar umrissenen Milieus auf die Konstruktionen von Religiosität in der Zwischenkriegszeit. Sie bestärken die Ergebnisse der traditionellen Forschung, dass solche Milieus nicht nur bestanden, sondern dass ihre Antagonismen zentral sind für das Verständnis der Zwischenkriegszeit. Außerdem machen sie deutlich, dass Religion eine zentrale Kategorie zum Verstehen dieser Antagonismen beiträgt (Wenninger/Dreidemy 2013: 141 ff.; Boyer 2005; Pelinka 2017).

Auf der anderen Seite bestätigen die Daten des *ZwieKrie*-Projekts die Ergebnisse der Analysen, die sich mit vielfältigeren Konstruktionen von Religiosität in der Zeit zwischen 1900 und 1940 auseinandersetzen (Leeb/Schweighofer 2020; Schweighofer 2015; Klieber 2010). Einerseits verwiesen die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen auf die

Existenz hochgradig pluraler Milieus in Wien. Andererseits waren auch die individuellen Rekonstruktionen selbst in Teilen hochgradig vielfältig. Dies wird besonders deutlich, wenn man einen weiten Religionsbegriff heranzieht, der zum Beispiel Bezüge zwischen religiösen und politischen Weltanschauungen als einen Aspekt religiöser Vielfalt zu greifen im Stande ist (Knoblauch 2020; Schnettler et al. 2020; Berger et al. 2013).

Darüber hinaus spielten schließlich zwei weitere Aspekte in den Erzählungen der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen eine besondere Rolle: Erstens war dies die Existenz von religiös pluralen Familien, welche die individuellen Konstruktionen von Religiosität maßgeblich geprägt zu haben scheinen. Zeitzeuginnen und Zeitzeugen verweisen immer wieder darauf, dass sie ihre Familien als plural wahrgenommen haben und dass dies ihre eigene Religiosität geprägt habe. Zweitens hatte der gesellschaftliche Status der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen einen bedeutsamen Einfluss auf deren Konstruktionen ihrer individuellen Religiosität. Plurale Formen von Religiosität lassen sich vor allem bei Minderheiten beobachten. In den Interviews wurden sie mehrheitlich im Rahmen von Integrationsbemühungen genannt.

Dies hat durchaus Konsequenzen für das weiterführende Verständnis religiöser Vielfalt in der Gegenwart. Die Analysen des *ZwieKrie*-Projektes legen nahe, dass die aktuellen Debatten das Augenmerk nicht ausschließlich darauf richten sollten, wie mit emergenter religiöser Pluralität umgegangen wird bzw. umgegangen werden kann. Vielmehr laden die hier vorgestellten Ergebnisse dazu ein, sich verstärkt mit bereits bestehenden Traditionen religiöser Vielfalt (und des sozio-kulturellen Umgangs damit) zu beschäftigen. Sie stellen letztlich die Frage, inwieweit diese Traditionen auch in der Gegenwart anschlussfähig sind bzw. inwieweit es notwendig ist, mit diesen Traditionen zu brechen.

LITERATUR

- Abrams, Lynn (2016²): *Oral history theory*, London, New York.
- Aka, Christine (2003): *Nicht nur sonntags, Vom Leben mit dem Glauben 1880-1960, Alltagsgeschichte in Bildern*, Bd. 1, Münster.
- Altermatt, Urs (1993): *Prolegomena zu einer Alltagsgeschichte der katholischen Lebenswelt*, in: *Theologische Quartalschrift*, 173, 259-271.
- Andresen, Knud, Linde Apel und Kirsten Heinsohn (Hg.) (2015). *Es gilt das gesprochene Wort, Oral History und Zeitgeschichte heute*, Dorothee Wierling zum Geburtstag 2015, Göttingen.
- Assmann, Aleida (2018a³): *Der lange Schatten der Vergangenheit, Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*, München.
- Assmann, Aleida (2018b): *Erinnerungsräume, Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München. <https://doi.org/10.17104/9783406729911>
- Auffarth, Christoph (Hg.) (2007): *Religiöser Pluralismus im Mittelalter, Besichtigungen einer Epoche der europäischen Religionsgeschichte, Religionen in der pluralen Welt*, Bd. 1, Münster.
- Berger, Peter A., Klaus Hock und Thomas Klie (Hg.) (2013): *Religionshybride, Religion in post-traditionalen Kontexten*, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-19578-0>
- Blaschke, Olaf und Thomas Großbölting (Hg.) (2020): *Was glaubten die Deutschen zwischen 1933 und 1945?, Religion und Politik im Nationalsozialismus, Religion und Moderne*, Bd. 18, Frankfurt am Main, New York.
- Bochinger, Christoph, Martin Engelbrecht und Winfried Gebhardt. (2009): *Die unsichtbare Religion in der sichtbaren Religion, Formen spiritueller Orientierung in der religiösen Gegenwartskultur, Religionswissenschaft heute*, Bd. 3, Stuttgart.

- Botz, Gerhard, Ivar Oxaal, Michael Pollak und Nina Scholz (Hg.) (2002): *Zerstörte Kultur, Jüdisches Leben und Antisemitismus in Wien seit dem 19. Jahrhundert*, Wien.
- Boyer, John W. (2005): *Political Catholicism in Austria: 1880-1960*, in: Günter Bischof, Anton Pelinka und Hermann Denz (Hg.): *Religion in Austria, Contemporary Austrian Studies*, Bd. 29, New Brunswick, NJ, 6-36.
- Csáky, Moritz und Klaus Zeyringer (Hg.) (2001): *Pluralitäten, Religionen und kulturelle Codes, Paradigma: Zentraleuropa*, Innsbruck, Wien, Bozen.
- Gladigow, Burkhard (1995): *Europäische Religionsgeschichte*, in: Hans G. Kippenberg und Brigitte Luchesi (Hg.): *Lokale Religionsgeschichte, Konferenzschrift, 1993 Bremen, Marburg*, 21-42.
- Heller, Andreas, Therese Weber und Oliva Wiebel-Fanderl (Hg.) (1990): *Religion und Alltag, Interdisziplinäre Beiträge zu einer Sozialgeschichte des Katholizismus in lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen, Kulturstudien*, Bd. 19, Wien, Köln.
- Hervieu-Léger, Danièle (1993) : *La Religion pour Mémoire*, Paris.
- Klieber, Rupert (2010): *Jüdische, christliche, muslimische Lebenswelten in der Donaumonarchie 1848-1918*, Wien, Köln, Weimar. <https://doi.org/10.7767/boehlau.9783205790365>
- Klinkhammer, Gritt und Anna Neumaier (2020): *Religiöse Pluralitäten, Umbrüche in der Wahrnehmung religiöser Vielfalt in Deutschland*, *Religionswissenschaft*, Bd. 18, Bielefeld. <https://doi.org/10.14361/9783839451908>
- Knoblauch, Hubert (2020): *Die Refiguration der Religion, Perspektiven der Religionssoziologie und Religionswissenschaft, Randgebiete des Sozialen*, Weinheim, Basel.
- Koch, Anne und Karsten Lehmann (Hg.) (2021): *Die gesellschaftliche Erzeugung von religiös-weltanschaulicher Vielfalt*, 4, Nr. 1: Themenheft der Pädagogischen Horizonte, Linz.
- Leeb, Rudolf und Astrid Schweighofer (Hg.) (2020): *Die Geburt der Moderne aus dem Geist der Religion?, Religion, Weltanschauung und Moderne in Wien um 1900*, *Wiener Forum für Theologie und Religionswissenschaft*, Bd. 20, Göttingen. <https://doi.org/10.14220/9783737011433>
- Lehmann, Karsten (2021): *Religiöse Vielfalt an Wiener Schulen der Zwischenkriegszeit, Belegtheft zur ZwieKrie-Ausstellung*, Wien.
- Lehmann, Karsten und Ansgar Jödicke (Hg.) (2016): *Einheit und Differenz in der Religionswissenschaft, Standortbestimmungen mit Hilfe eines Mehr-Ebenen-Modells von Religion, Diskurs Religion*, Bd. 10, Würzburg.
- Lehmann, Karsten und Anne Koch (2020): *Zur Einführung: Die gesellschaftliche Erzeugung von religiös-weltanschaulicher Vielfalt*, in: *Pädagogische Horizonte*, 4, Nr. 1, Themenheft: *Die gesellschaftliche Erzeugung von religiös-weltanschaulicher Vielfalt*, 1-11.
- Lehmann, Karsten und Wolfram Reiss (Hg.) (2022): *Religiöse Vielfalt in Österreich*, Baden-Baden.
- Loth, Wilfried (2018): *„Freiheit und Würde des Volkes“, Katholizismus und Demokratie in Deutschland, Religion und Moderne*, Bd. 13, Frankfurt am Main, New York.
- Luckmann, Thomas (1967): *Invisible Religion, The problem of religion in modern society*, New York.
- Maderthaner, Wolfgang (2006): *Von der Zeit um 1860 bis zum Jahr 1945*, in: Peter Csendes und Ferdinand Opll (Hg.): *Wien: Geschichte einer Stadt, Band 3: Von 1790 bis zur Gegenwart*, Wien, Köln, Weimar, 175-544.
- Mayring, Philipp (2015¹²): *Qualitative Inhaltsanalyse, Grundlagen und Techniken*, Weinheim, Basel.
- Obertreis, Julia (Hg.) (2012): *Oral History, Basistexte Geschichte*, Bd. 8, Stuttgart.
- Pelinka, Anton (2017): *Die gescheiterte Republik, Kultur und Politik in Österreich 1918-1938*, Wien, Köln, Weimar. <https://doi.org/10.7767/9783205206842>

- Polak, Regina und Lena Seewann (2019): Religion als Distinktion, Säkularisierung und Pluralisierung als treibende Dynamiken in Österreich, in: Julian Aichholzer, Christian Friesl, Sylvia Kritzinger, Sanja Hajdinja (Hg.): Quo vadis, Österreich?, Wertewandel zwischen 1990 und 2018, Wien, 89-134.
- Raggam-Blesch, Michaela (2008): Zwischen Ost und West, Identitätskonstruktionen jüdischer Frauen in Wien, Schriften des Centrums für Jüdische Studien, Innsbruck, Wien, Bozen.
- Ragin, Charles C. und Howard Saul Becker (Hg.) (1992): What is a Case?, Exploring the Foundations of Social Enquiry, Cambridge.
- Schnettler, Bernt, Thorsten Szydlík und Helen Pach (Hg.) (2020): Religiöse Kommunikation und weltanschauliches Wissen, Kommunikative Konstruktionen unabweisbarer Gewissheiten und ihre gesellschaftlichen Wirkungen, Wissen, Kommunikation und Gesellschaft, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-21785-3>
- Schwarz, Egon (2014): Wien und die Juden, Essays zum Fin de Siècle, München. <https://doi.org/10.17104/9783406661358>
- Schweighofer, Astrid (2015): Religiöse Sucher in der Moderne, Konversionen vom Judentum zum Protestantismus in Wien um 1900, Arbeiten zur Kirchengeschichte, Bd. 126, Berlin, Boston/Massachusetts, München. <https://doi.org/10.1515/9783110366013>
- Stadt Wien (Hg.) (1937): Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien, Wien.
- Vocelka, Karl (2002⁶): Geschichte Österreichs, Kultur – Gesellschaft – Politik, Heyne-Sachbuch, Bd. 827, München.
- Weber, Therese (1990): Einleitung: Religion in Lebensgeschichten, in: Andreas Heller, Therese Weber und Oliva Wiebel-Fandler (Hg.): Religion und Alltag, Interdisziplinäre Beiträge zu einer Sozialgeschichte des Katholizismus in lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen, Kulturstudien, Bd. 19, Wien, Köln,
- Wenninger, Florian und Lucile Dreidemy (Hg.) (2013): Das Dollfuß/Schuschnigg-Regime 1933-1938, Vermessung eines Forschungsfeldes, Wien. <https://doi.org/10.7767/boehlau.9783205789581>
- Willems, Ulrich, Astrid Reuter und Daniel Gerster (Hg.) (2016): Ordnungen religiöser Pluralität, Wirklichkeit – Wahrnehmung – Gestaltung, Religion und Moderne, Bd. 3, Frankfurt am Main, New York.
- Zander, Helmut (2016): „Europäische“ Religionsgeschichte, Religiöse Zugehörigkeit durch Entscheidung – Konsequenzen im interkulturellen Vergleich, Berlin, Boston. <https://doi.org/10.1515/9783110417975>
- Zulehner, Paul M. (2011): Verbuntung, Kirchen im weltanschaulichen Pluralismus – Religion im Leben der Menschen 1970-2010, Ostfildern.
- Zulehner, Paul M. und Regina Polak (2006). Religion – Kirche – Spiritualität in Österreich nach 1945: Befund, Kritik, Perspektive, Österreich – Zweite Republik, Bd. 13, Innsbruck, Wien, Bozen

Zusammenfassung

Religiöse Vielfalt wird in der Forschung immer wieder als ein vergleichsweises rezentes Phänomen der 1960er und 1970er bzw. der 2000er und 2010er Jahre dargestellt. Erst in den vergangenen zwei Dekaden haben sich Studien zunehmend systematisch mit der historischen Genese von religiöser Vielfalt auseinandergesetzt. In diesem Zusammenhang beschäftigt sich der Beitrag mit individuellen religiösen Selbstbeschreibungen von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, die in der Zwischenkriegszeit (1918-1939) in Wien zur Schule gegangen sind. Im Zentrum stehen zentrale Ergebnisse des Projektes *Religiöse Vielfalt an Wiener Schulen der Zwischenkriegszeit (ZwieKrie)*, das zwischen 2018 und 2021 am Spezialforschungsbereich „Interreligiosität“ (SIR) der Kirch-

lichen Pädagogischen Hochschule (KPH) Wien/Krems durchgeführt wurde. Die in diesem Rahmen geführten Interviews dokumentieren die Existenz unterschiedlicher religiös-weltanschaulicher Milieus ebenso wie die Verbindungen zwischen verschiedenen individuellen, religiösen Praktiken sowie vielfältige Bezüge auf religiöse und politische Weltanschauungen. So wird dahingehend argumentiert, dass religiöse Vielfalt auf der Mikro-Ebene nicht erst ein Phänomen der vergangenen Dekaden ist, sondern durchaus auf eine längere Tradition zurückblickt.

Selbstbemächtigung und das Sprechen über den Missbrauch

Eine Untersuchung an der Schnittstelle zwischen Literaturwissenschaft,
Geschichte und Psychologie

Armen Hesse

1. Einführung

Zur Aufarbeitung von Traumata kennt die Psychologie verschiedene Methoden. Psychodynamisch-imaginative Methoden konfrontieren das Trauma und verschließen auslösende Ereignisse in einem imaginierten Tresor (Beckrath-Wilking/Dittmar 2010); die EMDR-Methode nach Francine Shapiro führt durch das Aufrufen eines belastenden Ereignisses und die darauffolgende Entlastung durch EMDR (Eye Movement Desensitization and Reprocessing) zur Verringerung physischer und psychischer Stressreaktionen (Ebner 2014: 107 f.); in der Konfrontationstherapie wird die Stärke dieser Reaktionen mittels Wiederholung der traumatischen Erfahrung reduziert.

Eine andere Möglichkeit der Verarbeitung bietet die Niederschrift traumatischer Ereignisse. In den 1990er Jahren kam es in der Psychologie zu einer Reihe von Veröffentlichungen, welche den Prozess des Schreibens in den Vordergrund stellen. Das von James W. Pennebaker in *Writing to Heal: A Guided Journal for Recovering from Trauma and Emotional Upheaval* (2004) vermittelte Prinzip der Selbstbemächtigung etwa verweist auf die bedeutsame Funktion des Schreibens in der Verarbeitung solcher Erfahrungen.

In der historischen Forschung wird nach wie vor die Frage gestellt, inwiefern verschriftlichte Selbstzeugnisse der Opfer aversiver Erfahrungen zur Untersuchung von sexualisierter Gewalt nutzbar gemacht werden können. Welche Funktion erfüllt der Vorgang des Schreibens? Welche Funktion erfüllt dabei das schriftsprachlich abgefasste Selbstzeugnis? Wogegen wird angeschrieben und wofür wird geschrieben? Finden sich beim Sprechen über den Missbrauch unabhängig voneinander auftauchende (narrative) Strategien?

Anstelle einer „Sprache des Missbrauchs“ soll in dieser Untersuchung das Sprechen über den Missbrauch im Vordergrund stehen: Dieses ist gekennzeichnet durch einander ähnelnde (narrative) Strategien und kann damit der individuellen Erfahrung gerechter werden als der subsumierende Begriff einer einheitlichen Sprache.

Die folgende Arbeit beschäftigt sich in einem literaturwissenschaftlich angelegten Verfahren unter Berücksichtigung historischer Entwicklungen und psychologischer Aspekte mit diesen Fragen. Sie resultiert im Versuch, durch eine historische Kontextualisierung rezenter Selbstzeugnisse Aspekte des Sprechens über den Missbrauch herauszuarbeiten und schlägt als Charakteristikum und zugrundeliegende (narrative) Strategie den Aspekt der Selbstbemächtigung vor: „Traumatisierte Mädchen und Jungen

konnten kein stabiles und kohärentes Selbst entwickeln.“ (Weiß 2016: 290). Die „traumapädagogische Methode“ (ebd.) der Selbstbemächtigung beschreibt den Prozess, der in der „Traumabearbeitung“ zu einer „Rückeroberung des Selbst durch das Verstehen der traumatischen Erinnerungsebenen“ (ebd.) führt.

Nach einer epistemologischen Hinführung zur sprachlichen Identitätskonstruktion folgt eine Unterscheidung zwischen genuin literarischen Traumanarrativen und Selbstzeugnissen, wobei auch gattungstheoretische Unterschiede und Gemeinsamkeiten dargelegt werden. Im Anschluss daran folgt ein Überblick über den historischen Umgang mit (retrospektiven) Selbstzeugnissen durch Krieg oder Missbrauch traumatisierter Opfer. Erst die gesellschaftlichen Diskurse um den Opferstatus seit den 1960er Jahren haben in den 1990er Jahren zur Anerkennung des Opferstatus geführt, wodurch dieser in den Fokus der Geschichtswissenschaft rückte. Da in historischen Selbstzeugnissen keine Schilderung von Missbrauchserfahrungen erfolgt, schlägt der folgende Aufsatz vor, das Sprechen und Schreiben vom Missbrauch als Phänomen des ausgehenden 20. bzw. 21. Jahrhunderts zu betrachten.¹ Die dabei zutage tretenden – vor allem narrativen – Strategien werden anhand aktueller, veröffentlichter Selbstzeugnisse sexuellen Missbrauchs untersucht: Natascha Kampuschs *3096 Tage* (2010), Jürgen Dehmers *Wie laut soll ich denn noch schreien? Die Odenwaldschule und der sexuelle Missbrauch* (2011) und Alexander J. Probsts *Von der Kirche missbraucht: Meine traumatische Kindheit im Internat der Regensburger Domspatzen* (2017).

Der Aspekt der Selbstbemächtigung wird dabei unter Einbezug des Paratexts nach Gérard Genette untersucht: Der Paratext bezeichnet alle den eigentlichen Text begleitenden Phänomene. Er unterteilt sich in den Peritext, der alle noch zum Buch gehörigen Teile umfasst, wie etwa die Umschlagsgestaltung oder den Klappentext, und den Epitext, der alle außerhalb des Buches positionierten Veröffentlichungen umfasst, wie etwa Rezensionen und Interviews. Genette schlägt vor, dass der Primärtext nicht ohne den Paratext rezipiert und analysiert werden kann.

Durch diese theoretische Grundlage soll der Tatsache Genüge getan werden, dass es sich hierbei um aktive Veröffentlichungen handelt; die Selbstbemächtigung richtet sich folglich nicht ausschließlich gegen die aversive Erfahrung, sondern auch gegen die mediale Inanspruchnahme der jeweiligen Ereignisse. Die methodischen Aspekte sowohl der narrativen Selbstbemächtigung als auch des Paratexts scheinen geeignet, Selbstzeugnisse des Missbrauchs zu untersuchen und dabei auftretende kontradiktorische Phänomene einzuordnen.

1.1 Erkenntnistheorie und die sprachliche Rekonstruktion der Identität infolge eines Traumas

Nimmt man Immanuel Kants *Kritik der reinen Vernunft* als Ausgangspunkt, ergibt sich – laut Puls – eine paradoxe Situation. Die Seele – das Ich – ist ein „transzendentaler Vernunftbegriff“ der als solcher zwar keine empirischen Erkenntnisse darstellt, aber doch eine „regulative Funktion“ besitzt (Puls 2018: 235). Die Vorstellung, Kontrolle über ein empirisch nicht fassbares Ich zu bewahren, erlaubt „den Menschen[,] eine Totalität der Welt denken [zu] lassen.“ (ebd.) Sie ermöglicht es, diesem Ich einen selbst gesetzten Rahmen zu geben; solange man sich diese Vorstellung bewahrt, bewahrt man

¹ An dieser Stelle sei Prof. Dr. Tanja Penter für die Idee einer historisch-literaturwissenschaftlichen Untersuchung dieses Themas gedankt und Prof. Dr. Marcel Krings für seine kritische Lektüre.

auch die Vernunft. Als Produkt der Vernunft kann Sprache somit nicht auf das Ich zugreifen, zugleich aber den Anschein erwecken, dieses zu fassen.

Folglich ist Sprache in ihrer Funktion kontrollierhaltend. Auch die literaturwissenschaftliche *unreliable narration* ist letztlich nur eine Form des Kontrollerhalts – ganz gleich welche Motivation diesem Kontrollerhalt zugrunde liegt (vgl. Booth 1961; Hof 1984; Nünning/Surkamp/Zerweck 1998; Manns-Süßbrich 2005; Beckmann 2020). Dass die *unreliable narration* aus der schriftsprachlich orientierten Literaturwissenschaft hervorgegangen ist und inzwischen interdisziplinären Anklang findet, liegt in der Natur der Schrift. Sie fixiert Gesprochenes und/oder Gedachtes, gibt damit Form und impliziert die von Kant bereits vorgedachte „Totalität der Welt“.

Während eines traumatischen Ereignisses kommt es zu einer Dissoziation. Der Mensch speichert „[e]motionale Lebensereignisse [...] in zwei unterscheidbaren Gedächtnissystemen ab“, von denen eines als „*heißes Gedächtnis*“, das andere als das „*kalte Gedächtnis* [Hervorhebungen im Original]“ (Neuner 2012: 39) bezeichnet wird. Während das heiße Gedächtnis „sensorische, emotionale, gedankliche und körperliche Elemente der Erfahrung“ (ebd.) behält, werden diese Ereignisse im kalten Gedächtnis „im Rahmen der Lebensgeschichte der Person abgespeichert“ (ebd. 39 f.), also kontextualisiert. Infolge einer Überbelastung des heißen Gedächtnisses kommt es zu einer Dissoziation dieser beiden Systeme; das Resultat ist die „unkontrollierte Aktivität des heißen Gedächtnisses“ (ebd.: 39). Die Fragestellung dieser Untersuchung orientiert sich damit an einem bestimmten Aspekt als Folge dieser Dissoziation: „[D]en Betroffenen [fehlt] die verbale Kodierung des Erlebnisses, sodass ein Bericht des Traumas erschwert und manchmal unmöglich wird.“ (ebd.).

Sprache hat weder Zugriff auf das Trauma noch auf das Ich. Der Psychologe James W. Pennebaker vertritt den Ansatz, traumatischen Erfahrungen schreibend zu begegnen; aber auch neuere, interdisziplinäre Verknüpfungen von Geschichtswissenschaft und Psychologie nähern sich dieser Frage (vgl. Bertsch/Penter/Taubner 2019: 42 f.). Durch den Prozess des Schreibens wird „das Erlebte in einigen Narrativen aktiv umgeschrieben und als kontrollierbar, bzw. erfolgreich bewältigt präsentiert.“ (ebd.: 40; vgl. Goldberg 2017: 33) Der Kontrollerhalt, die Erhaltung einer „Totalität der Welt“, wird somit existentiell (Goldberg 2017: 161).

1.2 Zur Funktion literarischer Traumanarrative

In literarischen Verarbeitungen traumatischer Erfahrungen stehen die Sprache und deren Fragmentierung als Folge des Traumas im Vordergrund. Symbolisch wird damit auf die identitätszersetzende Wirkung eines Traumas hingewiesen; hierbei wird sich sowohl narratologischer als auch narrativer Mittel bedient.

Beispielhaft sei hier Arundhati Roys Roman *The God of Small Things* (1997) genannt, der narratologische und narrative Fragmentierung kombiniert; die Kinder und Zwillinge Estha und Rahel erleben im Verlauf des im Indien der 1970er und 80er spielenden Romans wiederholt Traumata, die durch die Kastenungleichheit, die politische Situation und die fehlende Identität des indischen Staates infolge der kolonialen Abhängigkeit ausgelöst werden. Am Ende steht der gewaltvolle Tod des kastenlosen Velutha, der aufgrund einer Liebesbeziehung zur Mutter der beiden Zwillinge zum Opfer dieser Kumulation an Problemen wird. Rahel wird zum Mediator, da Estha seine Sprache nicht mehr finden kann. Durch häufige und sehr nuancierte Wechsel der internen Fokalisierung symbolisiert die narratologische Fragmentierung des Romans ein

kollektives, nationales Trauma.² Dieser Effekt wird durch das durchbrochene Narrativ verstärkt.

Julian Barnes' *The Noise of Time* (2016) hingegen bedient sich der narrativen Fragmentierung. Der Roman folgt dem inneren Konflikt des Komponisten Dmitri Schostakowitsch mit Stalin, der selbst nur als „Power“ auftaucht, aber namenlos und omnipräsent Einfluss auf Leben und künstlerisches Werk nimmt. In der fragmentierten Erzählung wird das individuelle Trauma kollektiviert; als Sinnbild des künstlerischen Ausdrucks scheitert Schostakowitsch an der Ausbildung einer eigenen Identität.

Anasthasios Anastasiadis konstatiert, in solchen Fiktionen stehe das „Narrativ im Mittelpunkt des erzählerischen Vorgehens“ (2018: 124). Dadurch trage, so Lena Vieermann, „Literatur zum Erinnerungsdiskurs einer Gesellschaft“ im Rahmen eines „kollektiven Gedächtnis[ses]“ (2018: 67) bei (vgl. Eyerman/Alexander/Butler-Breese 2011).³ Gemeint ist bei Anastasiadis die bewusste Geformtheit eines literarischen Textes: Hierunter fällt nicht nur die bildliche Sprache oder Erzählperspektive, sondern vor allem die Auswahl der präsentierten Informationen sowie deren Präsentation, sei es – um nur einige Kriterien zu nennen – durch die typographische Gestaltung, durch Registerwechsel, Ellipsen, Pro- und Analepsen, zeithistorische Bezüge oder auch Figurenzeichnungen und Gegenüberstellungen von Personen. Die später folgende Lektüre der autobiographischen Selbstzeugnisse beschränkt sich auf die Untersuchung semantischer und narrativer Aspekte.

Die beschriebene Form sprachlicher Ästhetisierung kann jedoch nur bedingt an historische Selbstzeugnisse oder Interviews angelegt werden, wohingegen aktiv veröffentlichte Selbstzeugnisse diese Möglichkeiten im Sinne der Selbstbemächtigung nutzbar machen. Ungeachtet der Fiktionalität literarischer Traumanarrative bietet die Literaturwissenschaft in Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen die Möglichkeit, die Erzählung auch innerhalb von Selbstzeugnissen selbst in den Fokus zu rücken (Miller 2018: 238).

2. Historische Selbstzeugnisse in der Geschichtswissenschaft

Über einen langen Zeitraum wurde die Geschichtswissenschaft von der Annahme geleitet, besonders in der Holocaustforschung sei die Täterperspektive die relevante Perspektive, um die Verbrechen des Nationalsozialismus nachvollziehen zu können, da „[d]ie persönlichen Zeugnisse [...] als subjektiv [...] und das menschliche Gedächtnis allgemein als unzuverlässig“ (Heim 2015: 81) galten (vgl. Goldberg 2017: 57 f.). Die allmähliche Hinzunahme jüdischer Selbstzeugnisse eröffnete jedoch entgegen dieser Annahmen „gerade dort [Erkenntnisse] zur Rekonstruktion der historischen Verbrechen [...], wo die Täter aus gutem Grund schweigen oder ihre Perspektive den Blick der Historikerinnen und Historiker einengt.“ (Heim 2015: 83).⁴

2 Thorsten Wilhelms Monographie *Holocaust Narratives. Trauma, Memory and Identity Across Generations* (2020) vergleicht literarische Werke zum Holocaust im Hinblick auf narratologische Fragmentierung.

3 Rezentere Publikationen im Feld literarischer Traumaforschung weisen auf die Aktualität dieser Thematik in den Literaturwissenschaften hin und versuchen, die bestehenden Forschungslücken zu füllen, vgl. Kurtz (Hg.) 2018.

4 Für eine aktuelle und ausführliche Darstellung zur Forschung an Tagebüchern aus nationalsozialistischen Konzentrationslagern, vgl. Schröder (2020): 15 ff.

Betrachtet man die Entstehungsumstände historischer Selbstzeugnisse von Holocaustopfern, muss man annehmen, dass ihr „Welt- und Selbstverständnis dauerhaft erschütter[t]“ (Fischer 2014: 40) wurde. Die große Zahl an Tagebüchern aus der NS-Zeit führte Teile der Geschichtswissenschaft dazu, sie als Zeitalter des Tagebuchs zu bezeichnen (vgl. Bajohr 2015: 7). Verschiedene historische Untersuchungen unterstreichen die aktuelle Hypothese aus der Psychologie zur Funktion solcher Selbstzeugnisse. Stets rückt die Tatsache ins Zentrum, dass „only through language can people give meaning to the events of their lives and constitute their identities“ (Goldberg 2017: 6); Tagebücher müssten „als Medium der Selbstkonstitution und Welterzeugung verstanden werden“ (Steuer/Graf 2015: 10), die „der Konstruktion von Identität dienen“ (Heim 2015: 85) oder, wie in Leon Kormans Fall, die „verwirrenden Geschehnisse im Ghetto in eine gewisse ‚Ordnung‘ [...] bringen: Er nummerierte seine Aufzeichnungen.“ (Löw 2015: 147).

Zwar lässt sich nicht bestreiten, dass „ein Tagebuch keinen unverstellten Blick auf das Selbst seines Verfassers“ (Steuer/Graf 2015: 31) gibt; dennoch kann eine subjektive Sicht der Dinge im Zeichen des Kontrollerhalts stehen. Lediglich auf Selbstdeutungen zu verweisen, scheint der Komplexität dieses Themas nicht gerecht zu werden. Vielmehr stellt sich die Frage, ob Selbstzeugnisse nicht zuletzt als Akt der Selbstbemächtigung gelesen werden müssten. Dadurch ließe sich auch der Aussage Alexandra Garbarinis widersprechen, nach welcher

the process of writing a diary necessarily conferred on an author a sense of relief or that it was an effective means of preserving selfhood. The power of diary writing should not be overstated. [...] [T]hey are texts of struggle that document Jews' efforts to maintain a sense of an individual self, even as that possibility was being erased (2006: 9).

Im Prozess des Schreibens findet eine Form passiven Widerstands Ausdruck, deren Bemächtigung des Selbst den Praktiken und Zielen der Täter:innen diametral entgegensteht.

Die betroffenen Personen widersetzen sich dem traumatischen Angriff auf das Ich. Im Fall von Missbrauchs- und Kriegsopfern sind sowohl der Angriff als auch die Reaktion darauf besonders ausgeprägt. Um das Ich vor der Selbstauslöschung zu bewahren, bedarf es einer kontinuierlichen sprachlichen Selbstbemächtigung, welche den Glauben an das Vorhandensein einer Identität aufrechterhält (vgl. Goldberg 2017: 10).

Amos Goldberg zufolge bildet sich dabei ein Unsagbarkeitstypus aus:

[T]he 'event' can never truly be represented. It is always hidden within the tremendous and unbridgeable gap between the knowledge [...] and the experience [...]. Nonetheless, documentary writing may provide the hidden 'event' with contours or an anchor around which it may be organized. In moments of severe trauma, documentary writing provides the unconscious pain with a handhold [...] (ebd. 15 f.)

Es ist genau dieses Bewusstsein für das Unsagbare, die „constructive und destructive forces within the text“, welches in einer „dynamic dialectic“ (ebd.: 75) aufrechterhalten werden muss.

Anstelle eines Unsagbarkeitstopos tritt dagegen der Wille, die Auslöschung innerhalb einer durch Täter:innen sprachlich konstruierten Welt zu verhindern (vgl. ebd.; vgl. Hunter 2018: 66 ff.).⁵ Dominique Schröder hat mit *Tagebuchschriften in nationalsozialistischen Konzentrationslagern 1939 – 1945* (2020) erst kürzlich eine Studie vorgelegt, die das „Diktum von der Undarstellbarkeit der Shoah [...] empirisch hinterfragt“ (10); dies geschieht auf Grundlage der Annahme, dass „bereits im Akt des Schreibens [...] mitunter eine neue Realität hervorgebracht wird“, für die der Diarist „seinem Text eine Struktur“ (ebd.: 26) verleiht. Dabei untersucht sie unter anderem die Selbstkonstituierung und „Selbstvergewisserung“ der Diaristen in den Kontexten „familiär, jüdisch, politisch“ (ebd.: 145) und stellt dabei die Bedeutung dieser drei Bereiche im Selbstverständnis der eigenen Identität dar (vgl. ebd.: 53 ff.). Trotz „der Konstatierung der Unbeschreibbarkeit bricht der Text keineswegs ab.“ (ebd.: 415 ff.)

Die Eingrenzung auf drei von den Diarist:innen angebotene Bereiche ermöglicht zwar, die affirmative Bedeutung des Tagebuchschreibens für das Selbst in diesen und durch diese Kontexte zu belegen; Schröders Beobachtung, dass „die Notwendigkeit einer schreibenden Vergewisserung [...] immer dann eintritt, wenn das Subjekt durch äußere Faktoren, wie zum Beispiel Krankheit, infrage gestellt wurde“ (ebd.: 438), lässt jedoch zu, Selbstbemächtigung als vom sozialen Kontext unabhängige narrative Strategie anzunehmen.

3. Gattungstheoretische Überlegungen

Um die Vermengung der Gattungen Tagebuch und autobiographisches, veröffentlichtes Selbstzeugnis zu verhindern, sollen an dieser Stelle gattungstheoretische Überlegungen in den Blick genommen werden.

In seinem frühen Versuch, die Gattung Tagebuch zu etablieren, kontrastiert Arno Dusini das Tagebuch mit anderen autobiographischen Gattungen; einen wichtigen Unterschied sieht er etwa durch „je verschiedene Fokussierungen“, die er treffend mit der Metapher des Objektivs beschreibt:

Die Autobiographie stellt das Leben dar durch ein Objektiv, das von kürzerer Brennweite ist als jenes der Annalen, deren Objektiv ist seinerseits von kürzerer Brennweite als jenes des Tagebuchs etc. [...] In der Autobiographie haben wir ein Bild des Lebens vor uns, in dessen Horizont kleinräumigere Details zugunsten jener Details, die große Linien aufleuchten lassen, aufgegeben sind [...] [und dadurch] weit entfernt sind von dem Detailreichtum, der im Tagebuch [Hervorhebungen im Original] durch jene sequentiellen Aufnahmen sichtbar wird[.] [...] Seine Wahl [des Objektivs] bestimmt das zeitliche Format unserer Wahrnehmung und insofern das, was wir überhaupt von einem Menschen wissen können (Dusini 2005: 76).

⁵ In seiner Studie *Writing War* kommt Aaron William Moore zu dem Schluss, dass das Tagebuchschriften der Soldaten eine andere Form der von Goldberg bezeichneten „dynamic dialectic“ enthält. Dadurch, dass sich die Soldaten der ständigen Gefahr bewusst waren, ihre Tagebücher könnten entdeckt werden, fand darin eine kontinuierliche Auseinandersetzung zwischen individuellen und staatlichen Wertvorstellungen statt (vgl. Moore 2013: 17 ff.).

Dusinis Überlegungen beschränken sich auf die Leser:innen, dabei müssten sie auch auf die Diarist:innen bezogen sein, deren Objektiv letztlich auch durch diese Faktoren und damit die enthaltenen Informationen sowie deren Relevanz und auch Präsentation definiert. Ein weiterer Unterschied besteht in dem von Seiten der Leser:innen entgegengebrachten Glauben an den Wahrheitsgehalt des Textes. Der autobiographical pact, wie ihn Philippe Lejeune nennt, ist nur möglich durch die Identität von Autor:innenname, narrativer Instanz und Person, über die geschrieben wird; dadurch wird eine Vertrauensbasis geschaffen, die in fiktionalen Texten erst geschaffen werden muss (vgl. Missine 2019: 222). Tagebüchern bringt man – fälschlicherweise – häufig mehr Glauben entgegen als fiktionalisierten autobiographischen Texten; im Falle der autobiographischen Selbstzeugnisse wird der Wahrheitsanspruch, wie zu sehen sein wird, häufiger und stärker betont.

Trotz der Unterschiede überwiegen die Gemeinsamkeiten des Autobiographischen, welches den Aspekt des Selbst in beiden Gattungen bereits in den Mittelpunkt stellt. Dusini zufolge wird durch den

‘αὐτός’-Begriff[s] [...] der Anspruch angemeldet, daß jedwedem Menschen, in welcher geschichtlichen und individuellen Situation er sich auch befinde, das Recht zusteht, seine Geschichte auf seine Art und Weise zu erzählen – gegen jene Große Geschichte, die das Leben als solches ‚vorschreibt‘ und – als Herrschaftsgeschichte – lediglich bestimmte Modelle von Lebensgeschichten zuläßt (2005: 55 f.).

Wie jeder autobiographische Text befindet sich das Tagebuch in einem Spannungsverhältnis zwischen dem Individuellen und dem Allgemeinen (vgl. ebd.: 63); die dogmatische Kraft des Allgemeinen wird durch die Selbstkonstitution des Individuums versuchsweise zurückgedrängt. Eben deshalb gilt auch für das Tagebuch, dass die Vorstellung eines „private[n]“ *Tagebuch[s]* [Hervorhebung im Original]“ zugunsten „einer genauen Analyse der Text-Distribution, deren Regulation durch den Verfasser die Niederschrift hinsichtlich der Überlegung, was man für wen aufschreibt, entscheidend mitbestimmt“ (ebd. 71; vgl. Schahadat 2019: 552 ff.) wird, aufgegeben werden muss. Somit kommt es auch im Tagebuch zur bewussten Konstruktion eines Selbst – wenn auch nicht unbedingt in der Retrospektive (vgl. Schahadat 2019: 550 f.). Auf Grundlage dieser Gemeinsamkeiten hofft der folgende Text, durch die Lektüre der autobiographischen Selbstzeugnisse eine methodische Herangehensweise anzubieten, die sich auch in der Untersuchung von Tagebüchern anwenden lässt.⁶

4. Zur historischen Anerkennung der Opferperspektive

In einer weiteren aktuellen Studie widmet sich Dorata Glowacka in einem wenig erforschten Gebiet dem Schweigen männlicher Missbrauchsopfer des Holocaust.⁷ Ihre

6 Eine weitere Möglichkeit gattungstheoretischer Natur bietet der Begriff der Autofiktion, wie er von Serge Doubrovsky geprägt wurde: Auch wenn Autofiktion alles sein kann, „if it bears the subtitle ‘novel’“ (Gronemann 2019: 241), so ist die Komponente der Fiktion in der Begriffsdefinition zu stark, um diese Gattung für den Wahrheitsanspruch, der in den drei untersuchten Texten geäußert wird, nutzbar zu machen.

7 Hedgepeth und Saidel führen die Unterrepräsentation solcher Selbstzeugnisse in der Forschung auf nach wie vor herrschende Genderstereotype maskulinen Selbstverständnisses zurück (vgl. 2010: 2 ff.). Dieser

Interviewquellen aus den 1990er Jahren entnimmt sie dem *Visual History Archive*; ähnlich wie die 2015 erschienenen Memoiren Nate Leipzigers stammen sie somit aus einer deutlich nach den Ereignissen gelegenen Zeit. Dementsprechend muss angenommen werden, dass es darin sowohl zu historischen sowie inhaltlichen Korrekturen kommt (vgl. Institut für Zeitgeschichte).

Die geschichtswissenschaftliche Forschungsliteratur kennt keine aus der Zeit des Holocaust stammenden Selbstzeugnisse zu sexualisierter Gewalt (vgl. Hedgepeth, Saidel 2010: 1); solche tauchen erst in „memoirs, documentary films, literature, and reports right after the Holocaust“ (ebd.: 1) auf, vorwiegend jedoch seit den 1990er Jahren, einer Zeit, die mit der gesellschaftlichen wie wissenschaftlichen Anerkennung der Opferperspektive zusammenfällt. Zur Verdeutlichung, wie spät die Beschäftigung mit sexualisierter Gewalt während des Holocaust einsetzt, dient der Einleitungssatz eben dieses Sammelbandes von Sonja M. Hedgepeth und Rochelle G. Saidel:

This is the first English-language book to address the sexual violation of Jewish women during the Holocaust, a virtually unexplored subject. [...] The archives of the United States Holocaust Memorial Museum and Yad Vashem include eyewitness accounts that speak to the fact of rape and sexual abuse during the Holocaust[,] (ebd.: 1; vgl. ebd.: 2)

jedoch immer in der Retrospektive (vgl. ebd.: 2).⁸ Zur erstmaligen wissenschaftlichen Erwähnung dieses Themas kommt es bei der „watershed conference on ‚Women Surviving the Holocaust‘ in 1983“ (Fogelman 2010: 256).

Während es „[b]is Mitte des 19. Jahrhunderts [...] in Europa die Ausnahme“ (Goltermann 2017: 235) ist, sich als Opfer zu positionieren, kommt diesem Status vor allem in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine große Bedeutung zu. Dieser Anerkennung vorgeschaltet ist ein Prozess, der nach Chaumont in zwei Phasen abläuft: Die erste Phase der „Identitätssuche“ betont die „Widerstandsakte und die exemplarische Mitwirkung von Juden am Kampf gegen den Nationalsozialismus“; das „stigmatisierte Individuum“ unterschlägt dabei das Erlittene und „setzt die zweite Phase in Gang“, im Zuge welcher „aus dem einstigen Makel [des Opferstatus] ein stolz zu[r] schau gestelltes Emblem“ (Chaumont 2001: 91; vgl. Rudolph 2020: 24) wird.⁹

Regula Ludi wegweisende Untersuchung *Reparations for Nazi Victims in Postwar Europe* (2012) verweist hier auf die wichtige Funktion der Anerkennung von reparations „[a]s a victim-based response to mass suffering, [which] [...] create special entitlements and allocate material benefits and symbolic awards to eligible claimants.“ (Ludi 2012: 8; vgl. ebd.: 3 f.). Die Anerkennung darf dabei nicht nur auf symbolische Akte beschränkt sein, vielmehr sollte im Laufe dieser Prozesse „der Diskurs der herrschenden Kultur revidiert“ (Chaumont 2001: 310) werden. Es steht zu vermuten, dass erst diese gesellschaftliche und wissenschaftliche Anerkennung zur Entstigmatisierung

Annahme wird mit Blick auf die Veröffentlichung der aktuellen Selbstzeugnisse in einem späteren Abschnitt weiter nachgegangen.

8 Vgl. ebenso: Kremer 2010.

9 Auch Goltermann stellt in ihrem Überblick über die Viktimologie fest, „dass die Zuschreibung, ein Opfer geworden zu sein, bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein stets mit Vorbehalten gegenüber der betroffenen Person verbunden war.“ (2017: 181)

der Opferperspektive führte und das Sprechen und Schreiben über Missbrauch ermöglichte (vgl. ebd.: 197).

Angestoßen durch die Anerkennung der Holocaustopfer stehen damit seit den 1990er Jahren die Opfer „im Fokus der Geschichtswissenschaft“; deren Status wird im Zuge dessen auf weitere Gruppen ausgedehnt und führt zu einer „Multiplizierung von Opfernarrativen“ (Rudolph 2020: 23).

Zeitlich parallel erlebt die westliche Gesellschaft durch die feministische Theorie infolge von Judith Butlers *Das Unbehagen der Geschlechter* (1991) – im Original *Gender Trouble* (1990) – ein Aufbrechen von Genderstereotypen, welches nicht nur weiblichen, sondern vor allem auch männlichen Missbrauchsopfern die Möglichkeit gibt, über den Missbrauch zu sprechen. Wenn nämlich der „selbstidentische Status der Person durch die *Regulierungsverfahren* [Hervorhebung im Original] der Geschlechter-Ausbildung und Teilung konstituiert“ (Butler 1991: 38) wird, die „institutionalisierte Heterosexualität [...] zugleich die Eindeutigkeit eines jeden der geschlechtlich bestimmten Terme“ (ebd.: 41) erfordert, dabei jedoch „performativ hervorgebracht und erzwungen“ (ebd.: 49) wird, so kann auch die Befreiung von solchen normativen Stereotypen performativ hervorgebracht werden. So setzt auch die umfassende „Männerforschung“ (Zitzmann 2012: 11) erst in den 1990er Jahren ein.¹⁰ Ergebnisse dieser Studien zeigen, dass Männer nicht nur Täter sind, sondern in „einer hohen Dunkelziffer“ (ebd.: 54) auch Opfer; die „Männerstudie 2009“ zeigt, dass die Gewalt dabei „über (fast) alle Bildungsschichten“ (ebd.: 61) hinwegreicht. Zitzmann schlussfolgert, dass „unter einem großen normierenden Einfluss durch Sozialisationsinstanzen [...] Emotionalität, Opferrolle und Bedürftigkeit“ (ebd.: 66) eingeschränkt werden.¹¹

In Anlehnung an diese Veränderungen stellt Rudolph fest, dass „Opferschaft [...] keine objektiv feststellbare Tatsache [ist], sondern immer das Ergebnis sozialer Aushandlungs- und Zuschreibungsprozesse, die nicht selten hochgradig umstritten und zeitgebunden ist.“ (2020: 26) Der Prozess des Schreibens und Sprechens über Missbrauchserfahrungen ist solch ein performativer und zeitgebundener Akt, der in dieser Form erst seit den 1990er Jahren möglich ist.¹²

Während die Opferperspektive demzufolge an Bedeutung gewonnen hat, „verweist [der Opferstatus] nach wie vor auf das Passive; seine Anerkennung hängt davon ab, dass dem Geschädigten kein eigenes Zutun zugebilligt wird.“ (Goltermann 2017: 14). Die im Folgenden untersuchten Interviews und Selbstzeugnisse zeigen demgegenüber sogar eine gegensätzliche Entwicklung, indem die *agency* der Geschädigten zur Ablehnung des Opferstatus führt.

10 Für einen umfassenden Überblick über die Vielschichtigkeit dieser Forschungsrichtung, ihre Entwicklung, Publikationen und Studien, vgl. Zitzmann 2012: 11 ff.

11 Für einen Überblick zu diesen normierenden „Männerkulturen und Männlichkeitsdarstellungen“, vgl. Zitzmann 2012: 81 ff.

12 Für einen umfassenden Überblick über Viktimologie und Opferrechte in diesem Zusammenhang, vgl. Goltermann 2017: 178 ff.

5. Die retrospektive narrative Selbstbemächtigung männlicher Missbrauchsoffer während des Holocaust

Nate Leipziger, Insasse im Camp Fünfteichen, veröffentlichte seine Memoiren *The Weight of Freedom* 2015. Leipziger ist demnach der Protagonist der eigenen, retrospektiven Ich-Erzählung; dies gilt sowohl für Interviews als auch die Memoiren. Zunächst muss festgehalten werden, dass Memoiren zwar eine sehr subjektive Sicht präsentieren, „a depiction of an individual’s life, or a ‘memorable’ part of it,“ aber auch immer “the era in question and the effect an individual has had on a historically important political or public event is brought to the fore“. (Lahusen 2019: 626). Anstelle eines Anspruchs auf Vollständigkeit wird die Oszillation zwischen „individual and collective self-historicization“ (ebd.: 634) betont. Der große zeitliche Abstand bedingt die Unzuverlässigkeit dieser sozialen Rollenzuschreibung.

Laut Glowacka ist Leipzigers Selbstbeschreibung als Missbrauchsoffer auch als Entschuldigung zu lesen, durch die erhaltenen Vorteile Nachteile für andere Häftlinge in Kauf genommen zu haben (Glowacka 2020: 8 f.). Die von Glowacka herausgehobene Opferperspektive wird jedoch durch seine eigene Erzählung relativiert; auch wenn Leipziger von sich selbst sagt, „I’m fortunate to have a very good visual memory“ (Azrieli 2015: Min. 1:15-1:18) und damit den Wahrheitsgehalt seiner Memoiren betont, verändern sich Aspekte seiner Erzählung Glowacka zufolge von Interview zu Interview. Wenn Leipziger betont, einen anderen Häftling in der Gunst des Kapos abgelöst zu haben, schreibt er sich eine gewisse, scheinbare Handlungsfähigkeit zu, die ihm in seiner Position nicht gegeben war und die nur retrospektiv manifestiert werden kann; die Relativierung der eigenen Hilflosigkeit wird durch diese Steigerung des Selbstwertgefühls, die im Austausch durch Essen und Schutz bestätigt wird, zum retrospektiven Element der Selbstbemächtigung.

In den drei folgenden Beispielen ist die Selbstbemächtigung auf inhaltlicher Ebene angesiedelt; erzähltheoretisch lässt sich dabei nur auf die unumgängliche Unzuverlässigkeit einer retrospektiven autodiegetischen Erzählung verweisen. Gilbert Metz ersetzt Yakov, einen befreundeten Häftling, in der Gunst eines Kapos, und bewirkt dadurch dessen Hinrichtung; die Selbstbemächtigung ist hier auf inhaltlicher Ebene anzusetzen. Seine Einwilligung entschuldigt er moralisch dadurch, dass er andernfalls als Teil des Sonderkommandos im Krematorium hätte arbeiten müssen (Glowacka 2020: 9). Auch bei Metz ist die Gunst des Kapos zugleich das Mittel der Selbstbemächtigung: Sein maskulinere Aussehen habe ihn nicht nur zum Objekt der Begierde gemacht, es unterstreicht auch die eigene Männlichkeit angesichts des gleichgeschlechtlichen Missbrauchs und Machtungleichgewichts.¹³ Sein Verweis auf die weit verbreitete Praxis solchen Missbrauchs muss auf einer weiteren Interpretationsebene angesiedelt werden: Dass er trotz körperlicher Stärke missbraucht wurde, relativiert er mit Verweis auf den Missbrauch vieler anderer unabhängig von deren körperlicher Verfassung. Der Missbrauch ist damit nicht mehr Schwäche des Einzelnen, sondern kollektive Unterdrückung.

13 Vgl.: „Für männliche Betroffene, die sexualisierte Gewalt durch männliche Täter erfahren haben, folgt daraus die Sorge, im Falle einer Veröffentlichung ihrer Gewaltwiderfahrnis von Personen, die zwischen sexualisierter Gewalt und konsensueller Sexualität nicht unterscheiden, als schwul diskriminiert zu werden.“ (Rieske et al. 2018: 19 f.).

Im Falle Sidney Klein liegt das Augenmerk Glowackas bereits auf der Selbstbemächtigung: Klein beschreibt sich als körperlich starken Lagerarbeiter; der Missbrauch habe nur aufgrund einer Verletzung stattfinden können. Zu einem späteren Zeitpunkt habe ihn, betont er, diese Stärke bei voller Gesundheit befähigt, einen Übergriff abzuwehren (ebd.: 10 f.). Wie bei Metz relativiert auch hier die Hilflosigkeit den gleichgeschlechtlichen Missbrauch. Die Kontextualisierung findet jedoch durch den Verweis auf die Missbrauchspraxis, sondern auf individueller Ebene statt und schwächt zusätzlich die moralische Position des Täters. Angesichts des Machtgefälles bleibt die Frage, inwiefern der Missbrauch überhaupt zu verhindern gewesen wäre; Klein deutet die Ausweglosigkeit an – der Täter habe im ersten Fall die Autorität besessen, ihm andernfalls die Arbeitsstelle abzuerkennen – hält aber an der inhaltlichen Relativierung fest.

Eine Umkehr der Machtverhältnisse lasse sich, so Glowacka, auch in den Berichten Frank Stiefels und Sol Rosenbergs nachweisen; hier finde im Bericht über sexuelle Begegnungen mit der Tochter eines Polen bzw. eines Deutschen eine inhaltliche Korrektur im Sinne einer Wiederherstellung patriarchaler Verhältnisse statt (ebd.: 12 f.). Die Lektüre lässt sich jedoch weiterführen. Die von Glowacka geäußerte Annahme, es sei in Lagern häufiger als angenommen zum Missbrauch von Männern gekommen, gekoppelt mit dem Machtgefälle von Tätern zu Opfern, lässt den Schluss zu, dass zusätzlich zur Entindividualisierung eine kontinuierliche Entmaskulinisierung stattfand; beide Aspekte werden durch die Umkehr der Machtverhältnisse in sexuellen Begegnungen korrigiert (Schröder 2020: 443).¹⁴

Die Wirksamkeit solcher Genderstereotype wird durch von Glowacka beschriebene Vater-Sohn-Dynamiken gestützt; der Missbrauch wird dabei verschwiegen, da „the father’s knowledge of his son’s rape signifies the ultimate destruction of paternal authority, and by extension, of the patriarchal order.“ (Glowacka 2020: 19; vgl. ebd.: 17 ff.) Normative Rollenbilder verhindern aus Angst vor Schwäche, den Missbrauch zu kommunizieren: „Sexualisierte Gewalt zu erfahren oder erfahren zu haben, widerspricht dem [...] Kern von Männlichkeitsanforderungen“ (Rieske et al. 2018: 18). Die doppelte Schwächung des Ichs erfordert in der Folge narrativ hyperkorrektive Selbstkonstruktionen.

Die Dissoziation, so Ulrike Beckrath-Wilking, „behindert die Kohärenz des Selbst. Denn bei jeder Dissoziation wird ein Stück Selbst sozusagen ‚weggemacht‘“ (2013: 85). Das Sprechen über den Missbrauch sowie inhaltliche Korrekturen arbeiten diesem Prozess entgegen. Die im Vorigen angewandte palimpsestierende Lektüre unter dem Aspekt der Selbstbemächtigung an retrospektiv berichtenden Selbstzeugnissen zum Missbrauch bestätigt einerseits die Vermutung, dass das Sprechen und Schreiben über den Missbrauch aus der Opferperspektive erst durch die Anerkennung dieser im ausgehenden 20. Jahrhundert möglich wird. Andererseits eröffnet sie die Möglichkeit, histo-

¹⁴ Auch der folgende Querverweis verdankt sich einem Hinweis Prof. Dr. Tanja Penters: Während die hier erneut gelesenen Selbstzeugnisse von den Opfern des Holocaust stammen, finden sich ähnliche inhaltliche Konstruktionen auch in der Täterperspektive. In einer Untersuchung von unbemerkt angefertigten Abhörprotokollen von Wehrmachtangehörigen durch Sönke Neitzel und Harald Welzer fällt auf, dass die narrative Darstellung selbst ausgeübter sexueller Gewalt hier eine hierarchiebildende Funktion im Sinne vertikaler Zugehörigkeiten hat (Neitzel/Welzer 2011). Die Anzahl an Untersuchungen, die in den letzten zwei Jahrzehnten zum Thema sexualisierte Gewalt aus der Täterperspektive erschienen ist, würde eine neue Lektüre all dieser Quellen auf den Aspekt der Selbstbemächtigung verlohnen.

rische Selbstzeugnisse erneut zu untersuchen und dabei den Aspekt der Selbstbemächtigung in den Blick zu nehmen, um Textstellen zu beleuchten, die sich dem bisherigen Verständnis entzogen haben.

Dabei soll der Korpus der Interviews weder mit dem Korpus der Tagebücher noch dem Korpus der aktuellen Selbstzeugnisse vermengt werden. In einem vorigen Abschnitt wurde bereits auf die Unterschiede zwischen Tagebüchern und retrospektiven, autobiographischen Selbstzeugnissen hingewiesen – und Memoiren – aber auch auf die nicht unwesentlichen Gemeinsamkeiten. Eine Vermengung der schriftlichen und mündlichen Korpora würde zu Ungenauigkeiten in der Analyse führen und nur einen scheinbaren Erkenntnisgewinn ermöglichen.

Der Aspekt einer narrativen Strategie der Selbstbemächtigung ließe sich also nur in verschriftlichten Selbstzeugnissen nachweisen, vorzugsweise in solchen, die Revisionen unterzogen oder gar veröffentlicht wurden. Auch Tagebücher können jedoch von einer solchen Revision betroffen sein. In den Interviews beschränkt sich der Aspekt der Selbstbemächtigung somit entweder auf inhaltliche Korrekturen, die Verwendung eines feminisierenden Sprachregisters oder Gegenüberstellungen, die den genannten Aspekt intensivieren. Wichtig scheint jedoch, auch in diesen Selbstzeugnissen festzustellen, dass sich die Opfer in der Art des Sprechens über den Missbrauch mitunter sprachlicher Strategien bedienen, die den identitätszersetzenden Prozessen der Traumatisierung entgegengesetzt werden, um das Selbst zu festigen.

6. Aktuelle veröffentlichte Selbstzeugnisse: Kontextualisierung

Im Folgenden werden narrative Strategien anhand von drei rezenten Selbstzeugnissen in einem gänzlich anderen Kontext untersucht. Die untersuchten Selbstzeugnisse sind Natascha Kampuschs *3096 Tage* (2010), Jürgen Dehmers' *Wie laut soll ich denn noch schreien? Die Odenwaldschule und der sexuelle Missbrauch* (2011) sowie Alexander J. Probsts *Von der Kirche missbraucht. Meine traumatische Kindheit im Internat der Regensburger Domspatzen und der furchtbare Skandal* (2017).

Natascha Kampusch, geboren am 17. Februar 1988, wird am 2. März 1998 von Wolfgang Přiklopil entführt und bis zu ihrer Flucht am 23. August 2006 mit maximal geringem Kontakt zur Außenwelt gefangen gehalten. Der Suizid des Täters rückt Kampusch in den Fokus des (inter-)nationalen und Medieninteresses.¹⁵ Sie veröffentlicht das Selbstzeugnis *3096 Tage* (2010) im List Verlag; 2013 erscheint eine gleichnamige Verfilmung; zehn Jahre nach der Befreiung veröffentlicht sie *10 Jahre Freiheit* (2016). Kampuschs erstes Selbstzeugnis ist insofern von besonderem Interesse, als sie bereits in ihrem ersten Brief an die Öffentlichkeit den Wunsch äußert, die narrative Kontrolle über das Geschehene behalten zu wollen: „Lasst mir Zeit, bis ich selbst berichten kann.“ (Kampusch 2006). Damit bewegt sie sich in Opposition zum von Seiten der Medien erwarteten Opferverhalten.

Andreas Huckele benutzt das Pseudonym Jürgen Dehmers in Absprache mit der *Frankfurter Rundschau*, deren Redakteur Jörg Schindler über die von Huckele und

¹⁵ Zur Illustration findet sich im Folgenden eine Auswahl medialer und wissenschaftlicher Publikationen sowie ein Gedicht über Natascha Kampusch: dpa (2008); bp (2008); Pflughaupt (2008); dpaAFP (2009); dpa (2010); Jacquemain (2010); Gilmour (2013); Koesters (2018); Sherry (2013).

Thorsten Wiest erlebte sexualisierte Gewalt an der Odenwaldschule berichtet.¹⁶ Huckele kommt 1981 im Alter von zwölf Jahren an die Schule und bleibt dort bis zur Hochschulreife. Ein Angebot zur Aufarbeitung wird vom damaligen Leiter Wolfgang Harder 1998 abgelehnt; der am 17. November 1999 von Schindler in der *FR* veröffentlichte Artikel „Der Lack ist ab“ verhallt ungehört.

Erst durch einen weiteren Artikel von Schindler am 6. März 2010 in der *FR* – „Missbrauch an der Odenwaldschule. Gemobbt, geschlagen, vergewaltigt“ – sowie die Thematisierung während der 100-Jahr-Feier der Odenwaldschule gelangt der systematische Missbrauch an die Öffentlichkeit. Claudia Burgsmüller und Brigitte Tilmann veröffentlichten im Dezember 2010 einen *Abschlussbericht über die bisherigen Mitteilungen über sexuelle Ausbeutung von Schülern und Schülerinnen an der Odenwaldschule im Zeitraum 1960 bis 2010*, der „115 Mitteilungen über männliche Betroffene sowie 17 Mitteilungen über weibliche Betroffene“ (4) anführt. Die Aufdeckung zieht nun das erwartete Medieninteresse sowie bildungspolitische und wissenschaftliche Aufarbeitungsansätze nach sich.¹⁷ Die Odenwaldschule muss 2015 aus finanziellen Gründen als Folge eines erneuten Skandals im Jahr 2014 im Zusammenhang mit Kinderpornographie schließen.

Am 1. September 2011 veröffentlicht Huckele *Wie laut soll ich denn noch schreien? Die Odenwaldschule und der sexuelle Missbrauch* im Rowohlt Verlag. Im Prolog stellt er die Frage: „Wozu noch ein Buch über die Odenwaldschule?“ (11). Seine Antwort ähnelt der Kampuschs: „Es ist mir wichtig, die Definitionsmacht über meine Erlebnisse zu behalten.“ (ebd.: 12)

Alexander J. Probst besucht die Vorschule der Regensburger Domspatzen in Etterzhäusern von 1968 bis 1971 und später das zugehörige Musikgymnasium. Im Jahr 2010 sucht er mit einem Auftritt in *sternTV* die Öffentlichkeit (vgl. Probst 2017: 139 ff.). Daraufhin vermutet der Bischof von Regensburg, Gerhard Ludwig Müller, in einer Predigt „eine Kampagne gegen die Kirche“ (FAZ.NET 2010); Müller wird 2012 vom damaligen Papst Benedikt XVI. in den Vatikan versetzt, um bei der Klärung von Missbrauchsfällen zu helfen, und entzieht sich so der Kritik (vgl. Wirsching 2018). 2015 veröffentlicht der SWR die Dokumentation *Sünden an den Sängerknaben* und der Anwalt Ulrich Weber beginnt mit der Aufarbeitung der Missbrauchsfälle; er veröffentlicht am 18. Juli 2017 den Untersuchungsbericht *Vorfälle von Gewaltausübung an Schutzbefohlenen bei den Regensburger Domspatzen* mit Johannes Braumeister und verzeichnet „547 Fälle mit hoher Plausibilität“ (20) physischer und sexualisierter Gewalt.¹⁸ Im selben Jahr veröffentlicht Probst *Von der Kirche missbraucht. Meine traumatische Kindheit im Internat der Regensburger Domspatzen und der furchtbare Skandal* (2017) im Riva Verlag.

16 Für weitere Informationen zum Begriff sexualisierte Gewalt(-widerfahrnis) vgl. Rieske et al. (2018): 4ff.

17 Auch in diesem Fall genügt eine Auswahl: Füller (2011); Tilmann (2011); Dror (2012); Miller/Oelkers (Hg.) (2014); Brachmann (2015); Füller (2015); Oelkers (2016); Brachmann (2019); Keupp et al. (Hg.) (2019).

18 Auch in diesem Fall seien beispielhaft einige Veröffentlichungen aufgeführt: Botros (2015); Weber/Baumeister (2019); Unabhängige Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs (Hg.) (2020).

7. Die Oszillation zwischen paratextueller Stigmatisierung und Selbstbemächtigung

Betrachtet man die Menge der Veröffentlichungen, welche auf die Aufdeckung folgt, stellt man fest, dass die Geschichte der Opfer von einem diskurssschweren Paratext begleitet wird; zur Erinnerung: Der Paratext unterteilt sich in den Peritext und den Epitext. Unter den Begriff Peritext fallen alle zum Buch gehörenden Nebentexte wie etwa Klappentext, Umschlagsgestaltung und Verlagsangabe; der Epitext umfasst Rezensionen, Interviews, Verfilmungen, also alle mit dem Primärtext verwandten, aber nicht im Rahmen des Buches enthaltenen Texte. Paratexte enthalten nach Gérard Genette

immer einen auktorialen oder vom Autor mehr oder weniger legitimierten Kommentar [und] bilden zwischen Text und Nicht-Text nicht bloß eine Zone des Übergangs, sondern der Transaktion [Hervorhebung im Original]: den geeigneten Schauplatz für eine Pragmatik und eine Strategie, ein Einwirken auf die Öffentlichkeit im gut oder schlecht verstandenen oder geleisteten Dienst einer besseren Rezeption des Textes (2019: 10).¹⁹

Die Vermutung, dass damit nicht zwingend die Interessen der Autor:innen gemeint sind, ist Teil der folgenden Untersuchung.

Die folgende Untersuchung beschäftigt sich vorwiegend mit der Wechselwirkung zwischen Paratext und Selbstzeugnis, genauer der Wechselwirkung zwischen Selbstzeugnis und Peritext, Selbstzeugnis und Epitext, aber auch dem Schaffen eines privaten Epitextes, der dem öffentlichen Epitext gegenübergestellt wird.

7.1 Der Umschlagrücken

Als erster Teil des Peritexts soll der Umschlagrücken gelesen werden. Die Farben aller drei Selbstzeugnisse befinden sich in unterschiedlicher Zusammensetzung im Spektrum rot, grau/schwarz, wodurch eine nüchterne Signalwirkung erzielt wird. Die Nennung der jeweiligen Verlage – Riva, Rowohlt und List (bzw. Ullstein) – lässt eine erste Erwartungshaltung entstehen. Der List Verlag wirbt mit dem „perfekte[n] Buchgeschenk für alle, die große Geschichten lieben.“²⁰ (Ullstein). Als traditionsreicher Verlag wird Rowohlt mit anspruchsvollerer Belletristik assoziiert. Der Riva Verlag listet hauptsächlich Lebensratgeber, handlungsorientierte Belletristik und schlagzeilenträchtige „Biografien & Schicksale“. Alexander J. Probsts Selbstzeugnis nennt „Daniel Bachmann“ als Mitverfasser.

Die Gestaltung der Titel auf dem Umschlagrücken ist unterschiedlich. Kampuschs *3096 Tage* ist kursiv gesetzt, ansonsten jedoch unauffällig. Bei Dehmers findet sich

¹⁹ „Ein Epitext ist jedes paratextuelle Element, das nicht materiell in ein und demselben Band als Anhang zum Text steht, sondern gewissermaßen im freien Raum zirkuliert, in einem virtuell unbegrenzten physikalischen oder sozialen Raum.“ (Genette 2019: 328) Dieser Epitext bietet Varianten und Interpretationen der Opferperspektive an, gegen die in den Selbstzeugnissen angeschrieben wird. Wie zu sehen sein wird, macht dieser Einfluss nicht am Peritext halt. Auch der Peritext, welcher sich „im Umfeld des Textes, innerhalb ein und desselben Bandes, wie der Titel oder das Vorwort, mitunter in den Zwischenräumen des Textes, wie die Kapitelüberschriften oder manche Anmerkungen“ (ebd.: 12) befindet, nimmt an diesem Diskurs teil.

²⁰ <https://www.ullstein-buchverlage.de/verlage/list.html> (24.03.2021).

eine dokumentarisch anmutende Schreibmaschinenschriftart. *Von der Kirche Missbraucht* ist durch eine größere Schrift vom Autorenamen abgesetzt, wobei „Kirche missbraucht“ noch einmal vergrößert wurde. Die Schriftfarbe weist eine noch nicht näher bestimmbare Struktur auf.

Kampuschs Titel ist neutral und romanähnlich, wohingegen die Titel von Dehmers und Probst stark konnotiert sind: Dehmers *Wie laut soll ich denn noch schreien?* sendet einen fordernden Appell an die Leserschaft, hält aber den Grund des Schreiens zurück. Probsts Selbstzeugnis formuliert einen Vorwurf an die Kirche als moralisch agierende Institution.

Der Name Kampuschs ist im Vergleich zu den anderen größer gedruckt und fungiert damit als Hauptwerbung. Auch Dehmers Name scheint durch die mediale Berichterstattung und das Erscheinen des Selbstzeugnisses nach dem Gang an die Öffentlichkeit 2010 auszureichen, zumindest in Verbindung mit dem Appell und der Autorität des Verlags selbst. Neben Alexander J. Probst erscheint der Zusatz „mit Daniel Bachmann“; letzterer ist als Krimi- und Drehbuchautor, vor allem jedoch als Ghostwriter bekannt, der „außergewöhnliches Schicksal [...] mit Herzblut und Können [in] erfolgreiche Biographien und Memoirs“²¹ verwandelt. Dies lässt zwei Vermutungen zu: Einerseits kann die Nennung die *corporate identity* des Verlags unterstützen, andererseits muss eine Aktivierung der Leserschaft gegenüber dem Schweigegepanzer der Kirche stattfinden, die die öffentliche Aufarbeitung nachweislich behindert.

7.2 Die Umschlagsvorderseite

Die Vorderseite des Schutzumschlags – ebenfalls Peritext – von *3096 Tage* wird von zwei Aspekten dominiert: Im Gegensatz zum typographisch nur durch Kursivierung hervorgehobenen Titel übt der Name der Verfasserin durch den Druck in roten Großbuchstaben eine doppelte Signalwirkung aus. Der Name übernimmt damit nahezu die Rolle des Titels, ein Eindruck, der durch das seitenfüllende Porträt Kampuschs verstärkt wird. Dem Anspruch folgend, die Deutungshoheit bewahren zu wollen, präsentiert dieses Porträt eine selbstbewusste Gestalt, deren Blick sich auf die Leserschaft richtet und in der hellen Gestaltung die Erwähnung des Missbrauchs vermeidet.

Jürgen Dehmers Schutzumschlagsvorderseite erfordert einen größeren Informationsgehalt, folgt aber weiterhin einem dokumentarischen Stil. Die Signalwirkung wird hier hauptsächlich durch den Titel erzeugt, dessen rote Schriftfarbe sich zusätzlich durch eine den Titel umrandende Unschärfe als „stiller Schrei“ vom schwarz-weißen Hintergrund abhebt. Das Ich des Titels wird durch die Position zwischen „Jürgen Dehmers“ und dem Untertitel *Die Odenwaldschule und der sexuelle Missbrauch* mit dem Verfasser identifiziert und mit dem Missbrauch verbunden. Zeitlich wird auch die reformpädagogische Modellschule mit dem Missbrauch identifiziert. Der Untertitel relativiert den Appell des Titels und impliziert eine differenzierte Betrachtung des Verhältnisses zwischen Odenwaldschule und Missbrauch. Das Hintergrundbild führt den Aufklärungsanspruch fort; das anonymisierte Opfer repräsentiert synekdochisch eine unbekannte Anzahl an Opfern. Dennoch evoziert die Unschärfe vordergründig Ohnmacht; die Opfer bleiben aus bislang unbekanntem Gründen hinter einem typographischen Zaun und damit dem verzerrten Blick der Leserschaft verborgen. Dass sowohl List als

²¹ <https://danieloliverbachmann.de> (24.3.2022).

auch Rowohlts einen Schutzumschlag wählen, lässt sich auf verlegerische Selbstdarstellung und die Anspruchshaltung der Verlage zurückführen.

In Probsts Selbstzeugnis werden die titelzentrierten, typographischen Verhältnisse des Umschlagrückens auf der Umschlagsvorderseite weiter zugunsten des Titels angepasst: Dieser ist nochmal vergrößert und vertikal zentriert. Neben dem Titel dominiert das Porträt des Opfers die Vorderseite; anders als bei Kampusch vermittelt dieses keine selbstbewusste Haltung. In unschuldiger Haltung – im Gewand des Klosterschülers – scheint der Junge Probst zwischen der mauerhaft gebrochenen Schrift des Titels und der realen Mauer hinter ihm gefangen. Die gebrochene Struktur evoziert einerseits die Gebrochenheit des Kindes und andererseits eine Schweigemauer zwischen Internat und Öffentlichkeit. Der Verlagsschwerpunkt „Schicksale“ lässt keine differenzierte Betrachtung erwarten; folglich wird der schlagzeilenhafte Titel durch das dem Sensationsjournalismus entlehnte Register verstärkt.²² Der Appell an die Leserschaft verbindet sich im Untertitel emphatisch im Sinne der verkaufsorientierten Leserlenkung mit einer „traumatische[n] Kindheit“ und gipfelt im „furchtbare[n] Skandal“.

7.3 Die Umschlagsrückseite und Klappentext

Die Schutzumschlagrückseite von *3096 Tage* wird in einer Fortführung der in den vorherigen Peritexten beschriebenen Perspektive durch ein programmatisches Zitat Kampuschs eingeleitet: „Ich fühle mich nun stark genug, die ganze Geschichte meiner Entführung zu erzählen.“ An dieser Stelle kommt es zur ersten Diskrepanz zwischen ihrer Aussage und dem verlegerischen Text, der sich des Registers des Sensationsjournalismus bedient.²³

Natascha Kampusch erlitt das schrecklichste Schicksal, das einem Kind zustoßen kann: Am 2. März 1998 wurde sie im Alter von zehn Jahren auf dem Schulweg entführt. Ihr Peiniger, der Nachrichtentechniker Wolfgang Priklopil, hielt sie in einem Kellerverlies gefangen – 3096 Tage lang. Am 23. August 2006 gelang ihr aus eigener Kraft die Flucht. Priklopil nahm sich noch am selben Tag das Leben.

Jetzt spricht Natascha Kampusch zum ersten Mal offen über die Entführung, die Zeit der Gefangenschaft, ihre Beziehung zum Täter und darüber, wie es ihr gelang, der Hölle zu entkommen.

Schlaglichtartig beleuchtet der Text die Rahmenpunkte der Entführung und positioniert Kampusch als Opfer; nur in der Erwähnung „aus eigener Kraft“ findet sich noch ein entstigmatisierendes Element. Dass erst im Klappentext detailliertere Informationen zum Geschehen folgen, verdeutlicht die Voraussetzung einer Vertrautheit mit dem Fall

²² Rieske et al. zufolge sind „Risikofaktoren relationale Phänomene“ (2018: 8). So ist die körperliche Unterlegenheit eines Kindes erst dann ein Risikofaktor, wenn sie durch das Kraft- und Machtungleichgewicht zu einer erwachsenen Person ausgenutzt wird (vgl. ebd.: 8).

²³ Alle Unterstreichungen in den folgenden Blockzitaten stammen vom Verfasser dieses Beitrags und dienen der Kenntlichmachung relevanter Phrasen sowie Passagen.

auf Seiten der Leserschaft. Eine Kontextualisierung abseits der oben erwähnten Rahmenpunkte ist nicht nötig; der Klappentext kann sich damit direkt der atmosphärischen Darstellung der Entführungssituation widmen:

Als sie am frühen Morgen des 2. März 1998 auf dem Weg zur Schule von einem Mann in einen weißen Lieferwagen gezerrt wird, glaubt sie, bald sterben zu müssen. Stunden später liegt die Zehnjährige eingewickelt in einer Decke, auf dem kalten Fußboden im Keller eines Einfamilienhauses. Um sie herum herrscht absolute Dunkelheit, die Luft ist schal und stickig. Hier, in dem nur knapp fünf Quadratmeter großen Verlies, wird Natascha Kampusch die nächsten achteinhalf Jahre leben. Wolfgang Priklopil ist der einzige Mensch, dem sie sich anvertrauen kann. Sie wird von ihm misshandelt, gedemütigt, gepeinigt und unterdrückt. Erst im Sommer 2006 gelingt ihr die Flucht, die sie vom ersten Tag ihrer Entführung an plant.

Heute erst fühlt sich Natascha Kampusch stark genug, ihre eigene Sicht der Geschehnisse zu schildern. Offen und schonungslos berichtet sie von ihrer schwierigen Kindheit, der Gefangenschaft, den körperlichen und seelischen Misshandlungen. Aber sie beschreibt auch, wie sie in dieser ausweglosen Situation lernte, den Verbrecher in Schach zu halten. Es ist die Geschichte einer Kämpferin, die Unvorstellbares durchhielt und sich nie brechen lies.

Redundante Wortfolgen wie „absolute Dunkelheit“, „schal und stickig“, „misshandelt, gedemütigt, gepeinigt und unterdrückt“, „schonungslos“ und „ausweglosen Situation“ konkurrieren mit der „Geschichte einer Kämpferin, die Unvorstellbares durchhielt und sich nie brechen lies“. Die letztere, von Kampusch seit 2006 vertretene Haltung, steht den Verkaufsargumenten des verlegerischen Peritexts gegenüber. Indem Kampusch als Opfer nicht nur des Täters, sondern auch familiärer Verhältnisse dargestellt wird, appelliert der Verlag an die emotionale Reaktion der Leser:innen. Der Peritext oszilliert damit zwischen Stigmatisierung und Heroisierung.

Der Klappentext nennt zum ersten Mal die Namen der Mitverfasserinnen, „Heike Gronemeier“ und „Corinna Milborn“: Gronemeier ist als „Ghostwriterin und Lektorin freiberuflich tätig“ und wird sowohl beim Beck-Verlag als auch bei Penguin Random House geführt. „Corinna Milborn“, ihrerseits „Politikwissenschaftlerin, Buchautorin und Journalistin“, nimmt als öffentlichkeitswirksame Moderatorin stets am österreichischen politischen Zeitgeschehen teil. Beide Namen betonen damit die Seriosität des Selbstzeugnisses, aber auch dessen zeitgeschichtliche Bedeutung. Typographisch bleibt Kampusch die zentrale Figur: die Schriftgröße ihrer Beschreibung dominiert den Klappentext.

Die Schutzumschlagrückseite bei Dehmers setzt den bisherigen Peritext stilistisch fort. Trotz der typographischen Kohärenz gibt jedoch auch hier der rückseitige Text die Neutralität auf.

----- ENDLICH:
JÜRGEN DEHMERS BERICHTET AUS
EIGENER ERFAHRUNG, WAS IN
DER ODENWALDSCHULE WIRKLICH
GESCHAH. -----

*SEIN ERSCHÜTTERNDES FAZIT:
„ES WAR NICHT SO, WIE ES IN
DER ZEITUNG STEHT, ES WAR
VIEL SCHLIMMER ...“ – – – – –*

Die Identifikation von Verfasser und Opfer wird hier vervollständigt; in Verbindung mit den hervorgehobenen Phrasen ruft der personalisierte Appell eine gegenüber dem Titel nochmals verstärkte emotionale Reaktion der Leserschaft hervor; zugleich fordert das abgebrochene Zitat auch typographisch zum Weiterlesen auf. Es scheint somit, als sei zunächst einmal vor allem die (Schutz-)Umschlagsrückseite ein Schauplatz verlegerischer Verkaufsargumente.

Wie bereits bei Kampusch ähnelt der Klappentext einem diskurslinguistisch agonalen Zentrum, in dem der Kampf zwischen Verfasser:innen und Verlag ausgefochten wird. Mit Verweis auf die „pädagogische[] Modellschule“ oder „hochgelobte[] Reformschule“ wird die Veröffentlichung des Selbstzeugnisses zeitkritisch begründet; dass diese beiden Phrasen von „sexuelle Übergriffe“ und „sexuelle Missbrauch“ begleitet werden, untergräbt den Anspruch der Schule. Moralisch wird die Veröffentlichung damit begründet, dass „mehr als ein Dutzend Lehrer und Erzieher zu den Tätern gehören“; in Verbindung damit erneuert das „ich“ des Titels, Jürgen Dehmers, den Appell zur Gesamtaufklärung.

Der nun eindeutig als Opfer identifizierbare Verfasser trifft auf den Peritext. Dehmers ist im verlegerischen Sensationsregister oder „Aufklärungskrimi“ ein Opfer „massiver Traumatisierungen und ideologischer Gehirnwäsche“ mit „schrecklichen Erlebnissen“ und „unheilbare[n] Verletzungen“, zugleich aber „Initiator der Aufklärung“, der „trotz“ dieser Zustände „die Täter und ihre Helfer“ anklagt und „demaskiert“.

Jedes Segment des Peritexts bietet neue Informationen, welche die Leserschaft zum Weiterlesen motivieren sollen; folglich enthält –im Stile eines Krimis – das letzte Segment ein Aufeinandertreffen der Protagonisten.

*„Jürgen Dehmers“
ist das Alter Ego eines Autors, der als Schüler in den 80er Jahren die Odenwaldschule besuchte und dort eines der Opfer des Schulleiters Gerold Becker wurde. Seit über einem Jahrzehnt versucht er, die Täter, Mittäter, Schweiger und Vertuscher mit ihren Verbrechen zu konfrontieren. Im Jahr 2010 gelang ihm die weitreichende Vernetzung der Betroffenen, und er findet endlich bei einer breiten Öffentlichkeit Gehör.*

*„Unser Mann des Jahres 2010.“
Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*

Ein „unbekannter Rächer“ unter dem Namen „Jürgen Dehmers“ trifft auf „Gerold Becker“ und andere „Täter, Mittäter, Schweiger und Vertuscher“. Der Täter Gerold Becker wird vom Namen des Opfers und der renommierten FAZ umzingelt. Wie die Mitverfasserinnen bei Kampusch befreit auch die FAZ das Selbstzeugnis vom Vorwurf des Sensationsjournalismus und verweist auf die kulturpolitische Bedeutung der Veröffentlichung.

Hervorzuheben ist die fortwährende Stärkung des Opfers. Während Schutzumschlagsrücken und Schutzumschlagsvorderseite die Identität von Opfer und „ich“ nur andeuten, entwickelt der Klappentext den Bericht „aus eigener Erfahrung“ und Dehmers zum „Initiator der Aufklärung“, dem am Ende die weitreichende Vernetzung der Betroffenen“ gelingt, wodurch er zum „Mann des Jahres 2010“ wird.

Während das Selbstzeugnis von Jürgen Dehmers zwischen Dokumentation und Krimi oszilliert, positioniert sich die Umschlagsrückseite bei Probst eindeutig.

Alexander J. Probst erleidet im katholischen Internat der weltberühmten Regensburger Domspatzen das schrecklichste Schicksal, das einem Kind zustoßen kann: Im Alter von nur acht Jahren wird er blutig geschlagen, gequält, später unzählige Male sexuell missbraucht. Mit in der Verantwortung: Domkapellmeister Georg Ratzinger, Bruder des späteren Papst Benedikt XVI. Erst als sich Alexander mit elf Jahren seinem Vater offenbart, wird er befreit.

Lange Jahre unterdrückt er das erlittene Trauma, doch kurz vor seinem 50. Geburtstag bricht er zusammen. Er beschließt, Gerechtigkeit zu fordern. Wieder muss er ein Trauma erleiden - dieses Mal durch Leugnung und Verunglimpfung. Doch Alexander J. Probst gibt nicht auf. Er gründet die „Gesellschaft gegen das Vergessen“ und das „Missbrauchsarchiv“, damit sich immer mehr Betroffene hilfesuchend an ihn wenden können, und zwingt die Kirche an den runden Tisch.

Als erstes Opfer enthüllt er in diesem Buch seine komplette Leidensgeschichte mit all ihren Auswirkungen. Schonungslos und aufrüttelnd wirft er Licht auf den ganzen Skandal, der zwischen 1953 und 1992 über 400 junge Leben zerstört hat.

Die beiden Superlative „weltberühmten“ und „schrecklichste“ stehen einander gegenüber und zwischen ihnen erneut das Kind; parataktische Satzgefüge erhöhen das Tempo. Im Verlauf des ersten Absatzes weitet sich der Skandal geographisch vom Internat zu den Domspatzen über zu Georg Ratzinger bis hin zu dessen Bruder Papst Benedikt XVI. im Vatikan aus. Neben dem Namen „Ratzinger“ führt auch der zweite Absatz leseraktivierende Schlagworte wie „Trauma“, einen psychischen Zusammenbruch, „Leugnung und Verunglimpfung“, „Leidensgeschichte“, „Schonungslos und aufrüttelnd“ und „Skandal“. Ähnlich wie zuvor Kampusch und Dehmers wird der Protagonist entgegen der Erwartung nicht durch die Akkumulation aversiver Ereignisse eingeschüchtert; stattdessen stellt sich der erwachsene Probst der Institution und kehrt die auf Umschlagsrücken und -vorderseite dargestellten Machtverhältnisse.

Jedes der Selbstzeugnisse enthält damit ein vom (Schutz-)Umschlagsrücken bis Klappentext durchgehaltenes Narrativ. Bereits der „*Umschlagrücken* [Hervorhebung im Original], ein schmaler aber strategisch natürlich wichtiger Raum“ (Genette 2019: 32) ist an die jeweiligen „corporate identity“ der Verlage angelehnt und leitet eine nicht unwesentliche Leserlenkung ein. Alle drei Selbstzeugnisse oszillieren dabei zwischen Selbstbemächtigung und verlegerischem Peritext; das jeweils unterschiedliche Ausmaß der Stigmatisierung der Verfasser:innen scheint in gewissem Maß vom medialen Epitext bestimmt. Kampuschs Selbstzeugnis vermittelt *agency* in der Darstellung einer selbstbewussten und vom Epi- sowie Peritext unabhängigen Person; da ihr Name genug

Verkaufsargumente schafft, muss der Peritext nur atmosphärisch an die Leserschaft appellieren. Dehmers wird neben dem verlegerischen Aufklärungsanspruch durch die narrative Bemächtigung zum Gegenspieler aufgebaut; der dokumentarische Anspruch kann durch die weitreichenden Aufklärungskampagnen infolge der Verflechtungen zwischen der Bildungspolitik und Gerold Becker gewahrt werden. Alexander J. Probst tritt in einer Entwicklung vom unschuldigen Kind zum starken Erwachsenen dem institutionellen, kirchlichen Missbrauch alleine entgegen; der reißerische Peritext ist dabei notwendig, um auf den Missbrauch aufmerksam zu machen und den Schweigepanzer der Kirche zu durchbrechen.

8. Semantische und narrative Aspekte der Selbstbemächtigung

Auch wenn der Aspekt der Selbstbemächtigung gegen mediale Diskurse, die dem Epitext angehören, und den verlegerischen Peritext weiterhin den Schwerpunkt der folgenden Vertiefung am Text bilden, ergeben sich aus den bisherigen Beobachtungen weitere Fragen: Inwiefern nimmt der Kontext Einfluss auf die untersuchten Selbstzeugnisse? Werden die Narrative der Selbstzeugnisse durch normative Genderstereotype beeinflusst?

Natascha Kampusch stellt ihrem Selbstzeugnis ein Zitat aus Judith Hermans Standardwerk *Die Narben der Gewalt. Traumatische Erfahrungen verstehen und überwinden* (1992) voran und leitet damit die Selbstbemächtigung ein. Kampusch macht sich eine Analyse ihrer psychischen Disposition zu eigen und relativiert damit die von medialer Seite angebotenen Deutungen.

Die Lektüre Hermans spiegelt sich in Kampuschs retrospektiv vorgenommener Reflexion wider. Hermans Beschreibung, nach welcher sich, „[w]enn Vater oder Mutter [...] die Individualität und Würde des Kindes in gewissem Rahmen anerkennen, [...] das Kind geliebt und respektiert“ fühlt, wohingegen es bei Vernachlässigung zum Verlust der „Kontrolle über die Körperfunktionen“ (Herman 2018: 64) kommt, wird im ersten Kapitel Kampuschs aufgegriffen. Sie spricht von „einer Welt, die keine Gefühle zulässt“ (Kampusch 2010: 19), „eine[r] Phase in meiner Kindheit, in der [...] [a]us einer selbstbewussten kleinen Person [...] nach und nach ein unsicheres Mädchen“ (ebd.: 25) wurde, dessen „Bettnässen [...] mein Leben beeinträchtigte“ (ebd.: 27) und das von „eine[r] alltägliche[n] Form von Gewalt“ begleitet wurde, die „mein Selbstwertgefühl langsam zerstörte.“ (ebd.: 30). Statt jedoch die Folgen solcher Vernachlässigung in den Vordergrund zu rücken, entwickelt Kampusch daraus eine „Härte“, die mir „wahrscheinlich das Leben gerettet“ (ebd.: 36) hat.

Die an dieses Kapitel anschließende Entführungsszene weist deutliche Parallelen zur Anamnese einer Dissoziation von heißem und kaltem Gedächtnis auf. In Anlehnung daran schreibt Kampusch, dass „[d]er Boden, auf dem die eigene Persönlichkeit steht, [...] einen Riss“ (ebd.: 53) bekommt und „alles in [ihr] ein einziger Schrei“ (ebd.: 46) gewesen sei. Passagen, nach denen sie nach „wenigen Tagen mit meinem Entführer in meinem Gefängnis saß und Halma, Mühle und Mensch ärgere Dich nicht spielte“ (ebd.: 68), beweisen psychologisches Verständnis für ein Phänomen, das als „doubling“ (Fischer 2003: 255) bezeichnet wird. „Die Persönlichkeit [der Täter] dissoziiert in zwei relative autonome Teilbereiche, die untereinander eine höchst dialektische Beziehung aufrechterhalten“ (ebd.; vgl. Herman 2018: 87).

In anderen Bereichen findet die Selbstbemächtigung durch die Auswahl, Struktur und Präsentation von Informationen statt. Obwohl Kampusch eine Liste von Entführungsfällen im selben Zeitraum im deutschsprachigen Raum anführt, ist insbesondere die Darstellung des Falles Marc Dutroux aus dem belgischen Raum auffällig (vgl. Kampusch 2010: 37 ff.). Eines seiner Opfer, Sabine Dardenne, veröffentlicht im Jahr 2004 ein Selbstzeugnis über die Entführung: *Ihm in die Augen sehen – Meine verlorene Kindheit*. Auch wenn es nicht erwähnt wird, lässt Kampuschs akribische Auflistung von Entführungen in Deutschland und auch die Beschäftigung mit dem Fall Dutroux die Vermutung zu, dass es ihr bekannt war. Zudem beschreibt sie den medialen Umgang mit Dardenne ausführlich: Dardenne sei im Gegensatz zu ihr selbst nur „wütend“, so dass sie sich „in Sabine Dardenne nicht wiederfand.“ (ebd.: 209). Die Ausparung dieses Selbstzeugnisses sichert Kampusch in der deutschsprachigen Rezeption die Vorreiterstellung in der Entstigmatisierung der Opferperspektive.

Ähnlich souverän beschreibt sie sich auch während der ersten Vernehmung. Die dabei anwesende Polizistin bricht ihr Schweigeversprechen bereits kurz nach der Vernehmung: „Es tat ihr furchtbar leid, aber wie alle war sie mit der Situation überfordert.“ (ebd.: 270). Die Autorität, mit der Kampusch in Interviews kurz nach der Befreiung über die Geschichte verfügt und das Selbstbewusstsein sowie der Anspruch, mit dem sie ihr Selbstzeugnis verfasst, impliziert, dass sie sich aus der Zuschreibung „alle“ ausnimmt.

Dem Bericht über familiäre Probleme und die physische – hier zitiert sie zu Hunger und körperlichen Verletzungen aus ihrem Tagebuch (vgl. ebd.: 205 f.; 225 ff.; 255 f.) – sowie psychische Folter – „Der Täter ließ während meiner ersten Tage im Verlies rund um die Uhr das Licht brennen“ (ebd.: 63); „Der Täter konnte nun ohne Vorwarnung einfach in mein ‚Leben‘ hineinhören“ (ebd.: 114) – sowie der von Herman beschriebenen „überwältigenden Macht“ des Missbrauchs steht ein selbstbewusstes Selbstzeugnis entgegen, dessen Geschehnisse „nicht leicht zu erklären“ (ebd.: 188) seien.

Kampusch jedoch beweist sich und dem Epi- bzw. Peritext, dass sie erklärbar sind; sie gewinnt die Deutungshoheit über die Geschehnisse und folgt ihrer Ankündigung, ein Buch darüber schreiben zu wollen. Auch über den Täter, dessen Wunsch, „ihn ‚Mastro‘ zu nennen“, sie widerstanden habe, sagt sie, dass er „aber auch in gewisser Weise von mir abhängig war.“ (ebd.: 123). Sie schreibt mit *3096 Tage* gegen die öffentliche Stigmatisierung als Opfer an; bewusst bezeichnet sie dabei den „Entführer“ als nicht „nur gut und nur böse“, auch wenn dies „Sätze [seien], die man von einem Entführungsoffer nicht gerne hört“ (ebd.: 175) und behält sich dabei die Kontrolle über jegliche Informationen bezüglich eines tatsächlichen sexuellen Missbrauchs (vgl. ebd.: 187). An anderer Stelle weist sie den medialen Vorwurf des Stockholm-Syndroms zurück, indem sie die Umstände des Banküberfalls in Stockholm 1973 detailliert darlegt und Unterschiede betont (ebd.: 192 f.). Sie schließt ihr Selbstzeugnis, indem sie die erfolgreiche Bewältigung der Vergangenheit konstatiert: „Und diese Freiheit beginnt erst jetzt, vier Jahre nach dem 23. August 2006. Erst jetzt kann ich mit diesen Zeilen einen Schlussstrich ziehen und wirklich sagen: Ich bin frei.“ (ebd.: 284).

Im Sinne der historischen Betrachtung sowie der auffälligen inhaltlichen und strukturellen Parallelen kann Dardennes sechs Jahre zuvor erschienenes Selbstzeugnis *Ihm in die Augen sehen* als Hypotext bezeichnet werden. Ihr Narrativ beginnt mit der Entführung 1996 und endet nach dem Gerichtsprozess 2004. Dardenne beschreibt dabei

das dissoziative Erleben der Entführung (Dardenne 2004: 24); die auf sie folgenden Selbstzeugnisse unterscheiden sich davon insofern, als sich Dardenne psychotherapeutischer Behandlung verweigert und Selbstdeutungen ablehnt (ebd.: 200). Im der Entführung gewidmeten Teil beschreibt sie zwar die physische und psychische Folter (ebd.: 34 ff.), bietet mit der Aussparung von Einzelheiten der sexualisierten Gewalt jedoch eine Vorlage für Kampuschs Aussparungen.

Zu keinem Zeitpunkt durchschaut sie das von Dutroux konsequent aufrechterhaltene Netzwerkszenario, in welchem er selbst im Sinne des *doubling* als Retter fungiert (vgl. ebd.: 39 f., 44, 49 f., 143 f.); Kampusch schreibt sich demgegenüber eine überlegene Position zu. Eine weitere Parallele findet sich in der Isolation beider Opfer. Dutroux erzeugt erfolgreich Schuldgefühle bei Dardenne, die sich in ihren nie versandten Briefen an die Eltern eine Mitschuld durch schlechtes Verhalten gibt (ebd.: 49). Während Kampusch sich bereits vor der Entführung als ungeliebt fühlt, finden sich ähnliche Passagen bei Dardenne erst nach der Befreiung. Schon bei Dardenne ist ihre „Oma [...] meine Stärke, der felsenfeste Beweis dafür, dass ich bedingungslos geliebt wurde“ (ebd.: 185), wohingegen „seit meiner frühesten Kindheit zwischen meiner Mutter und mir [eine Distanz] herrschte.“ (ebd.: 214).

In diesem zweiten Teil des Narrativs treten Aspekte der Selbstbemächtigung gehäuft auf. Ihre Forderung nach Nahrungsmitteln führt zur Anerkennung „einer für mein Alter erstaunlichen Stärke“ durch die „Untersuchungsbeamten“ (ebd.: 171); Kampusch wird später nicht auf die Anerkennung angewiesen sein, sondern die Schwäche der Exekutive hervorheben. Auch diese Passagen sind allerdings möglicherweise von Dardenne beeinflusst.²⁴

Bereits Dardenne sieht sich als „Opfer der Paparazzi und all dieser Leute“ (ebd.: 210), die „ein menschliches Wrack [...] erwarteten“ (ebd.: 180) und ihr sogar die Deutungshoheit vor Gericht absprechen wollen, mit dem Argument, sie „sei ständig betäubt gewesen [...] und könne [s]ich wahrscheinlich an nichts erinnern.“ (ebd.: 237). Gegen diesen Epitext – „Schriftsteller und Journalisten hatten bereits mehr als fünfzehn Bücher darüber geschrieben“ (ebd.: 240) – präsentiert sich ihr Selbstzeugnis zunehmend als eigene Wahrheit, bis sie schließlich während der Verhandlung ohne zu warten „bis der Präsident nach mir rief“ „entschlossenen Schrittes“ (ebd.: 257) zur Zeugenaussage antritt. Archetypisch für die nachfolgenden Selbstzeugnisse löst Dardenne damit den Anspruch ein, „alle „verschiedenen Teile dieses gigantischen und dunklen Puzzles [...] in meinem Gedächtnis [zu] sortieren. Auf eine definitive und endgültige Art und Weise. Einfach ein Buch in meinem Regal.“ (ebd.: 276).

Jürgen Dehmers' Selbstzeugnis weist bereits im Inhaltsverzeichnis einen anderen Schwerpunkt auf. Während *3096 Tage* von der Entführung bestimmt wird, befassen sich bei Dehmers zwei Drittel mit der Aufarbeitung; auch die Ambiguität der Widmung „Meinen Geschwistern | denen die sprechen und denen die schweigen | den Lebenden und den Toten“ richtet sich nicht nur an die Opfer, sondern auch an den Täter Gerold Becker, der 2010 verstarb und ebenso wie andere Täter:innen nicht mehr belangt werden konnte.

24 „Wie alle habe ich die Einzelheiten über seinen lächerlichen Fluchtversuch in der Presse nachgelesen. [...] Er hatte einen Gendarmen niedergeschlagen, einen anderen angerempelt und dessen Dienstwaffe an sich genommen [...]. [...] Es war ein Waldhüter, der ihn geschnappt hatte! [...] Natürlich dachte ich mir: „Wenn sie nicht in der Lage sind, ihn besser bewachen zu lassen, werden wir Schwierigkeiten haben, den Fall abzuschließen!“ (Dardenne 2004: 206).

Ähnlich wie Kampusch expliziert Dehmers die Funktion des Schreibens:

Wozu noch ein Buch über die Odenwaldschule? Es haben alle berichtet. Alle? Alle! [...] Focus, Stern, Frankfurter Rundschau, taz, Spiegel, Die Zeit, Frankfurter Allgemeine Zeitung, die Süddeutsche, [...]. Die Idee, ein Buch über die Causa Odenwaldschule zu schreiben, hatte ich schon lange, ich will die Geschichte aufgeschrieben haben. Wirklichkeitskonstruktion via Schrift auf Papier. Es ist mir wichtig, die Definitionsmacht über meine Erlebnisse zu behalten. Was geschrieben steht, existiert [Hervorhebung im Original] (Dehmers 2011: 11f.).

Auch Dehmers berichtet stets retrospektiv reflektierend von den Ereignissen und thematisiert seine eigene Traumatherapie nach der EMDR-Methode an verschiedenen Stellen (vgl. ebd.: 193 ff.). Die erste Beschreibung des Missbrauchs erinnert an die Entführungssituation bei Kampusch und ist psychologisch informiert: „Ich erstarrte, ich bekam einen Adrenalinausstoß, der sich wie ein Stromschlag im ganzen Körper verteilte. Ich dachte nichts und alles gleichzeitig. Wollte ich weglaufen? Wollte ich mich wehren?“ (ebd.: 50). Die dissoziative Erfahrung wird im Anschluss durch eine Selbstdeutung fachlich kontextualisiert; damit schafft Dehmers auch eine Distanz zwischen sich und dem Ereignis: „Das menschliche Gehirn spaltet Erlebnisse traumatischer Qualität einfach ab. Dissoziation. Überlebensmechanismus. [...] Weder konnte mein Gedächtnis die Information zur Verfügung stellen noch mein Sprachzentrum auf die dissoziierten Erlebnisse zugreifen.“ (ebd.: 58).

Auch das Wiedererleben der beschriebenen Erfahrung wirkt informiert, etwa durch den von Fischer nach Terr definierten späteren „Äußerungsmöglichkeiten [zu] Kindheitstraumata“, von denen eines „Wiederkehrende, sich aufdrängende Erinnerungen [beschreibt.] Neben visuellem Wiedererleben als häufigster Form kommen auch taktile und akustische Erinnerungen oder Gerüche vor. [Kursivierung im Original]“ (Fischer 2003: 273). So heißt es bei Dehmers: „Mein Puls schlug höher, ich begann zu schwitzen, Adrenalin schoss durch meine Adern. Ich hatte sofort wieder ein Gespür für die Gefahr, die von Becker ausging. Ich hatte sofort wieder Bilder in meinem Kopf von meinen Erlebnissen mit ihm.“ (2011: 7).

Während Kampuschs aversive Erfahrung in der Begegnung mit einem Einzeltäter stattfindet, ist es bei Dehmers die Auseinandersetzung mit einer scheinbar übermächtigen, ideologisch aufgeladenen Institution. Dehmers baut Becker als „eine[n] der bedeutendsten Pädagogen der Bundesrepublik“ (ebd.: 8) auf, der „auf perfide Weise [...] Mitarbeiter[] [einstellte], die [...] von ihm abhängig waren“ (ebd.: 55) und unter dessen Führung Schüler:innen „besonders heftig gequält wurden, [u]m ihrem Familienoberhaupt ein besonders eindrucksvolles Erlebnis zu verschaffen.“ (ebd.: 37).²⁵ Im Verlauf des Selbstzeugnisses dekonstruiert er jedoch sowohl Becker als auch die Odenwaldschule. Deren reformpädagogischer und freiheitlicher Anspruch sei durch die Wahl der Klientel untergraben worden und habe lediglich als Deckmantel zum Missbrauch gedient: „Die Odenwaldschule war ja kein Spiegel der Gesellschaft. Es kamen die von

²⁵ Die zuletzt zitierte Passage bezieht sich nicht auf eine Situation, bei der Becker anwesend war; das Selbstzeugnis berichtet von solchen Situationen jedoch an anderer Stelle.

ganz oben und die von ziemlich weit unten. Die Mitte fehlte weitgehend.“ (ebd. 33).²⁶ Stattdessen „[bekamen] hier Schüler zum Abitur Sportwagen aus Stuttgart-Zuffenhausen geschenkt“ (ebd.: 25); er konstatiert: „Ich kann mich an kein einziges Gespräch erinnern, das die sozialen Kasten zum Thema hatte.“ (ebd. 33) Als „Initiator der Aufklärung“ konfrontiert Dehmers ein bildungspolitisches System, das „nicht mit uns gerechnet“ (ebd. 8) hat. Wichtig wäre hierbei zu erwähnen, dass an der Odenwaldschule nicht nur Männer, sondern auch Frauen zu Täter:innen wurden; „Täterschaft wird allgemein als vergeschlechtlicht gedacht, und zwar als männlich.“ (Rieske et al. 2018: 20).²⁷

Im vielleicht persönlichsten Aspekt der Selbstbemächtigung betont Dehmers ähnlich wie die Opfer des Holocaust die eigene körperliche Stärke und vergleicht den Aufarbeitungsprozess mit einem Triathlon. Das Selbstzeugnis beginnt mit der Beschreibung eines „Ironman-Triathlon“ 1995 in einem der „schwierigsten Wettkämpfe“, den Dehmers trotz „eine[s] Krampf[es] im Oberschenkel“ mit „entspannte[m] Gesicht“ beendet (ebd.: 9). Parallel dazu beginnt die Aufarbeitung 1998. Ähnliche Parallelführungen tauchen wiederholt an kritischen Stellen auf (vgl. ebd. 163 ff.). Zwei Aspekte dürfen bei der Lektüre solcher Parallelführungen nicht außer Acht gelassen werden: Der Triathlon fungiert gleichzeitig als Bewältigung der traumainduzierten Alkohol- und Medikamentensucht; Alkohol dient durch die Genderstereotype, denen Männer als Opfer ausgesetzt sind, häufig als bevorzugtes Mittel anstelle „der Konfrontation und Bearbeitung“ (Rieske et al. 2018: 22); auch wenn dies zunächst nicht intuitiv erscheint, darf hier – wie bei Probst – die Traumaerfahrung als nicht weniger existentiell bedrohlich angenommen werden als bei Opfern des Holocaust. Dies gründet sich in der höchst subjektiven und nicht vergleichbaren Erfahrung eines Traumas.

Dehmers, der die Aufklärung selbst einleitet, kann dadurch auch dem medialen Epitext einen eigenen Epitext entgegenstellen; so ist das Selbstzeugnis von Mailverläufen, Zeitungsartikeln und SMS durchzogen. Wie es beginnt, so endet auch Dehmers Selbstzeugnis in einer narrativen Parallele zu Kampusch: „Die Vergangenheit war in diesem Moment – fast vorbei.“ (Dehmers 2011: 319). Das Ziel wird im Augenblick der Niederschrift des Selbstzeugnisses erreicht; die Vergangenheit wird als bewältigbar präsentiert.

Alexander J. Probst nimmt in seinem Selbstzeugnis keine zeitliche Zweiteilung in Vorgeschichte/Entführung bzw. Missbrauch/Aufarbeitung vor. Stattdessen laufen beide Erzählstränge parallel und werden typographisch unterschieden: Der Erzählstrang der Vergangenheit beginnt mit dem Eintritt in die Schule, ausgelöst durch eine familiäre Vernachlässigung durch die Schwiegermutter und ist im Romanstil in der Serifenschrift Times New Roman verfasst. Der Zeitraum ab 2010 ist in einer nüchternen Nicht-Serifenschrift verfasst. Auch er beginnt sein Selbstzeugnis mit einer programmatischen Einleitung: „Genau davon handelte diese Geschichte. Erwarten Sie nicht, dass sie dunkel beginnt und dunkel endet.“ (Probst 2017: 10).

Probst thematisiert die Folgen der traumatischen Erlebnisse: Noch Jahrzehnte später kann er weder Klavier spielen noch erklären, warum es ihm nicht gelingt (ebd.: 75). Ähnlich verhält es sich mit den Briefen, die von den Schülern an die Eltern geschrieben werden müssen, jedoch streng überwacht werden:

²⁶ Zum Risikofaktor sozialer Hintergrund, vgl. Rieske et al. 2018: 9 f.

²⁷ Zur Problematik dieser Tatsache für Aufarbeitungsprozesse, vgl. Rieske et al. 2018: 20 ff.

Das einzige Wahre in den Briefen lässt sich nicht lesen, aber man kann es sehen. [...] Während meine Zeugnisse in der Vorschule meist noch eine Zwei aufweisen, wenn es um die Schrift geht, wird [...] meine Schrift [auf dem Musikgymnasium] völlig krakelig, beinahe unlesbar (ebd.).

Wie Kampusch und Dehmers finden sich auch bei Probst dissoziierte Missbrauchserfahrungen: „Ich will das nicht und ich will ihm das sagen, aber es geht nicht.“ (ebd. 129 f.).

Im Gegensatz zu den ersten beiden Selbstzeugnissen fehlen bei Probst jedoch die psychologisch fundierten Selbstdeutungen; diese Abwesenheit von fachlicher Einordnung kann dem verlegerischen Einfluss und dem Mitverfasser Daniel Bachmann zugeschrieben werden. Weder die Zielgruppe des Verlags noch Bachmanns Profil lassen ein Selbstzeugnis dokumentarischen Anspruchs erwarten. Hieran schließt sich eine weitere Beobachtung: Die beiden ersten Zitate sind dem Handlungsstrang der Aufarbeitung entnommen; zwischen den beiden Strängen lassen sich sprachliche Unterschiede feststellen. Die Passagen der Vergangenheit sind in einfacher, kindlicher Sprache formuliert. Auch hier lässt sich diese ästhetisierte und geformte Art des Sprachgebrauchs zwar nicht als Orientierung an der Zielgruppe aber als emotionalisierte Leser:innenlenkung im weiteren Sinne lesen. Hier bleibt zu erwähnen, dass Alexander J. Probst in Interviews auf eine weitaus nüchternere Art über die Vorfälle spricht, als das Vorwort und der Text dies vermuten lassen.

Die narrative und semantische Geformtheit des Narrativs – aber auch des Peritexts – lässt eine weitere Schlussfolgerung zu. Die Missbrauchsfälle Kampuschs und der Odenwaldschule haben zu einer im Vergleich weitaus größeren Anzahl an Veröffentlichungen geführt, die von der Kirche jedoch auch in der Aufarbeitung aktueller Missbrauchsfälle systematisch unterdrückt werden. Während bei Kampusch und Dehmers demnach ein Anschreiben gegen den Epi- und Peritext im Vordergrund steht, muss vor allem der Epitext bei Probst erst dadurch provoziert werden, dass sein Selbstzeugnis eine ausreichend große Leserschaft erreicht. Es steht also zu vermuten, dass es in diesem Fall einer derartigen Aufmachung bedarf, um ausreichend Aufmerksamkeit zu erregen.

Vor allem der Prolog setzt sich in sehr starker Ausdrucksweise mit der missbrauchenden Institution auseinander und betont die Relevanz der Veröffentlichung durch deren zeitaktuellen Bezug und nach wie vor existierende Strukturen aus dem Nationalsozialismus. Probst erwähnt etwa innerkirchliche Mechanismen, welche die Täter – „Bischof Gerhard Ludwig Müller“ – direkt durch den „Vertreter Gottes auf Erden, Papst Benedikt XVI., in den Vatikan versetz[en]“ (Probst 2017: 7).²⁸ An anderer Stelle wird Cornelius Hafner, der Haupttäter, als „Krebsgeschwür“ bezeichnet, welches „sich überhaupt nicht vorstellen kann, dass er solche Dinge getan haben soll.“ (ebd.: 185). Neben dieser zeitaktuellen Einbettung wird die erfahrene Entwürdigung und Entindividualisierung an nationalsozialistische Praktiken angebunden und verleiht damit der

²⁸ Auch der Internetauftritt der Regensburger Domspatzen enthielt bis 2021 keinen Verweis auf diesen Teil der Geschichte des Chores. Inzwischen nennt man zumindest „Leitlinien im Rahmen der Missbrauchsprävention bei den Regensburger Domspatzen“ und Vertrauenspersonen für Schüler sowie Ansprechpersonen im Bistum, darunter ein Dipl.-Psychologe als Kontaktperson für Opfer sexuellen Missbrauchs, sexueller Übergriffe und sexualbezogener Grenzverletzungen, vgl. <https://domspatzen.de/start/praevention/> (2.4.2022).

Notwendigkeit zur Aufarbeitung noch mehr Nachdruck (vgl. ebd.: 99). Im Internet habe eine Nummer „beim Antreten unseren Namen [ersetzt]“ (ebd.: 27); die aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts übernommene harte Erziehung findet sich in der Entwürdigung von Bettnässern wieder – ein Motiv, welches als Traumaindikator auch bei Kampusch auftaucht (vgl. ebd.: 27 f.).

Die genannten Faktoren nötigen folglich ein wesentlich stärkeres Element der Selbstvergewisserung: „Ich bin Alexander J. Probst, der Mann, der einen gewaltigen Stein ins Rollen brachte. [...] Der sich nicht davor fürchtete, Schuldige zu nennen.“ (ebd.: 7). An anderer Stelle spricht er davon, man müsse „sich Respekt verschaffen, das ist so ein Spruch, den ich von meinem Vater aufgeschnappt habe.“ (ebd.: 14). Auch bei einer Aufzählung der ergriffenen Berufe erwähnt er „50-Liter Holzfässer“ getragen zu haben und „[d]ass er heute noch immer ein muskulöser Mann [sei], verdanke [er] auch diesem Job.“ (ebd.: 30). Diese Errungenschaften, ebenso wie der Status als „Offizier der Bundeswehr“ (ebd.: 138) und nur einer von „zehn europäischen Mantrailing-Trainern der GAK9“ (ebd.: 199) zu sein, sorgen dafür, dass eine „Wahnsinnslast von mir abfällt“ (ebd.), die ihm die Stärke gibt, über den Missbrauch zu berichten.

9. Die Bedeutung männlicher Genderstereotype in autobiographischen Selbstzeugnissen

In den zitierten Passagen werden neben der ausgeprägten Selbstvergewisserung Aspekte augenfällig, die bereits aus den retrospektiven Selbstzeugnissen von Holocaustopfern bekannt sind. Der Grund hierfür ist in den nach wie vor wirkmächtigen Genderstereotypen zu suchen.

Noch in der „Einleitung“ zum 2018 erschienenen Band *Aufdeckungsprozesse männlicher Betroffener von sexualisierter Gewalt in Kindheit und Jugend* ist die Rede davon, dass es „seit den 1970ern einen Fachdiskurs über sexualisierte Gewalt gegen Kinder und Jugendliche gegeben“ hat, der in der Folge „jedoch vielfach außen vor gelassen“ (Rieske et al. 2018: 2) wurde und dem in Studien jeden Formats kaum Platz eingeräumt wird (vgl. Féron 2018: 2). Vor allem

männliche[r] Betroffene[r] [...] bilden die Mehrheit der Betroffenen [...] und haben bisherigen Erkenntnissen zufolge andere Herausforderungen in Aufdeckungsprozessen zu bewältigen, da Männlichkeitsbilder eine besondere Hürde bei der Aufdeckung von sexualisierter Gewalt bilden (Rieske et al. 2018: 3).²⁹

So nehmen Rieske et al. an, dass „1,3 bis 2,7 Mio. von 33,6 Mio. aktuell in Deutschland lebenden erwachsenen Männer[n] [...] in Kindheit oder Jugend sexualisierte Gewalt angetan worden ist.“ (2018: 7).³⁰ Ein Hinweis auf die Vernachlässigung dieses Themas liefert die Veröffentlichung von John C. Gonsiorek, Walter H. Bera und Donald Le-Tourneau, *Male Sexual Abuse*, von 1994; bereits dort wird darauf hingewiesen, dass, auch wenn „male victimization and female perpetration are likely to be a minority of the sexual abuse situations, although not a small minority“ (41), der Grund dafür eine Form von „sex-role stereotyped masculinity“ (ebd.: 40) sei.

²⁹ Auch aktuellere Studien lassen sich bei ihrer Untersuchung von sexualisierter Gewalt noch immer von diesen stereotypisierten Geschlechterkonstruktionen leiten, vgl. Salter 2013: 23 ff.

³⁰ Zur Begründung, wieso selbst diese Zahl zu niedrig angesetzt sein könnte, vgl. ebd.: 7 f.

Während vor allem im Kontext von Kriegen Gewalterfahrungen männlicher Betroffener in den Medien unerwähnt bleiben und als „exceptionality“ (Féron 2018: 115) gelten, findet diese Form der Ausklammerung auch im Kontext nicht kriegerischer sexualisierter Gewalt statt. Trotz großer Bemühungen, die „Norm der Zweigeschlechtlichkeit“ (Rieske et al. 2018: 15) zu überwinden, existieren heteronormative Geschlechterkonstruktionen, die „ständig neu hergestellt werden (*doing gender*)“ (ebd.: 16).

Als männliche Ideale gelten noch immer „Konzepte[n] wie „Rationalität, Autorität, Stärke, Wehrhaftigkeit, Lockerheit, Flexibilität, Potenzialität, Heterosexualität und Penisbesitz [sowie] das erfolgreiche Einnehmen einer souveränen Position“ (ebd.: 16 f.; vgl. Féron 2018: 6). Dies führt zu einem gesellschaftlichen Machtungleichgewicht zwischen Männern und Frauen in machtpolitischen Kontexten; mit Blick auf aversive Erfahrungen besteht dieses Ungleichgewicht in umgekehrter Richtung, wird jedoch kaum thematisiert (vgl. Féron 2018: 115). Dieses Spannungsfeld zwischen Norm und Missbrauchserfahrung führt dazu, „dass Diskurse [...] die Betroffenheit männlicher Kinder und Jugendlicher häufig ausklammern“ (ebd.: 18 f.), was durch die zusätzliche Unsichtbarkeit in den Medien verstärkt wird (vgl. Gonsiorek 1994: 46).³¹

In der Folge klammern sich Opfer selbst aus, etwa um sich vor Vorwürfen der Homosexualität zu schützen, die in heteronormativen Gesellschaften noch immer als „unmännlich“ gilt (vgl. Rieske et al. 2018: 19 f.). Dieser besonders wirkmächtige Faktor tauchte an anderer Stelle bereits in den Interviews der Überlebenden des Holocaust auf.³² Männer werden folglich im allgemeinen Diskurs eher als Täter denn als Opfer angesehen und müssen somit große Hürden hinsichtlich ihrer Glaubwürdigkeit überwinden (vgl. ebd.: 22 ff.). Diese Feminisierung vom Erleben sexualisierter Gewalt resultiert in Hürden bei der Suche nach Hilfe, vor allem, wenn es sich um Erfahrungen handelt, in der die Gewalt von Täterinnen und nicht Tätern ausgeht (vgl. Féron 2018: 3 ff.).

Für das Selbstzeugnis von Probst ist insbesondere der kirchliche Hintergrund relevant. Des Nationalsozialismus konstruierte einen „Gegensatz zwischen vermeintlich unmännlichem Christentum und männlicher NS-Weltanschauung, [der] [...] entsprechend diskursimmanente Gegenreaktionen provozierte, wonach eigentlich das Christentum männlicher sei.“ (Blaschke 2014: 85). Die Grundlage hierfür war die katholische „Marienverehrung“ (ebd.: 89) gegenüber dem von den Nationalsozialisten ideologisch geförderten „Nationalprotestantismus“ (ebd.: 88). In einer Hyperkorrektur „reagierten Katholiken mit vitaler Männlichkeitsrhetorik“ (ebd.: 90) wie sie sich in der strengen Erziehung der Domspatzen abbildet.³³

In diesem Sinne lässt sich aber auch der Verweis auf Probsts Vater, der Boxer war, als gendertypische Prägung anzunehmen. Ähnlich wie in den historischen Selbstzeugnissen spricht Probst nur einmal mit seinem Vater über den Missbrauch (vgl. Probst 2010: 180 f.); auch wenn dieser für seine Befreiung sorgt, wird der Missbrauch in der Folge nicht mehr thematisiert, stattdessen weist ihm der Vater Mitschuld zu (vgl. ebd.: 184). Probsts Entmaskulinisierung des Bettnässers gleicht den Strategien wie sie bei

31 Diese Tatsache hat inzwischen auch ihren Weg in pädagogische Leitfäden gefunden, vgl. Fobian/Lindenberg/Ulfers (Hg.) (2018).

32 Dieser Faktor wird häufig als einer der wichtigsten angeführt, vgl. Rieske 2016: 79 ff.

33 Ungeachtet der Problematik des diesem Handeln zugrundeliegenden Opportunismus mag es sich dabei auch um einen Schutzmechanismus seitens der katholischen Kirche gehandelt haben, der in den auf den Nationalsozialismus folgenden Jahren nicht mehr zurückgenommen wurde.

Nate Leipziger und Gilbert Metz beschrieben wurden: Kurt erfährt nie eine neutrale Beschreibung – dieses Faktum kann nicht allein auf die Kinderperspektive zurückgeführt werden. Wenn Probst beschreibt, dass „[w]er ständig ins Bett pieselt, [...] nicht kicken“ (ebd.: 40) kann oder ihn als „Kurt, de[n] Bettpisser“ bzw. „Pissgurke“ (ebd.: 60) bezeichnet, der „auch jedes Mal heult, wenn er geschlagen wird“ (ebd.: 43), kann dies nicht durch die oben beschriebene Kinderperspektive der Vergangenheit erklärt werden; vielmehr ist es als Versuch Probsts zu lesen, sich vom Vorwurf der eigenen Schwäche zu befreien. Die wiederholte Erwähnung der *devianten* homosexuellen Neigungen Hafners hingegen sollen Probst gegen die Unterstellung eigener homosexueller Neigungen verteidigen (vgl. ebd.: 131 ff.). Seit dem Aufkommen von Selbstzeugnissen seit den 90er Jahren findet neben dem Schreiben gegen aversive Erfahrungen auch ein Schreiben gegen Genderstereotype *statt*.³⁴

Der anfangs zitierte programmatische Anspruch wird bei Probst am Ende in einer Harmonisierung der Parallelführung beider Erzählstränge narrativ eingelöst.

10. Selbstbemächtigung als übergreifende (narrative) Strategie autobiographischer Selbstzeugnisse des Missbrauchs

Die Grundlage dieser interdisziplinären Untersuchung bildeten erkenntnistheoretische und psychologische Ansätze. Anschließend wurde die Funktion des Schreibens als Möglichkeit, Kontrolle über das erlebte Trauma zu erlangen, in ihrem gesellschaftlichen, gattungstheoretischen und historischen Kontext verortet. Weder in der Geschichts- noch in der Literaturwissenschaft wurde dem Aspekt der Selbstbemächtigung bislang viel Bedeutung beigemessen; stattdessen griff man auf kontextabhängige Selbstdeutungen zurück. Eine Lektüre historischer und retrospektiver Selbstzeugnisse unter diesem Aspekt kann dabei scheinbar kontradiktorische Elemente auflösen und eine zweite Bedeutungsebene der Texte eröffnen.

Während bei historischen Selbstzeugnissen vor allem die Abwesenheit des Missbrauchs auffällig ist, führen diskursive Veränderungen seit den 1990er Jahren zu einer steigenden Zahl an Interviews und Veröffentlichungen, die den Missbrauch thematisieren. Erst die gesellschaftliche Anerkennung und Entstigmatisierung der Opferperspektive am Ende des 20. Jahrhunderts „transformed victimhood into a respected status“ (Ludi 2012: 199; vgl. ebd.: 198) und schafft in Wechselwirkung mit der feministischen Theorie ein gesellschaftliches wie literarisches Feld, in dem Missbrauch aus der Opferperspektive thematisiert werden kann. Hier müssen normative „Stereotypisierungen und Etikettierungen“ weichen, wodurch „die alten Geschlechtsrollen – somit das Geschlechtsrollenmodell – nicht mehr selbstverständlich reproduziert werden“ (Zitzmann 2012: 114) können; ähnliches lässt sich über den Opferstatus sagen.

In der Folge bemächtigen sich Holocaustüberlebende retrospektiv gegenüber der traumatischen Erfahrung und suggerieren eine narrative Umkehr der Machtverhältnisse und damit einhergehend die scheinbare Kontrolle über die Situation.

³⁴ „Und für viele Menschen – vor allem in den asiatischen und afrikanischen Ländern – ist der Begriff des passiven Opfers als Kennzeichnung einer Person, insbesondere eines Mannes, auch heute noch problematisch, da er als Herabsetzung verstanden wird.“ (Goltermann 2017: 15). Diese Feststellung bedeutet – wie bereits festgestellt – keinesfalls, dass derartige normative Genderstereotypen in der europäischen bzw. amerikanischen Gesellschaft bereits der Vergangenheit angehören.

Wesentlich scheint dabei zu sein, dass die inhaltliche aber vor allem narrative Selbstbemächtigung als Mittel zur Bewältigung aversiver Erfahrungen fungiert. Die drei aktuellen und veröffentlichten Selbstzeugnisse bedienen sich vor allem einer narrativen Umkehr der Machtverhältnisse im Sinne einer Kontrollierbarkeit der Ereignisse. Hierbei werden unterschiedlichste Strategien angewandt: Psychologische (Selbst-)Deutungshoheit, eine Umdeutung familiärer Traumata zu individueller Stärke oder hyperkorrektive Beschreibungen der eigenen Stärke unter anderem unter dem Einfluss kulturell normativer Genderstereotype. Weiterhin ist vor allem die körperliche Selbstbemächtigung auch als therapeutisches Mittel einzuordnen. Die Unterschiedlichkeit der Situationen und Arten der Selbstbemächtigung lässt vermuten, Selbstbemächtigung sei kontextunabhängig, jedoch ohne den Prozess des Schreibens kaum zu denken.

Jedes der drei untersuchten und veröffentlichten Selbstzeugnisse beinhaltet den programmatischen Anspruch, die Deutungshoheit gegenüber dem Paratext zu behalten oder zu erlangen. Dabei oszilliert das Machtgefüge im Peritext einerseits zwischen verlegerischer Opferstigmatisierung und Verkaufsargumenten und andererseits verfassersseitiger Selbstbemächtigung; letztere scheint von der bereits bestehenden *agency* der Opfer abhängig zu sein: Probst etwa muss hinsichtlich des „Sensationsregisters“ Eingeständnisse machen, um seine Stimme gegenüber der angeklagten Institution hörbar zu machen. In jedem der Selbstzeugnisse wird der programmatische Anspruch am Ende als eingelöst betrachtet. Schreiben wird zur performativen Tat einer jeweils individuell erfahrbaren „Totalität der Welt“.

In der Einleitung zu ihrer Studie äußert Svenja Goltermann die Vermutung, es sei „gut denkbar, [...] dass die Konjunktur des Opfers bereits gekippt ist (mutmaßlich etwa in den USA) oder zu kippen beginnt, wie in weiten Teilen Westeuropas.“ (2017: 16; vgl. ebd.: 24). Die Betrachtung der vorliegenden Selbstzeugnisse stützt diese Annahme; ausnahmslos findet hier eine jeweils anders geartete Distanzierung vom Opferstatus statt, die retrospektive Umschreibungen vornimmt, um den Missbrauch selbst von der Stigmatisierung einer binären Täter-Opfer-Dichotomie zu befreien.

Weitere Untersuchungen böten die Möglichkeit, autobiographische Selbstzeugnisse unter diesem Aspekt neu zu lesen und dabei auch einen stärkeren Fokus auf die Bedeutung von Genderstereotypen zu legen – in beiden Richtungen. Nicht in jedem Fall ist die Lektüre so genau wie in dieser Arbeit durchzuführen, dennoch bietet das vorgestellte methodische Vorgehen eine Möglichkeit, vor allem veröffentlichte Selbstzeugnisse zu untersuchen; der Diskurs hat sich inzwischen dahingehend verändert, dass eine steigende Anzahl solcher Veröffentlichungen zu erwarten ist.

LITERATUR

- Anastasiadis, Anasthasios (2018): Geschichten vom Krieg, in: Ders. und Ulrich Moenning (Hg.): Trauma und Erinnerung, Narrative Versionen zum Bürgerkrieg in Griechenland, Griechenland in Europa, Bd. 4, Köln, Weimar, Wien, 77-127.
<https://doi.org/10.7788/9783412501259.77>
- The Azrieli Series Short Films (2015): Nate Leipziger – The Weight of Freedom, Introduction by Debórah Dwork, in: Azrieli Foundation (Hg.): The Holocaust Survivor Memoirs Program. Online:
<https://memoirs.azrielifoundation.org/titles/the-weight-of-freedom/> (2.3.2022).

- Bachmann, Daniel Oliver: Daniel Oliver Bachmann Storytelling. Online: <https://danieloliverbachmann.de> (25.4.2021).
- Bajohr, Frank (2015): Das „Zeitalter des Tagebuchs“?, Subjektive Zeugnisse aus der NS-Zeit, Einführung, in: Ders. und Sybille Steinbacher (Hg.): „... Zeugnis ablegen bis zum letzten“ – Tagebücher und persönliche Zeugnisse aus der Zeit des Nationalsozialismus und des Holocaust, Dachauer Symposien zur Zeitgeschichte, Bd. 15, Göttingen, 7-21.
- Barnes, Julian (2016): *The Noise of Time*, London.
- Beckmann, Sebastian (2020): Psychological aspects of unreliable narration: a literary analysis and didactic application, Reihe Alternativer Beiträge zur Erzählforschung (RABE)/Research on Alternative Varieties of Explorations in Narrative (RAVEN), Bd. 8, Trier, zugleich Dissertation Universität Heidelberg 2020.
- Beckrath-Wilking, Ulrike (2013): Dissoziation und dissoziative Störungen, in: Dies., Marlene Biberacher, Volker Dittmar und Regina Wolf-Schmid (Hg.): Traumafachberatung, Traumatherapie & Traumapädagogik, Ein Handbuch für Psychotraumatologie im beratenden, therapeutischen & pädagogischen Kontext, Fachbuch Psychotraumatologie Paderborn, 79-89.
- Beckrath-Wilking, Ulrike und Volker Dittmar (2013): Psychodynamische Ansätze: Die Psychodynamisch-Imaginative Traumatherapie, in: Dies., Marlene Biberacher, Volker Dittmar und Regina Wolf-Schmid (Hg.): Traumafachberatung, Traumatherapie & Traumapädagogik. Ein Handbuch für Psychotraumatologie im beratenden, therapeutischen & pädagogischen Kontext, Fachbuch Psychotraumatologie, Paderborn, 321-327.
- Bertsch, Katja, Tanja Penter und Svenja Taubner (2019): Fragile Identitätskonstruktionen unter der Bedingung sozialer Traumatisierung, Selbstnarrationen von Jugendlichen und jungen Erwachsenen aus dem 2. Weltkrieg und von Flüchtlingen heute, Marsilius-Essay, 36-53. Online als PDF: https://www.marsilius-kolleg.uni-heidelberg.de/md/einrichtungen/mk/mk_jahresbericht_essay_bertsch_penter_taubner.pdf (19.3.2022).
- Blaschke, Olaf (2014): Dimensionen konfessionsgeschlechtlicher Zuschreibungen im und nach dem Nationalsozialismus, in: August H. Leugers-Scherzberg und Lucia Scherzberg (Hg.): Genderaspekte in der Aufarbeitung der Vergangenheit, theologie, geschichte, Beiheft, 8, Saarbrücken, 83-95.
- Booth, Wayne C. (1961): *The Rhetoric of Fiction*, Chicago.
- bp (2008): Natascha Kampusch: Rätsel um geheime Sex-Fotos aus dem Verlies, Hamburger Abendblatt, 91, 32. Online 18.4.2008: <https://www.abendblatt.de/vermischtes/article107395873/Natascha-Kampusch-Raetsel-um-geheime-Sex-Fotos-aus-dem-Verlies.html> (25.3.2022).
- Brachmann, Jens (2019): Tatort Odenwaldschule, Das Tätersystem und die diskursive Praxis der Aufarbeitung von Vorkommnissen sexualisierter Gewalt, Bad Heilbrunn.
- Brachmann, Jens (2015): Reformpädagogik zwischen Re-Education, Bildungsexpansion und Missbrauchsskandal, Die Geschichte der Vereinigung Deutscher Landeserziehungsheime 1947-2012, Bad Heilbrunn.
- Burgsmüller, Claudia und Brigitte Tilmann (2010): Abschlussbericht über die bisherigen Mitteilungen übersexuelle Ausbeutung von Schülern und Schülerinnen an der Odenwaldschule im Zeitraum 1960 bis 2010, Wiesbaden, Darmstadt. Online als PDF: https://www.ansta-geslicht.de/fileadmin/user_upload/Geschichten/Missbrauch_-_eine_unendliche_Geschichte_auch_in_Deutschland/OSO_Abschlussbericht2010.pdf (19.3.2022).
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter, übersetzt aus dem Amerikanischen von Kathrina Menke, Edition Suhrkamp, 1722, Neue Folge, Bd. 722, Frankfurt am Main.
- Chaumont, Jean-Michel (2001): Die Konkurrenz der Opfer, Genozid, Identität und Anerkennung, übersetzt aus dem Französischen und Amerikanischen von Thomas Laugstien, Lüneburg.

- Dardenne, Sabine (2004): *Ihm in die Augen sehen, Meine verlorene Kindheit*, mit Marie-Thérèse Cuny, übersetzt aus dem Französischen von Eléonore Delair, Bettina Runge und Christa Trautner, München.
- dpaAFP (2009): *Premiere: Entführungsoffer moderiert Fernsehshow - Erster Gast: Niki Lauda, Natascha Kampusch - neues Leben als TV-Talkerin*, Hamburger Abendblatt, 124, 30. Online 29.5.2008: <https://www.abendblatt.de/vermishtes/article107410773/Natascha-Kampusch-neues-Leben-als-TV-Talkerin.html> (24.3.2022).
- dpa (2010): *Natascha Kampusch: Drei Fluchtversuche*, Hamburger Abendblatt, 2, 2010, 28.
- dpa (2008): *Fahndungsfehler im Fall Natascha Kampusch setzen Politiker unter Druck*, Hamburger Abendblatt, 37, 28. Online 13.2.2008: <https://www.abendblatt.de/vermishtes/article107373614/Fahndungsfehler-im-Fall-Natascha-Kampusch-setzen-Politiker-unter-Druck.html> (25.3.2022).
- Dusini, Arno (2005): *Tagebuch, Möglichkeiten einer Gattung*, Paderborn, München.
- Ebner, Franz (2014): *EMDR in der Traumatherapie*, in: Frank Brecht und Johannes Schröder (Hg.): *Trauma und Traumatherapie, Grenzen – Forschung – Möglichkeiten*, Schriftenreihe des Heidelberger Symposiums zur Interdisziplinären Arbeit in der Sozialpsychiatrie, Bd. 11/12, Heidelberg, 107-118.
- Eyerman, Ron, Jeffrey C. Alexander und Elizabeth Butler-Breese (Hg.) (2011): *Narrating Trauma, On the Impact of Collective Suffering*, The Yale Cultural Sociology Series, Boulder, Colorado.
- FAZ.NET (2010): *Kritik an Bischof Müller, „Tragweite der Situation nicht erkannt“*, Frankfurter Allgemeine Zeitung. Online 22.3.2010: <https://www.faz.net/aktuell/politik/inland/kritik-an-bischof-mueller-tragweite-der-situation-nicht-erkannt-1954298.html> (25.4.2021).
- Féron, Élise (2018). *Wartime Sexual Violence Against Men, Masculinities and Power in Conflict Zones*, London.
- Fischer, Gottfried (2014): *Einführung in die Theorie und Praxis der Traumatherapie*, in: Frank Brecht und Johannes Schröder (Hg.): *Trauma und Traumatherapie, Grenzen – Forschung – Möglichkeiten*, Schriftenreihe des Heidelberger Symposiums zur Interdisziplinären Arbeit in der Sozialpsychiatrie, Bd. 11/12, Heidelberg, 37-59.
- Fischer, Gottfried und Peter Riedesser (2003³): *Lehrbuch der Psychotraumatologie*, UTB, Bd. 8165, München.
- Fobian, Clemens, Michael Lindenberg und Rainer Ulfers (Hg.) (2018): *Jungen als Opfer von sexueller Gewalt, Ausmaß, theoretische Zugänge und praktische Fragen für die Soziale Arbeit*, Kompendien der Sozialen Arbeit, Bd. 6, Baden-Baden.
<https://doi.org/10.5771/9783845293028>
- Fogelman, Eva (2010): *Sexual Abuse of Jewish Women During and After the Holocaust: A Psychological Perspective*, in: Sonja M. Hedgepeth und Rochelle G. Sidel (Hg.): *Sexual Violence Against Jewish Women During the Holocaust*, HBI Series on Jewish Women, Waltham, Hannover, London, 255-274.
- Füller, Christian (2015): *Die Revolution missbraucht ihre Kinder, Sexuelle Gewalt in deutschen Protestbewegungen*, München.
- Füller, Christian (2011): *Sündenfall, Wie die Reformschule ihre Ideale missbrauchte*, Köln.
- Garbarini, Alexandra (2006): *Numbered Days, Diaries and the Holocaust*, New Haven.
<https://doi.org/10.12987/yale/9780300112528.001.0001>
- Genette, Gérard (2019⁷): *Paratexte, Das Buch vom Beiwerk des Buches*, übersetzt von Dieter Hornig, mit einem Vorwort von Harald Weinrich, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1510, Frankfurt am Main.
- Gilmour, Fairleigh (2013): *The Girl in the Cellar: Media Representations of Natascha Kampusch*, in: *Current Issues in Criminal Justice*, 25, Issue 2, 645-666.
<https://doi.org/10.1080/10345329.2013.12035988>

- Glowacka, Dorota (2020): Sexual Violence Against Men and Boys During the Holocaust: A Genealogy of (Not-So-Silent) Silence, in: *German History*, 39, Issue 1, 78-99. <https://doi.org/10.1093/gerhis/ghaa032>
- Goldberg, Amos (2017): Trauma in First Person, Diary Writing During the Holocaust, übersetzt aus dem Hebräischen von Shmuel Sermoneta-Gertel und Avner Greenberg, Bloomington. <https://doi.org/10.2307/j.ctt1zxx15p>
- Gonsiorek, John C. (1994): Part I: Assessment of and Treatment Planning and Individual Psychotherapy for Sexually Abused Adolescent Males, in: Ders., Walter H. Bera und Donald LeTourneau (Hg.): *Male Sexual Abuse, A Trilogy of Intervention Strategies*, London, New Delhi, 1-110.
- Gronemann, Claudia (2019): Autofiction, in: Martina Wagner-Egelhaaf (Hg.): *Handbook of Autobiography/Autofiction, Volume I: Theory and Concepts*, Berlin, München, Boston, 241-246. <https://doi.org/10.1515/9783110279818-029>
- Hedgepeth, Sonja M. und Rochelle G. Saidel (2010): Introduction, in: Dies. (Hg.): *Sexual Violence Against Jewish Women During the Holocaust*, HBI Series on Jewish Women Waltham, Hannover, London, 1-10.
- Heim, Susanne (2015): „Beim Schreiben habe ich immer noch einen Funken Hoffnung“, Tagebücher und Briefe verfolgter Juden, in: Frank Bajohr und Sybille Steinbacher (Hg.): „... Zeugnis ablegen bis zum letzten“ – Tagebücher und persönliche Zeugnisse aus der Zeit des Nationalsozialismus und des Holocaust, Dachauer Symposien zur Zeitgeschichte, Bd. 15, Göttingen, 81-99.
- Herman, Judith (2018⁵): Die Narben der Gewalt, Traumatische Erfahrungen verstehen und überwinden, Konzepte der Psychotraumatologie, Bd. 3, Paderborn.
- Hof, Renate (1984): Das Spiel des unreliable narrator: Aspekte unglaubwürdigen Erzählens im Werk von Vladimir Nabokov, *American studies*, Bd. 59, München.
- Hunter, Anna (2018): The Holocaust as the Ultimate Trauma Narrative, in: J. Roger Kurtz (Hg.): *Trauma and Literature*, Cambridge, 66-82. <https://doi.org/10.1017/9781316817155.006>
- Institut für Zeitgeschichte München – Berlin (2019): Anonyma – Vom Tagebuch zum Bestseller, Vom Original zum Buchmanuskript. Online: <https://www.ifz-muenchen.de/aktuelles/themen/anonyma-vom-tagebuch-zum-bestseller/vom-original-zum-buchmanuskript> (14.5.2021).
- Jacquemain, Karolin (2010): Starker film: Annäherungen an Natascha Kampusch, *Hamburger Abendblatt*. Online 25.1.2020: <https://www.abendblatt.de/kultur-live/article107633755/Starker-Film-Annaeherungen-an-Natascha-Kampusch.html> (2.4.2022).
- Keupp, Heiner, Peter Mosser, Bettina Busch, Gerhard Hackenschmied und Florian Straus (2019): Die Odenwaldschule als Leuchtturm der Reformpädagogik und als Ort sexualisierter Gewalt, Eine sozialpsychologische Perspektive, Sexuelle Gewalt in Kindheit und Jugend: Forschung als Beitrag zur Aufarbeitung, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-23363-1>
- Koesters, Adrian (2018): Natascha Kampusch, in: *Prairie schooner*, 92, Heft 3, 103. <https://doi.org/10.1353/psg.2018.0166>
- Kremer, S. Lillian (2010): Sexual Abuse in Holocaust Literature, Memoir and Fiction, in: Sonja M. Hedgepeth und Rochelle G. Saidel (Hg.): *Sexual Violence Against Jewish Women During the Holocaust*, HBI Series on Jewish Women, Waltham, Hannover, London, 177-199.
- Kurtz, J. Roger (Hg.) (2018): *Trauma and Literature*, Cambridge Critical Concepts, Cambridge.
- Lahusen, Christiane (2019): Memoirs, in: Martina Wagner-Egelhaaf (Hg.): *Handbook of Autobiography/Autofiction, Volume I: Theory and Concepts*, Berlin, München, Boston, 626-635. <https://doi.org/10.1515/9783110279818-079>

- Löw, Andrea (2015): Tagebücher aus dem Ghetto Litzmannstadt: Autoren, Themen, Funktionen, in: Frank Bajohr und Sybille Steinbacher (Hg.): „... Zeugnis ablegen bis zum letzten“ – Tagebücher und persönliche Zeugnisse aus der Zeit des Nationalsozialismus und des Holocaust, Dachauer Symposien zur Zeitgeschichte, Bd. 15, Göttingen, 143-163.
- Ludi, Regula (2012): *Reparations for Nazi Victims in Postwar Europe*, Cambridge. <https://doi.org/10.1017/CBO9781139161862>
- Manns-Süßbrich, Sophia (2005): Unreliable narration in der russischen Literatur, F. M. Dostoevskijs Zapiski iz podpol'ja und V. V. Erofeevs Moskva-Petruški im Vergleich, Vergleichende Studien zu den slavischen Sprachen und Literaturen, Bd. 12, Frankfurt am Main.
- Miller, Damian und Jürgen Oelkers (Hg.) (2014): *Reformpädagogik nach der Odenwaldschule – wie weiter?*, Weinheim, Basel.
- Miller, Emma V. (2018): Trauma and Sexual Violence, in: J. Roger Kurtz (Hg.): *Trauma and Literature*, Cambridge Critical Concepts, Cambridge, 226-238. <https://doi.org/10.1017/9781316817155.017>
- Missine, Lut (2019): Autobiographical Pact, in: Martina Wagner-Egelhaaf (Hg.): *Handbook of Autobiography/Autofiction*, Volume I: Theory and Concepts, Berlin, München, Boston, 222-227.
- Moore, Aaron William (2013): *Writing War, Soldiers Record the Japanese Empire*, Cambridge. <https://doi.org/10.4159/harvard.9780674075399>
- Neitzel, Sönke und Harald Welzer (2011³): *Soldaten, Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben*, Frankfurt am Main.
- Neuner, Frank (2012): Traumatisierung durch Gewalterfahrungen in Institutionen des Aufwachens, in: Sabine Andresen und Wilhelm Heitmeyer (Hg.): *Zerstörerische Vorgänge, Missachtung und sexuelle Gewalt gegen Kinder und Jugendliche in Institutionen*, Konferenzschrift, 2011 Bielefeld, Weinheim, 36-48.
- Nünning, Ansgar (Hg.) (1998): *Unreliable Narration*, Studien zur Theorie und Praxis unglaubwürdigen Erzählens in der englischsprachigen Erzählliteratur, Trier.
- Oelkers, Jürgen (2016): *Pädagogik, Elite, Missbrauch, Die „Karriere“ des Gerold Becker*, Weinheim.
- Pennebaker, James W. (2004): *Writing to Heal: A Guided Journal for Recovering from Trauma and Emotional Upheaval*, Oakland.
- Pflughaupt, Bengt (2008): Geheimprotokolle: Was die Justiz bisher verschwiegen hat, *War Natascha Kampusch schwanger?*, Hamburger Abendblatt, 92, 42. Online 19.4.2008: <https://www.abendblatt.de/vermishtes/article109047841/War-Natascha-Kampusch-schwanger.html> (19.3.2022).
- Puls, Heiko (2018): Seele, in: Larissa Berger und Elke Elisabeth Schmidt (Hg.): *Kleines Kant-Lexikon*, Paderborn, 235-236.
- Rieske, Thomas Viola, Elli Scambor, Ulla Witzenzellner, Bernard Könnecke, Ralf Puchert und Thomas Schlingmann (2018): „Aufdeckung und Prävention von sexualisierter Gewalt gegen männliche Kinder und Jugendliche“ – Einführung in ein Forschungs- und Praxisentwicklungsprojekt, in: Dies. (Hg.): *Aufdeckungsprozesse männlicher Betroffener von sexualisierter Gewalt in Kindheit und Jugend, Verlaufsmuster und hilfreiche Bedingungen*, Sexuelle Gewalt und Pädagogik, Bd. 4, Wiesbaden, 1-30. https://doi.org/10.1007/978-3-658-15803-3_1
- Rieske, Thomas Viola (2016): *Junge ≠ Opfer?*, Zur (These der) Verleugnung männlicher Betroffenheit von sexualisierter Gewalt im pädagogischen Feld, in: Claudia Mahs, Barbara Rendtorff und Thomas Viola Rieske (Hg.): *Erziehung, Gewalt, Sexualität, Zum Verhältnis von Geschlecht und Gewalt in Erziehung und Bildung*, Schriftenreihe der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE), Bd. 5, Opladen, Berlin, Toronto, 79-94. <https://doi.org/10.2307/j.ctvdf05z2.7>
- Roy, Arundhati (1997): *The God of Small Things*, London.

- Rudolph, Harriet (2020): Geschichte(n) der Sieger?, Historische Opferforschung und ihr epochenübergreifendes Erkenntnispotential, in: Dies. und Isabella von Treskow (Hg.): Opfer, Dynamiken der Viktimisierung vom 17. bis zum 21. Jahrhundert, Heidelberger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte, Bd. 26, Heidelberg, 21-40.
- Salter, Michael (2013): Organised Sexual Abuse, Abingdon.
<https://doi.org/10.4324/9780203082188>
- Schahadat, Schamma (2019): Diary, in: Martina Wagner-Egelhaaf (Hg.): Handbook of Autobiography/Autofiction, Volume I: Theory and Concepts. Berlin, München, Boston, 547-556.
<https://doi.org/10.1515/9783110279818-070>
- Schindler, Jörg (2010): Missbrauch an der Odenwaldschule, Gemobbt, geschlagen, vergewaltigt, Frankfurter Rundschau, 6. März 2010. Online: <https://www.fr.de/politik/gemobbt-geschlagen-vergewaltigt-11658656.html> (25.4.2021).
- Schindler, Jörg (1999): Der Lack ist ab, Frankfurter Rundschau, 17. November 1999, erneut veröffentlicht am 8. März 2010. Online 31.1.2019:
<https://www.fr.de/politik/lack-11620273.html> (2.4.2022).
- Schröder, Dominique (2020): „Niemand ist fähig das alles in Worten auszudrücken“ – Tagebuchschreiben in nationalsozialistischen Konzentrationslagern 1939 – 1945, Göttingen.
- Steuwer, Janosch und Rüdiger Graf (2015): Selbstkonstitution und Welterzeugung in Tagebüchern des 20. Jahrhunderts, in: Dies. (Hg.): Selbstreflexionen und Weltdeutungen, Tagebücher in der Geschichte und der Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts, Geschichte der Gegenwart, Bd. 10, Göttingen, 7-36.
- Tilmann, Jens (2011): Freiwild, Die Odenwaldschule – ein Lehrstück von Opfern und Tätern, Gütersloh.
- Unabhängige Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs (Hg.) (2020): Geschichten, die zählen, Band 1: Fallstudien zu sexuellem Kindesmissbrauch in der evangelischen und katholischen Kirche und in der DDR, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-27797-0>
- Viemann, Lena (2018): Der griechische Bürgerkrieg im Erinnerungsdiskurs, in: Athanasios Anastasiadis und Ulrich Moening (Hg.): Trauma und Erinnerung, Narrative Versionen zum Bürgerkrieg in Griechenland, Griechenland in Europa, Bd. 4, Köln, 55-67.
<https://doi.org/10.7788/9783412501259.55>
- Weber, Ulrich und Johannes Braumeister (2019): Vorfälle von Gewaltausübung an Schutzbefohlenen bei den Regensburger Domspatzen, Sexuelle Gewalt in Kindheit und Jugend: Forschung als Beitrag zur Aufarbeitung, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-27010-0>
- Weber, Ulrich und Johannes Braumeister (2017): Vorfälle von Gewaltausübung an Schutzbefohlenen bei den Regensburger Domspatzen, Untersuchungsbericht, Hinsehen, Zuhören, Antworten, 18. Juli 2017. Online als PDF: https://www.regensburg-digital.de/wp-content/uploads/2017/07/Abschlussbericht_Domspatzen.pdf.
- Weiß, Wilma (2016): Die Pädagogik der Selbstbemächtigung, Eine traumapädagogische Methode, in: Wilma Weiß, Tanja Kessler und Silke Birgitta Gahleitner (Hg.): Handbuch Traumapädagogik, Weinheim, Basel, 290-302.
- Wilhelm, Thorsten (2020): Holocaust Narratives, Trauma, Memory and Identity Across Generations, Routledge Studies in Comparative Literature, New York.
<https://doi.org/10.4324/9781003087540>
- Wirsching, Daniel (2018): Wie ein Missbrauchsopfer seinen Frieden findet, Main-Post, 21. Oktober 2018. Online 2.4.2019: <https://www.mainpost.de/ueberregional/politik/zeitgeschehen/wie-ein-missbrauchsopfer-seinen-frieden-findet-art-10088656> (26.3.2022).

QUELLEN

- Dehmers, Jürgen (2011): *Wie laut soll ich denn noch schreien?*, Die Odenwaldschule und der sexuelle Missbrauch, Reinbek bei Hamburg.
- Kampusch, Natascha (2010): *3096 Tage*, Ullstein, Bd. 37426, Berlin.
- Kampusch, Natascha (2006): *Er war nicht mein Gebieter*, *Zeit Online* 25. August 2006. Online: https://www.zeit.de/online/2006/35/kampusch-brief?utm_referer=https%3A%2F%2Fduckduckgo.com%2F (25.4.2021).
- Probst, Alexander J. (2017): *Von der Kirche missbraucht, Meine traumatische Kindheit im Internat der Regensburger Domspatzen und der furchtbare Skandal*, München.

FILME UND FERNSEHBEITRÄGE

- Botros, Mona (2015): *Die Akte Regensburger Domspatzen, Sünden an den Sängerknaben*, SWR Fernsehen.
- Dror, Zahavi (2012): *Und alle haben geschwiegen*, Fernsehfilm ZDF.
- Sherry, Hormann (2013): *3096 Tage*, Constantin Film.

Zusammenfassung

Trotz der in den letzten zwei Jahrzehnten breiteren Rezeption von Selbstzeugnissen von Missbrauchsoffern in der Geschichts- und Literaturwissenschaft fehlt nach wie vor eine zufriedenstellende Erklärung zur Funktion sowie eine Methodik zur Untersuchung solcher. Seit den 1990er Jahren verfolgt die Psychologie den Ansatz, traumatischen Erfahrungen im Sinne einer Rekonstruktion des Selbst schreibend zu begegnen. In diesem Sinne wird der folgende Beitrag den Aspekt der Selbstbemächtigung als narrative Strategie gegenüber identitätszersetzenden Missbrauchserfahrungen in Selbstzeugnissen der 2010er Jahre untersuchen. Dabei nimmt der Verfasser zunächst die Entwicklung des Opferstatus in Gesellschaft und Geschichtswissenschaft in den Blick. Erst die gesellschaftliche Anerkennung von Holocaustopfern und der Opferperspektive in den 1990er Jahren ermöglicht das Sprechen und Schreiben über den Missbrauch. Der kontextübergreifende und diachrone Aspekt der Selbstbemächtigung wird im Anschluss daran an der palimpsestierenden Lektüre von bereits untersuchten Interviews und Memoiren von Holocaustüberlebenden sowie der eingehenden Lektüre drei seit 2010 veröffentlichter Selbstzeugnisse versuchsweise untersucht. Der Akt der Veröffentlichung nötigt dabei die Untersuchung der narrativen Selbstbemächtigung im Primärtext gegenüber dem umgebenden Paratext, also der verlegerischen Gestaltung des Buches und medialer Begleittexte. Die Untersuchung zeigt dabei nicht nur, dass der Selbstbemächtigung vor allem in Selbstzeugnissen des ausgehenden 20. sowie 21. Jahrhunderts eine entscheidende kontextunabhängige Funktion zukommt, sondern schlägt auch eine methodische Vorgehensweise zur Untersuchung veröffentlichter, retrospektiver Selbstzeugnisse durch Geschichts- und Literaturwissenschaft vor.

Über 30 Jahre Werkstatt der Erinnerung

Oral History in der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg

Linde Apel

1989 entschied das Stadtparlament der Hansestadt, in der damaligen Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus in Hamburg die Werkstatt der Erinnerung einzurichten. Dort sollten dem Untertitel des Projekts gemäß mit lebensgeschichtlichen Interviews „Hamburger Lebensläufe“ erhoben und für die interessierte Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt werden. Nach dem von Detlev Peukert, dem damaligen Leiter der Forschungsstelle, erarbeiteten Konzept, sollten insbesondere die Erfahrungen jener im Zentrum stehen, die im Nationalsozialismus Widerstand geleistet hatten oder verfolgt worden waren. In Peukerts Geschichtsverständnis galten diese Aussagen nicht nur als historische Quellen, sondern sie sollten zukünftig auch Nicht-Wissenschaftler:innen Orientierung bieten (vgl. Apel 2022/im Erscheinen). Damit lag die Gründung ganz im Trend der Zeit, als nämlich (Alltags-)Geschichte aufgrund des großen Interesses in der Gesellschaft als nicht-akademische Bewegung betrachtet wurde, allerorten Geschichtswerkstätten und Stadtteilarchive entstanden und Geschichtsfeste gefeiert wurden.¹ Jeglichen Trends weit voraus war aber die Tatsache, dass ein Vorhaben, das lebensgeschichtliche Interviews als historische Quellen betrachtete, bereits 1990 eine Abteilung eines akademischen Forschungsinstituts wurde. Auch die enge regionale Verbindung von Geschichtswissenschaft und Erinnerungsinterviews mit aus Hamburg vertriebenen Jüdinnen und Juden war damals neu und richtungweisend.

Tatsächlich entstanden in den ersten zehn Jahren überwiegend Interviews mit ehemals als Juden oder Halbjuden verfolgten Personen, sowie mit Frauen und Männern, die als Sozialdemokrat:innen oder Kommunist:innen verfolgt worden waren. Als acht Jahre nach Projektbeginn die Entscheidung zur Verstetigung fiel, hatte sich das Sammlungsprofil bereits erweitert und es wurden nun auch aktiv Personen interviewt, die die Nachkriegszeit in verschiedenen Kontexten in Hamburg erlebt hatten. Die Werkstatt der Erinnerung wirkte allerdings lange wie ein gut gehütetes Geheimnis und war über Hamburg hinaus nur wenig bekannt. Einen eigenen Internetauftritt, der auf die Bestände hinwies und zur Nutzung einlud, erhielt sie erst 2004. Seither steigen die Zahlen derjenigen, die die Interviews einsehen und für ihre Projekte nutzen, kontinuierlich. An erster Stelle sind es Studierende und Wissenschaftler:innen, die mündliche Quellen für ihre Studien- und Abschlussarbeiten oder Monographien nutzen. Daran zeigt sich, dass die Oral History gewissermaßen ohne großes Aufsehen zu erregen, zu einer geläufigen,

¹ Die Literatur zur Entwicklung der Alltagsgeschichte und der Geschichtswerkstätten ist umfangreich. Einen guten Überblick vermittelt Adelheid von Saldern (2005). Aus populärer und zeitgenössischer Perspektive siehe „Ein kräftiger Schub für die Vergangenheit“, SPIEGEL-Report über die neue Geschichtsbewegung in der Bundesrepublik, DER SPIEGEL, 5. Juni 1983, Nr. 23.

wenn auch anspruchsvollen Methode in der Geschichtswissenschaft geworden ist, deren Ergebnisse, die mündlichen Quellen, gern genutzt werden. Von der anfangs teils abfälligen Kritik an der Subjektivität und einem mangelnden theoretischen Verständnis ist heute längst nichts mehr zu hören, dafür haben sich Interviews als äußerst komplex und ertragreich erwiesen. Und Wissenschaftler:innen wissen es zunehmend (methodisch reflektiert) zu schätzen, dass vielerorts Interviews vorhanden sind, die sie nicht selbst führen müssen (oder können). Unterdessen liegen in der Werkstatt der Erinnerung über 2.000 Interviews vor, die von über 160 Personen interviewt wurden. Die Geburtsjahrgänge der befragten Personen umfassen eine große Spanne. Herr Krämer, Jg. 1882, erzählt über die Räterepublik und von seinen Erfahrungen im Ersten Weltkrieg. Der bisher Jüngste unter den Interviewten wurde 1998 geboren und im Alter von elf Jahren darüber befragt, was er von seinen Großeltern über die Bombenangriffe im Sommer 1943 weiß. Auch wenn es sich bei diesen Beispielen um männliche Interviewte handelt, so wurde von Anbeginn an darauf geachtet, das Verhältnis von interviewten Frauen zu Männern möglichst ausgeglichen zu halten. Thematisch ist das Spektrum der Themen, die in der erzählten Zeit angesprochen werden, sehr groß. Nicht nur die Jahrgänge der Interviewten verweisen auf diverse Erfahrungs- und Erzählräume, auch die Wohnorte der Befragten zum Zeitpunkt des Interviews unterscheiden sich und reichen von Argentinien über Großbritannien bis nach Südafrika und die USA. Die Dauer der Gespräche reicht von 25 Minuten bis zu acht Stunden. Sie wurden überwiegend in deutscher Sprache geführt, manche jedoch auch auf Englisch, Spanisch und Ungarisch, oder sie enthalten Passagen auf Hebräisch, Französisch und Portugiesisch. Alle Interviews und sämtliche dazugehörigen Dokumente liegen unterdessen digital vor. Ein großer Teil musste retrodigitalisiert werden. Heute entstehen Interviews nur noch digital. Anfangs lag der Schwerpunkt darin, möglichst viele Interviews mit der Hauptgruppe, den Überlebenden nationalsozialistischer Verfolgung, zu führen. Daher entstanden im Gründungsjahr 1990 bereits 79 Interviews. Verglichen mit dem Jahr 2021, in dem auch aufgrund der Pandemie, immerhin acht Interviews neu in den Bestand aufgenommen wurden, zeigt sich, dass Mitglieder der ursprünglichen Zielgruppe nicht mehr vorhanden sind. Allerdings werden seit Jahren Interviews mit Kindern und Enkeln von Verfolgten geführt, die den Bestand bereichern. Aufgrund der Größe des Interviewarchivs hat sich der Fokus der Arbeit auf die bei Interviews relativ aufwändige Archivierung und auf die häufig notwendige Beratung der Nutzenden verschoben. Dies gehört allerdings zu den anregenden Aufgaben der Werkstatt der Erinnerung, weil man damit einen Einblick in die Vielfalt aktueller Forschungsprojekte und Fragestellungen erhält. Immer wieder erreichen uns Anfragen nach auf den ersten Blick abwegig wirkenden Themen, für die dann aber doch Interviews gefunden werden, die wir den Nutzenden zur Verfügung stellen können. Denn noch funktioniert das Hamburger Interviewarchiv ganz analog. Zwar ist die Online-Recherchemöglichkeit in Vorbereitung, bisher jedoch müssen sich Interessierte mit ihren Fragen an uns wenden und die entsprechenden Interviews vor Ort einsehen. Dazu erhalten sie die eigentliche Quelle, das Audio- oder Videointerviews zum Anhören, bzw. -sehen. Darüber hinaus bekommen sie das Transkript, einen Datenbankauszug mit einer Übersicht über die befragte Person und die erwähnten Themen sowie, falls vorhanden, weitere Dokumente wie Briefe, Tagebücher, Fotos oder anderes. So sind auf der Basis von Interviews aus der Werkstatt der Erinnerung etliche studentische Arbeiten, wissenschaftliche (und einige belletristische) Bücher, Theaterstücke, Ausstellungen und anderes entstanden. Sehr engagiert haben

Aktivist:innen der Erinnerungskultur für in Hamburg verlegte Stolpersteine recherchiert.

Das Interviewarchiv wächst seit Jahren nicht nur, weil ihre Mitarbeiter:innen selbst Interviews durchführen, es steht seit Jahren auch als Archiv für Interviews offen, die in anderen Kontexten entstanden sind. Daher finden sich dort Interviews, die in Kooperation oder eigenständig von Museen, Geschichtswerkstätten, Journalist:innen, Filmemacher:innen, Vereinen, Erinnerungsinstitutionen, Studierenden und Promovierenden oder den Mitarbeitenden der Forschungsstelle für Zeitgeschichte geführt wurden.² Ein besonders häufig nachgefragter Bestand von Interviews mit Angehörigen mehrerer Generationen entstand in Kooperation mit Psychoanalytiker:innen und Familientherapeut:innen des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf (vgl. Lamparter/Wiegand-Grefe/Wierling 2013). Es sind Interviews, in denen die Erfahrungen im Bombenkrieg im Sommer 1943 in Hamburg im Zentrum stehen. Dazu wurden Angehörige der Erlebnisgeneration befragt sowie einige ihrer Kinder und Enkel. Der interdisziplinäre Ansatz ließ reichhaltige Quellen entstehen, die den zentralen Sammlungsschwerpunkt um die Perspektive der (meist) Nicht-Verfolgten und ihrer Nachkommen erweitert. Aufgrund der vielen verschiedenen Interviewenden sind die archivierten Interviews daher in Bezug auf die Form der Durchführung, aber auch was die Erkenntnisinteressen der Befragenden und die Erzählinteressen der Interviewten angeht, sehr vielfältig. Hier werden sie digital langzeitarchiviert und aus dem unzugänglichen Privatbesitz in eine öffentliche Nutzung überführt. Dabei müssen Archivschutzfristen beachtet werden, zumal es sich bei Interviews um besonders schützenswerte Quellen handelt, die immer personenbezogene Daten enthalten. Im Laufe der Zeit geriet die Sekundäranalyse als ein thematisches und methodisches Feld stärker in den Blick. Denn Interviews, die von anderen geführt wurden, sollten methodisch und forschungsethisch reflektiert verwendet werden und sie müssen vielfach kontextualisiert werden.³

Als großes Manko betrachteten einige Kulturwissenschaftler:innen und Historiker:innen vor knapp zehn Jahren, dass es keinen kontinuierlichen Diskussionszusammenhang zu Fragen des Umgangs mit Interviews gibt. Daher rief die Werkstatt der Erinnerung mit Unterstützung der Friedrich-Ebert- und der Hans-Böckler-Stiftung 2014 das Netzwerk Oral History ins Leben. Waren die ersten Treffen noch zahlenmäßig klein, dauerten einen halben Tag und fanden halbjährlich statt, haben sie sich unterdessen zu jährlich organisierten, sehr gut besuchten Fachkonferenzen entwickelt. Bisher sind die Treffen auf den deutschsprachigen Raum beschränkt und finden an wechselnden Orten in Deutschland und gelegentlich auch in Österreich statt.⁴ Die gastgebenden Einrichtungen stellen ihre Interviewsammlungen bzw. laufenden oder abgeschlossenen Interviewprojekte vor. Die Zahl der Teilnehmenden ist stark gestiegen, von neun beim ersten Termin im Dezember 2014 auf 98 beim virtuellen Treffen im April 2021. Immer sind es jedoch Personen, die in verschiedenen Kontexten mit Interviews arbeiten und

2 Eigenständig oder in Kooperation geführte Interviews haben in der Werkstatt der Erinnerung abgegeben unter anderem das Museum der Arbeit, die Geschichtswerkstatt Eimsbüttel, einige Journalisten, darunter Detlef Michelers und Ruth Asseyer, einige Historiker:innen, darunter Karen Hagemann, Michael Wildt und andere.

3 Zur Sekundäranalyse siehe Geulen/Tschuggnall (Hg.) 2000; Halbmayr 2008; Apel 2015; Maubach 2018; Althaus et al. 2022/im Erscheinen.

4 Die Tagungsberichte der Netzwerktreffen von 2019, 2020 und 2021 wurden auf dem Onlineportal Hsozkult.de veröffentlicht.

ihre Herangehensweisen, Projekte und Ergebnisse diskutieren. Schwerpunkte dieser Begegnungen lagen bei Fragen der Archivierung von Interviews und auf dem Umgang mit Personen- und Urheberrechten sowie dem Einfluss der Digitalisierung bei der Archivierung und Auswertung von Interviews. Zudem wurden forschungsethische Fragen diskutiert, sich über Oral History in der universitären Lehre ausgetauscht und über die politischen Kontexte der Oral History gesprochen (vgl. Orth/Apel 2018). Zusätzlich werden stets einzelne Interviewsammlungen vorgestellt sowie Forschungsprojekte diskutiert, die auf Interviews basieren. Das Interesse, einen diskussionsorientierten Vortrag zu halten, ist bisher ungebrochen, sodass der Aufwand für die Vorbereitung, die mein Kollege Stefan Müller (FES) und ich seit 2014 übernommen haben, sich in erfreulichen Grenzen hält. Das Netzwerk Oral History wird sich 2023 in Graz treffen.

Die Begegnungen und Debatten mit Doktorand:innen bei den Netzwerktreffen machten deutlich, dass Oral History als Methode, Quelle und interdisziplinäres Forschungsfeld zwar immer selbstverständlicher von jungen Akademiker:innen genutzt bzw. beackert wird. Da es aber nur selten und wenig kontinuierlich an den Hochschulen unterrichtet wird, ist der Bedarf nach methodischem und inhaltlichem Austausch besonders groß. Daher war die Resonanz auf eine erstmals optimistisch im April 2020 ausgeschriebene Sommerschule für Oral Historians, die den Schwerpunkt auf das Hören von nicht selbstgeführten Interviews legte, Möglichkeiten ihrer Auswertung diskutieren wollte und sich an Doktorand:innen richtete, besonders groß. Als langerwartete Premiere fand sie pandemiebedingt erst im Juli 2021 statt.⁵ Die Sommerschule basierte auf dem inhaltlichen Zusammenhang „Migration“, verstanden als multidirektionale Bewegung im Raum. Alle Teilnehmenden hatten vorab eine Migrationserzählung aus der Werkstatt der Erinnerung ausgewählt, mit der sie sich im Verlauf der Sommerschule intensiv auseinandersetzen konnten. An diesem Beispiel und vor dem Hintergrund ihrer eigenen Forschungen aus den Geschichts-, Kultur- und Sozialwissenschaften erprobten die Teilnehmenden vier unterschiedliche methodologische Zugangsweisen der Interpretation von archivierten Interviews. Auf der Basis von Kurzreferaten der Organisatorinnen diskutierten sie die Spezifik der Sekundäranalyse, der historischen und biographischen Kontexte (Linde Apel), der narrativen Analyse (Andrea Althaus) und der emotionalen Dimension von Narrativen und deren Auswertung (Lina Nikou). Die zu bearbeitenden Fragen basierten auf der Aufforderung, die mündlichen Quellen insbesondere über den Hörsinn zu erschließen (Janine Schemmer).⁶ Auch wenn es unterdessen eine Reihe von Interviewprojekten über die Erfahrungen des Lebens unter Pandemiebedingungen gibt, ist es gerade für die Durchführung von Interviews besonders wichtig, sich gefahrenfrei im Gespräch gegenüberzusitzen. Diese Erfahrung teilte die Gruppe auch im Sommer 2021, als sie sich im gemeinsamen Hören und Auswerten von Interviews und bei der Selbstreflexion übte.

In die Zukunft gerichtet ist ein gegenwärtig laufendes Projekt, dass auf langjährigen Arbeitskontakten zwischen dem Archiv „Deutsches Gedächtnis“ und den Digitalen Interviewsammlungen der FU Berlin und der Werkstatt der Erinnerung basiert. Es soll den stark ansteigenden Ansprüchen nach digitalen Angeboten nachkommen. Oral-History.digital ist ein Kooperationsvorhaben zwischen Freien Universität Berlin (Digitale

5 Die Sommerschule wurde von der Volkswagen-Stiftung und der Alfred-Toepfer-Stiftung F.V.S. gefördert.

6 Siehe dazu Weck/Wetschel 2021.

Interviewsammlungen im Center für digitale Systeme), der FernUniversität Hagen (Archiv „Deutsches Gedächtnis“), der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen und der Ludwig-Maximilians-Universität München (Bayerisches Archiv für Sprachsignale) sowie der Werkstatt der Erinnerung und wird von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert.⁷ Entstehen wird neben einem erprobenden Forschungsprojekt eine interdisziplinär nutzbare digitale Arbeitsumgebung für die Erschließung, Bereitstellung und Analyse von audiovisuell aufgezeichneten biographischen Interviews, die die sammlungübergreifende Recherche, Annotation und Auswertung ermöglicht. Als Zwischenergebnis zu Beginn des zweiten Projektjahres wurde ein Prototyp einer Webplattform erarbeitet, die bereits von einigen nicht am Projekt beteiligten Museen, Forschungsprojekten und Archiven getestet wird. Die Erfahrungen und Rückmeldungen dieser Pilotnutzer:innen fließen in die Optimierung der Arbeitsumgebung ein, die 2023 online zugänglich gemacht werden soll. Das Interesse an dieser Art von struktureller Unterstützung, die sowohl für Interviews zur Verfügung steht, die in kleinen Einzelprojekten entstanden sind, wie für große, langjährig gewachsene Sammlungen, ist erfreulich groß.⁸ Auch das entstehende Forschungskonsortium der Geschichtswissenschaften im Rahmen der Nationalen Forschungsdateninfrastruktur, NFDI4memory, wählte das Projekt Oral History.digital zu einem ihrer Referenzvorhaben.⁹

Die Oral History ist also nicht nur eine Quellenart und eine methodische Form der Quellenerhebung, sie ist auch ein seit Jahrzehnten gewachsenes, äußerst lebendiges, anregendes interdisziplinäres Forschungsfeld, in dem das Interesse an Kooperationen groß ist und voraussichtlich in den kommenden 30 Jahren auch bleiben wird. Die Werkstatt der Erinnerung war und ist mit Vergnügen Teil davon.

LITERATUR

- Althaus, Andrea, Linde Apel, Lina Nikou und Janine Schemmer (2022/im Erscheinen): Ein Interview, zwei Gesprächspartner, drei Fragehorizonte, vier Mithörerinnen, Deutungsmöglichkeiten einer archivierten Audioaufnahme, in: Linde Apel (Hg.): *Erinnern, erzählen, Geschichte schreiben, Oral History im 21. Jahrhundert*, Berlin.
- Apel, Linde (2015): *Oral History reloaded, Zur Zweitauswertung von mündlichen Quellen*, in: *Westfälische Forschungen*, 65, 243-254.
- Apel, Linde (2022/im Erscheinen): Ein besonderes Gedächtnis der Stadt?, Eine Bestandsaufnahme zum 30-jährigen Jubiläum der Werkstatt der Erinnerung, in: Dies. (Hg.): *Erinnern, erzählen, Geschichte schreiben, Oral History im 21. Jahrhundert*, Berlin.
- Apel, Linde, Almut Leh und Cord Pagenstecher (2022/im Erscheinen): *Oral History im digitalen Wandel, Interviews als Forschungsdaten*, Berlin 2022, in: Linde Apel (Hg.): *Erinnern, erzählen, Geschichte schreiben, Oral History im 21. Jahrhundert*, Berlin.
- DER SPIEGEL (1983): „Ein kräftiger Schub für die Vergangenheit“, SPIEGEL-Report über die neue Geschichtsbewegung in der Bundesrepublik, 5. Juni 1983, Nr. 23. Online: <https://www.spiegel.de/politik/ein-kraeftiger-schub-fuer-die-vergangenheit-a-4798e6fb-0002-0001-0000-000014021414> (28.3.2022).

7 Weitere Informationen unter <https://www.oral-history.digital/> (28.3.2022), siehe dazu auch Apel/Leh/Pagenstecher 2022/im Erscheinen.

8 Zu den bisherigen zukünftigen Nutzenden gehören neben anderen das Prora Zentrum, das Zentrum für Zeithistorische Forschungen in Potsdam und die derzeit entstehende Oral-History-Forschungsstelle in Erfurt.

9 Weitere Informationen unter <https://www.forschungsdaten.info/wissenschaftsbereiche/geisteswissenschaften/nfdi-konsortien/nfdi4memory/> (28.3.2022).

- Geulen, Christian und Karoline Tschuggnall (Hg.): Aus einem deutschen Leben, Lesarten eines biographischen Interviews, Studien zum Nationalsozialismus in der Edition Diskord, Bd. 2, Tübingen 2000.
- Halbmayr, Brigitte (2008): Sekundäranalyse qualitativer Daten aus lebensgeschichtlichen Interviews, Reflexionen zu einigen zentralen Herausforderungen, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 21, Heft 2, 256-267.
- Lamparter Ulrich, Silke Wiegand-Grefe und Dorothee Wierling (Hg.) (2013): Zeitzeugen des Hamburger Feuersturms 1943 und ihre Familien, Forschungsprojekt zur Weitergabe von Kriegserfahrungen, Göttingen. <https://doi.org/10.13109/9783666453786>
- Maubach, Franka (2018): „Mehr Geschichte wagen“! LUSIR und die ganze Geschichte der Arbeiter im Ruhrgebiet vor, während und nach dem Nationalsozialismus, in: Sprache und Literatur, 47, Heft 117, 29-57. <https://doi.org/10.30965/25890859-04701003>
- Orth, Karin und Linde Apel (Hg.) (2018), in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 31, Heft 1, Schwerpunkt „Oral History in der akademischen Lehre“.
- Saldern, Adelheid von (2005): Schwere Geburten, Neue Forschungsrichtungen in der bundesrepublikanischen Geschichtswissenschaft (1960-2000), in: WerkstattGeschichte, 40, 5-30. Online als PDF: https://werkstattgeschichte.de/wp-content/uploads/2017/01/WG40_005-030_SALDERN_GEBURTEN.pdf (28.3.2022).
- Weck, Lisa und Nick Wetschel (2021): Tagungsbericht: Geschichte/n hören, Oral History und Migration, 19.07.2021-24.07.2021 Hamburg und Siggen, in: H-Soz-Kult, 23.10.2021. Online: <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-9095> (28.3.2022).

Il Circolo di scrittura autobiografica a distanza

Autobiographischer Brief-Schreibzirkel von Anghiari (Toskana/Italien)

Stefanie Risse

Im Jahr 2005 hatte ich bereits einmal die Gelegenheit, unser Projekt, den „Europäischen Autobiographie-Schreibzirkel“, in BIOS vorzustellen (Risse 2005). 16 Jahre sind seit-her vergangen, und einiges hat sich verändert. Viele unsere TeilnehmerInnen haben uns verlassen, neue sind dazugekommen. Nach wie vor aber treffen sich jeden Dienstag-abend die Korrespondenten des *Circolo di scrittura autobiografica a distanza* im mit-telalterlichen Palazzo Testi von Anghiari.

Anghiari ist ein malerisches Hügelstädtchen im Nordosten der Toskana mit Blick über das Obere Tibertal und die angrenzenden Regionen der Marken und Umbrien und Sitz der *Libera Università dell'Autobiografia*, der Freien Universität der Autobiografie. Der Schreibzirkel ist eines ihrer Projekte.

Zur Geschichte

Die *Libera Università dell'Autobiografia* wurde 1998 gegründet vom inzwischen verstorbenen Journalisten Saverio Tutino, der auch das *Archivio Diaristico Nazionale*, das italienischen Tagebucharchiv, im benachbarten Pieve Santo Stefano gründete, und Pro-fessor Duccio Demetrio, Philosoph und Autobiographieforscher.

Ziel der *Libera Università* ist die Verbreitung der „autobiographischen Kultur“ als Form der *Cura di sè* (wörtlich: Kur seiner selbst) in den verschiedensten gesellschaft-lichen Bereichen. Dazu weredn verschiedene Seminare und eine dreijährige Weiterbil-dung zur Vermittlung der autobiographischen Methode angeboten.

Der *Circolo* wurde 1999, zeitgleich mit der Gründung der *Libera Università* von mir ins Leben gerufen und wird seitdem in ehrenamtlicher Tätigkeit von mir koordi-niert. Neben dem therapeutischen Aspekt des Schreibens verfolgte ich als Historikerin mit der Gründung des Schreibzirkels das Ziel, Lebenserinnerungen zu bestimmten The-men zu sammeln.

Durch glückliche Kontakte zu europäischen Archiven (*Mass Observation Archive* der University von Sussex/Brighton und dem parallel in Deutschland entstehenden *Ta-gebucharchiv DTA* in Emmendingen) bekamen wir sofort zahlreiche Zuschriften – nicht nur aus Italien, sondern auch aus Großbritannien, Finnland und Deutschland.

Il Circolo – der Schreibzirkel

Einmal die Woche treffen wir uns in unserem Versammlungssaal, wo uns die im Laufe der Woche eingegangenen noch ungeöffneten Briefe erwarten. Jeder einzelne enthält handgeschriebene Erinnerungen – mal ist es ein leichter Umschlag mit nur einer Seite,

mal ein schweres Päckchen mit bis zu hundert Blättern. Mal eine kleine Krakelschrift, mal bunte Seiten mit groß ausgemalten Buchstaben. Die meisten Zusendungen sind inzwischen auf Italienisch, aber in unserem Archiv finden sich auch etliche Seiten in deutscher und englischer Sprache. Die Briefe kommen inzwischen fast ausschließlich aus Italien, aber hier aus allen Regionen, einige auch aus dem europäischen Ausland, den USA oder Südamerika. Die Absender antworten auf unsere Schreibaufrufe, die wir ihnen – auf Anfrage – per Post zusenden.

Unser Schreibaufruf umfasst 25 Themen, beginnend mit der frühen Kindheit: meine erste Erinnerung – der liebste Ort meiner Kindheit – Erinnerungen an ein Tier – meine erste Lehrerin – der Vater – Angst – Begegnung mit Gott/Religion – Scham – die erste Reise – Weihnachten. Die Themen reichen bis in die Gegenwart und umfassen Einstellungen und auch das alltägliche Leben. Sie sollen zum Verfassen freier Texte animieren.

Die Mitglieder des Schreibzirkel von Anghiari sind ehrenamtliche Mitarbeiter, die, bevor sie als Korrespondenten die Einsendungen beantworten, ihre eigene Autobiographie in 25 Kapiteln verfasst und in der Gruppe vorgelesen haben. Auch die individuellen Antworten werden immer zunächst in der Gruppe vorgelesen und zuweilen diskutiert, bevor sie, zusammen mit dem nächsten Themenvorschlag, der Einsenderin oder dem Einsender zugeschickt werden.

Alle eingesandten Texte werden zusammen mit Kopien der Antwortschreiben in persönlichen Mappen der Schreibenden gesammelt und bilden inzwischen ein stattliches Archiv von Lebenserinnerungen und einen idealen Fundus zum Erstellen von Anthologien. Seit einigen Jahren bieten wir den Teilnehmenden nach Beendigung ihres Themenzyklus an, die Briefe zu transkribieren und, oft durch Fotografien ergänzt, in Buchform zu bringen. Auf diese Weise entsteht nach und nach parallel zum Archiv eine Bibliothek.

Unsere Veröffentlichungen

Neben jährlichen Broschüren mit Zitaten aus allen Einsendungen haben wir in den letzten Jahren damit begonnen, Anthologien zu verschiedenen Themen zu veröffentlichen: Die erste Anthologie besteht aus den Zusendungen, die uns über vier Jahreszeiten hinweg erreichten. Zu Beginn jeder Jahreszeit wurden die AutorInnen aufgefordert, ihre Kindheitserinnerungen an Frühling, Sommer, Herbst und Winter aufzuschreiben: *Le Stagioni per Posta* (Equinozi 2015); es folgten Erinnerungen an die Großmütter *Nonna Mia* (Equinozi 2016), an einen wichtigen Brief: *Una lettera importante* (Equinozi/Risse 2019) und an eine ganz besondere Zugfahrt: *Quella volta, su un treno* (Equinozi/Risse/Scanarotti 2020).

Briefwechsel

Ein wesentlicher Grund dafür, dass das Experiment des Schreibzirkels all die Jahre erfolgreich überdauern konnte, liegt in der Wertschätzung, die den Schreibenden entgegengebracht wird und die in der speziellen Art unserer Kommunikation mit ihnen zum Ausdruck kommt. Tatsächlich ist das Bedürfnis nach Kommunikation groß, ebenso groß wie der Wunsch, gekannt zu werden, sich bekannt zu machen – gerne auch über Generationen hinweg.

Ging es für die älteren Schreibenden, die natürlicherweise in der Mehrzahl sind, vor zwanzig Jahren noch meist darum, extreme Erinnerungen an Krieg, Not und Leid zu übermitteln, dann haben sich die Schwerpunkte im Laufe der Jahre verschoben. Der Erhalt und das Lesen von handgeschriebenen Briefen, abgesandt von entfernt lebenden, uns persönlich unbekanntem AbsenderInnen, ermöglicht eine unvoreingenommene Zuwendung, ein *ascolto* (Zuhören), das von keinerlei privatem Interesse bestimmt ist. Der Briefwechsel mit uns Leserinnen erlaubt den Schreibenden eine größtmögliche Freiheit und Intimität, trotz und gerade wegen der partiellen Anonymität.

Dieses Charakteristikum unseres Projektes hat dazu geführt, dass in den Einsendungen zunehmend persönliche Probleme aller Art, darunter auch psychischer Natur, thematisiert werden oder zum Ausdruck kommen. Gerade für Personen in Not kann Schreiben ein Anker sein. Unsere lokale Gruppe von Korrespondentinnen ist zwar autobiographisch geschult, kann und will aber keine professionelle Therapie anbieten. Durch unser Angebot, die Texte positiv aufzunehmen, „wahr“ zu nehmen, wichtig zu nehmen und eine ermutigende, zum Weiterschreiben auffordernde Antwort zu geben, bieten wir mit Sicherheit vielen Schreibenden eine große Lebenshilfe, wie uns immer wieder versichert wird.

Speziell in Corona-Zeiten (wozu unsere *Libera Università* einen speziellen Schreib-Aufruf mit über 600 Zusendungen gestartet hatte) bot und bietet das autobiographische Schreiben eine heilsame Möglichkeit, die eigene Geschichte zu rekonstruieren, um sich auf ihrem Fundament neu zu verorten und: zu kommunizieren.

Die Handschrift

Zu Beginn unserer Aktivität hatten wir uns bewusst für handgeschriebene Erinnerungen entschieden, weil wir uns gezielt an ältere Menschen wenden wollten, denen das Medium des Computers damals noch mehrheitlich fremd war. Das hat sich inzwischen geändert, und zunehmend werden wir gefragt, ob wir auch per E-Mail kommunizieren wollen. Nein, wollen wir nicht! Denn je mehr die Handschriften aus der Mode kommen, desto wertvoller werden sie für uns. Was für ein Unterschied, einen handgeschriebenen Brief zu öffnen, die Seiten zu entfalten, die Schrift zu entziffern oder eine E-Mail runterzuladen! Und was sagt uns die Schrift intuitiv über den/die Schreibende/n, seine/ihre Verfassung? Inzwischen gibt es zunehmend Studien, die den Wert des manuellen Schreibens belegen – der Stift fliegt über das Papier, entfesselt die Gedanken: *La penna di porta via* – der Stift entführt dich, so sagt man auf Italienisch. Natürlich sind nicht alle bereit, auf die schnellere und bequemere Art der Kommunikation per Computer zu verzichten. Aber diejenigen, die sich darauf eingelassen haben, haben es nicht bereut.

Unser Archiv

In unserem Archiv bewahren wir inzwischen Sammelmappen von etwa 350 Schreibenden auf, die meisten der etwa 4.000 Texte zuzüglich Antwortschreiben sind auf Italienisch (etwa 75 %) geschrieben. 70 Prozent sind von Frauenhand geschrieben. Die acht Korrespondentinnen von Anghiari – diejenigen, die lesen/zuhören und antworten – sind ausschließlich weiblichen Geschlechts. Auffallend sind die Unterschiede der Einsendungen von Männern und Frauen. Der augenfälligste Unterschied: Männer schreiben mehr. Die eingesandten Erinnerungen umfassen annähernd das gesamte 20. Jahrhundert. Unsere älteste Schreibende ist 1906 geboren.

Ich hoffe, dass unsere kleine Initiative ein wenig dazu beitragen kann, die alte und wertvolle Tradition der Briefkultur am Leben zu erhalten, und wünsche mir, dass der Fundus unseres Archivs einmal Gegenstand von Forschungen wird, die auch den materiellen Charakter der handgeschriebenen Briefe mit einbeziehen.

LITERATUR

- Risse, Stefanie (2005): Der europäische Autobiographie-Schreibezirkel, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 18, Heft 1, 144-145.
- Equinozi (Hg.) (2015): Le Stagioni per Posta, Ricordi d'infanzia,
- Equinozi (Hg.) (2016): Nonna Mia,
- Equinozi und Stefanie Risse (Hg.) (2019): Una lettera importante, Nuova ediz,
- Equinozi, Stefanie Risse und Roberto Scanarotti (Hg.) (2020): Quella volta, su un treno,

Literaturbesprechungen

Maria Kontos: Die desintegrativen Folgen des öffentlichen Integrationsdiskurses. Eine biographieanalytische Untersuchung mit Migrantinnen und Migranten, Op-laden, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich (Qualitative Fall- und Prozessanalysen. Biographie – Interaktion – soziale Welten, Band 19), 231 Seiten, 24,90 €

Das Buch von Maria Kontos ist hervorgegangen aus dem Forschungsprojekt „Bedeutung des öffentlichen Integrationsdiskurses für das Selbstverständnis, die Selbstpositionierung, die biographische Planung und das Integrationshandeln von Migrantinnen und Migranten – Eine biographieanalytische Untersuchung“, das zwischen 2013 und 2016 vom Institut für Sozialforschung an der Goethe-Universität Frankfurt durchgeführt wurde. Es basiert auf einer Studie mit biographisch-rekonstruktivem Ansatz. Ausführlich dargestellt werden sechs Eckfälle, die jeweils biographische Relevanz- oder Prozessstrukturen beleuchten, die in der Verarbeitung des Diskurses zum Tragen kommen. Im Ergebnis zeigt sich, wie der Diskurs von MigrantInnen als Missachtung erfahren wird und ihnen biographische und normative Reparaturarbeit abverlangt. Seine Wirkung zeigt sich dabei, gerade entgegen der offiziell anderslautenden Intention, als beschädigend für Integrationsprozesse.

Aufbau und Inhalt

Bezugspunkt der Untersuchung ist die Integrationsdebatte der Jahre 2009 und 2010, die Maria Kontos einleitend nachzeichnet. Sie weist auf den enthaltenen Vorwurf einer mangelnden Integrationswilligkeit sowie die ökonomistische Argumentationsweise hin und spricht treffend von einem „Exterritorialisierungsdiskurs“ (13) wie auch „Sanktionsdiskurs“ (15). Die Autorin verweist auf die Kontroversen um den Integrationsbegriff und begründet ihre Verwendung eines Konzeptes von „Integrationsarbeit“ (18), worin MigrantInnen als (affektiv) Reagierende, Reflektierende und Handelnde sowie andererseits gesellschaftliche Barrieren und Unterstützungsstrukturen mitgedacht werden. Während der Integrationsdiskurs MigrantInnen überwiegend als Objekte behandelt, richtet sich ihre Forschungsfrage auf die Verarbeitung des Diskurses durch die gemeinten Personen selbst.

Kapitel 2 legt den theoretischen Rahmen der Arbeit und methodologische Erwägungen dar. Diese widmen sich insbesondere dem in methodischer Hinsicht herausfordernden Verhältnis von Diskurs, Subjekt und Biographie. Dafür ist im vorliegenden Buch ein relationales und biographisch-prozessuales Diskursverständnis grundlegend. Die Autorin fasst den Integrationsdiskurs „nicht nur als Text, sondern auch als erhaltene Botschaft am Ort des Subjektes“ (35), unter Berücksichtigung der aufscheinenden Phantasmen und affektiven Gehalte der erhobenen Narrationen. Sie geht davon aus, dass er nicht nur über die Nutzung von (deutschen oder muttersprachlichen) Medien rezipiert wird, sondern den MigrantInnen auch in Alltagsinteraktionen begegnet. Der biographieanalytische Zugang ermöglicht es, darüber hinaus darzulegen, wie seine Verarbeitung auf bereits früheren Erfahrungen aufbaut. Dem spezifischen Gegenstandsbe- reich der Migrationsforschung wird dabei theoretisch Rechnung getragen durch die Berücksichtigung transnationaler Orientierungen und Mehrfachzugehörigkeiten sowie Erwägungen hinsichtlich des Konstrukts einer „Migrations-Normalbiographie“ (43). Schließlich werden die Datengrundlage und das theoretische Sampling vorgestellt. Es

umfasst Interviews mit 48 Personen aus den ehemaligen Anwerbeländern, die bereits seit mindestens zehn Jahren in Deutschland leben und somit mit dem Diskurs vertraut sein könnten. Die Eingrenzung des Samples wird mit der theoretisch zu berücksichtigenden, voraussetzungsvollen Struktur der Migrationsbiographie im Zusammenhang mit der Anwerbemigration begründet sowie dem Forschungsinteresse an der Wirkung der öffentlichen Debatten um die Jahre 2009 und 2010. Die angeführte Breite der Stichprobe hinsichtlich persönlicher Arbeitssituation, Migrationsgeneration, Aufenthaltsstatus, Herkunftsländern und religiösen Zugehörigkeiten bildet sich in der Auswahl der sechs Eckfälle nicht ab. In einem späteren, zusammenfassenden Kapitel werden jedoch weitere Interviews kontrastierend hinzugezogen.

Kapitel 3, der Hauptteil des Buches, präsentiert die Ergebnisse einzelner Fallanalysen als Typen der Wahrnehmung und Verarbeitung des Integrationsdiskurses. Die Fallinterpretationen sind in ihrer Rückbindung an die Narrationen gut nachvollziehbar und an den biographischen Erfahrungen und Perspektiven der erzählenden Personen orientiert. Der Fall „Aylin İnci“ erscheint mir in seiner Komplexität besonders interessant, da die hier hervortretenden, auf eigenen biographischen Erfahrungen beruhenden Emanzipationsrelevanzen mit einer herausfordernden Ambivalenz gegenüber dem Integrationsdiskurs einhergehen. Eine verallgemeinerte soziale Emanzipationsrelevanz bietet einerseits das Potential, aus der Adressierung des Diskurses herauszutreten und ihn dennoch aus einer verallgemeinerten Warte zu kritisieren, birgt andererseits jedoch die Gefahr, spezifisch migrationsbezogene strukturelle Benachteiligungen zu übersehen. Ähnlich verstehen weitere Interviewteilernehmerinnen den Integrationsdiskurs vornehmlich im Sinne einer Unterstützung von Frauenrechten. Kontos merkt richtigerweise an, dass sie ihn dabei nur partiell wahrnehmen und seine MigrantInnen homogenisierenden und ausschließenden Anteile übersehen.

Kapitel 4 bietet einen Überblick über zentrale Ergebnisse entlang der relevanten Dimensionen der Auswertung. Deutlich wird, dass alle vorgestellten Fälle die aggressiven Phantasmen des Diskurses wahrnehmen. Sie werden teils als weitere Episode in einer Reihe ähnlicher biographischer Erfahrungen erlebt, teils als Bruch mit der bis dahin erlebten „Integrationsnormalität“ (178). Eine Umschichtung von biographischen Relevanzstrukturen geschieht zunächst als von außen auferlegt, führt dann jedoch zu neuen selbstmotivierten Relevanzen, häufig zu einer Politisierung. Manche der TeilnehmerInnen setzen sich dekonstruierend mit der abstrakten Integrationsforderung auseinander, andere nutzen die Debatte als Anlass, um selbst Forderungen nach betrieblichem oder staatlichem Handeln zu stellen. Diese normative Arbeit sieht Kontos verbunden mit einer biographischen Arbeit, innerhalb derer die Zugehörigkeit zur Gesellschaft im Migrationsland bestätigt wird und eine selbstbewusste Positionierung im Kampf um Anerkennung erfolgt.

In Kapitel 5 formuliert Kontos wichtige Schlussfolgerungen zu den „desintegrativen Folgen der Integrationsdebatte“ (205). Auf einer Mikroebene identifiziert sie die Wirkungen als einerseits störend, andererseits als Anlass für kommunikative Auseinandersetzung und Vernetzung. Die Autorin reflektiert mögliche Folgen auch auf einer Makroebene und kennzeichnet sie als paradox: Sie sieht die Möglichkeit, dass die zunächst desintegrativen Folgen auf gesellschaftlicher Ebene ein „Schritt in die Richtung einer neuen Form von Integration“ sein könnten, „nämlich einer Integration durch Konflikt und Kampf, aber auch durch vermehrte politische Partizipation der Migrantinnen und MigrantInnen“ (211). Zentral dafür wäre jedoch, dass den KonfliktkontrahentInnen nicht

das Recht auf physische Präsenz abgesprochen werde. Daran wird deutlich, wie fatal die in den Analysen herausgearbeiteten Phantasmen der Exterritorialisierung oder quasi physischen Vernichtung also auch auf einer Makroebene wirken: „Eine integrative Wirkung des in der Folge des aggressiven Integrationsdiskurses aufkommenden Konflikts wird unmöglich“ (212).

Fazit

Kontos gelingt es, die Analyse-Arbeit nachvollziehbar darzustellen und die Ergebnisse in ihrer gesellschaftlichen Relevanz sichtbar zu machen. Es ist erfreulich, dass das umfangreiche Forschungsprojekt damit in eine ausführliche Darstellung der Ergebnisse mündet. Das Buch ist auch aufgrund des methodischen Zugangs zu komplexen Zusammenhängen zwischen Diskurs und Biographie lesenswert und instruktiv für Arbeiten mit einer ähnlichen Ausrichtung. Die inhaltliche Eingrenzung auf die Integrationsdebatte der Jahre 2009 und 2010 erweist sich als ergiebig. Der biographische Zugang erlaubt gleichzeitig einen Blickwinkel, der über die Betrachtung situativer Interaktionen hinausgeht.

Die Publikation nimmt die Komplexität und Fragilität gesamtgesellschaftlicher Integrationsprozesse ernst. Sie zeigt, wie der öffentliche Integrationsdiskurs störend und massiv verletzend eingreift und auf Seiten der Subjekte Destabilisierung und Ohnmachtserleben begünstigt. Es wird deutlich, welche normative und biographische Arbeit die verletzenden Diskurse den Individuen abverlangen. Gleichzeitig konstruiert die Autorin MigrantInnen nicht als passive Opfer, sondern behält sie als reflektierende und handelnde AkteurInnen im Blick. Die Analyse zeigt, wie die Subjekte die Verletzungen zum Anlass für eine diskursive Auseinandersetzung, die Verteidigung ihrer Rechte und Forderungen an die Mehrheitsgesellschaft nehmen und somit aus der Position bloßer Objekte des Diskurses heraustreten. Die Ergebnisse werfen dabei Kritik und Fragen auf, die sich an den umstrittenen Integrationsbegriff selbst richten lassen. Inhaltlich stärkt die Arbeit die anhaltend aktuelle Forderung, dass die verletzenden Wirkungen missachtender Diskurse ernster genommen werden müssen. Über den Inhalt des vorliegenden Buches hinaus, ist dabei auch deren Wirkung in Richtung manifester rassistischer Bedrohungen zu bedenken.

Schade ist, dass innerhalb des Samples nur wenige Teilnehmende gewonnen werden konnten, die beispielsweise hinsichtlich der Erwerbsbeteiligung weiter marginalisiert sind. Die Ergebnisse weisen darauf hin, dass Missachtungserfahrungen mit dem Diskurs für Personen in prekärer sozialer Lage zu Resignation und Rückzug führen können. Gerade diese Personen kommen auch in der vorliegenden Arbeit wenig zu Wort. Die Autorin merkt an, dass viele der angesprochenen arbeitslosen Personen sich nicht zu einem Interview bereit zeigten. Eine Ausnahme bildet der Fall „Suna Önal“, der Erfahrungen von sozialem Ausschluss durch Arbeitslosigkeit und die Behinderung eines Kindes beinhaltet.

Insgesamt konzentrieren sich die Analysen auf die biographische Neupositionierung und normative Aktivität der Erzählenden in Reaktion auf den Diskurs. Erst im zusammenfassenden Kapitel 4 werden Fälle hinzugezogen, in denen die InterviewpartnerInnen sich nicht als vom Diskurs gemeint sehen. Diesem Typencluster wäre im Rahmen der rekonstruktiven Arbeit mehr Aufmerksamkeit zu wünschen, gerade weil es nicht den Vorannahmen der Untersuchung entspricht bzw. diese ergänzt: Weisen diese

Fälle nicht darauf hin, dass zumindest die normative Arbeit in Reaktion auf die Verletzungen durch den Diskurs von manchen Subjekten auch verweigert wird und sie hier nicht die Verantwortung für gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge auf sich nehmen? Finden sich Strategien, in denen sie dem Diskurs ausweichen, und welche biographische Bedeutung kommt diesen zu? Oder finden sich Biographien, in denen eine Auseinandersetzung mit Integrationsforderungen womöglich hinter notwendige Strategien eines kurzfristigen Zurechtkommens zurücktritt und die konkreten Inhalte des Diskurses gar nicht verfolgt werden? Es bleibt an dieser Stelle eine offene und methodisch herausfordernde Frage, ob und in welcher Weise die Subjekte in ihrem Alltag auch hier mit affektiven und phantasmatischen Anteilen des Diskurses – jenseits seiner objektivierten Inhalte – in Berührung kommen und sie wahrnehmen.

Daneben fällt auf, dass im Buch überwiegend Personen mit einer türkisch-deutschen Migrationsgeschichte vorgestellt werden. Innerhalb der Thesen Sarrazins wurden Personen mit Migrationsgeschichte jedoch verschieden markiert – etwa auch als vorbildliche, fleißige, gebildete „gute MigrantInnen“. Es wäre bedeutsam zu sehen, wie Personen in ihrer Selbstpositionierung auf solche zwiespältig konnotierten Anrufungen als MigrantIn reagieren. Ähnlich weisen innerhalb der vorliegenden Studie Interviews mit weiblichen Teilnehmenden auf eine ausgeprägte Ambivalenz angesichts der vom Diskurs aufgegriffenen und genutzten Emanzipationsrelevanzen hin, und manche InterviewteilnehmerInnen nutzten den Diskurs auch als Distinktionsstrategie. Es ergeben sich somit inhaltlich interessante Anschlussfragen, und weitere Forschung mit dem vorgestellten Ansatz erscheint lohnend.

Franziska Heinz

Literaturbesprechungen

Li Gerhalter: Tagebücher als Quellen. Forschungsfelder und Sammlungen seit 1800, Göttingen: V&R unipress 2021 (L'Homme Schriften. Reihe zur Feministischen Geschichtswissenschaft, Band 27), 459 Seiten, 40,00 €

Die Titelformulierung verspricht etwas mehr als das Buch einlöst. Tatsächlich geht es nicht um eine übergreifende Darstellung zur Tagebuchforschung vom Beginn der Moderne bis zur Gegenwart, sondern um deren Genese am Beispiel von drei ausgewählten Forschungsrichtungen: der Pädagogik, der Kleinkindforschung und der Jugendpsychologie – mithin um drei Bereiche, in denen Tagebücher als maßgebliche Hilfsmittel der Diagnostik, Therapie und Forschung frühzeitig und nachhaltig anerkannt waren. Das Interesse gilt vornehmlich sozial- und geschlechtergeschichtlichen Perspektiven – und zwar nicht nur im Hinblick auf die einschlägigen diaristischen Sammlungen und deren Rezeption, sondern auch in Bezug auf die beteiligten ForscherInnen und ArchivarInnen sowie die als „Citizen Scientists“ apostrophierten Mitwirkenden im Übergang vom privaten Tagebuch zur wissenschaftlichen Quelle. Abschließend unternimmt die Verfasserin den Versuch, die aus historischer Betrachtung gewonnenen Erkenntnisse auf die aktuelle kulturwissenschaftliche Forschungspraxis beispielhaft anzuwenden.

Der geschlechtergeschichtliche Blickwinkel erweist sich zunächst in Bezug auf die um 1800 entstandenen „wissenschaftsgeleiteten Elterntagebücher“ insofern als relevant, als die methodisch geforderte neutrale Dokumentationsweise nur den Vätern zugeordnet wurde, die es freilich gelegentlich – und aus heutiger Sicht erfreulicherweise – doch nicht immer schafften, ganz und gar emotionslos zu bleiben. Erst ab den 1890er Jahren setzte sich die Einsicht durch, dass auch die Mütter bzw. die Eltern gemeinsam geeignet wären, die geforderte tägliche Beobachtungs- und Protokollierungsarbeit zu leisten und damit nach heutigen Maßstäben als „Citizen Scientists“ zu fungieren. Ungeduldrig zu selbigen Zeit vollzog sich unter dem Eindruck neuerer psychologischer und pädagogischer Schrifttums (William T. Preyer, Ellen Key) ein fundamentaler Richtungswechsel, der nicht mehr die „Vervollkommnung“ des Kindes im Denkhorizont der Aufklärung zum Ziel hatte, sondern die Kindheit mit konkreteren gesellschaftspolitischen Projektionen verband, einschließlich der Herausgabe (pseudo-)wissenschaftlicher Erziehungsratgeber, die hohe Auflagen erzielten. Während im Grunde nur noch die Spracherwerbsforschung dem täglichen Beobachtungs- und Dokumentationsgebot verpflichtet blieb, rückten nun die direkte Befragung sowie die Auswertung von Jugendtagebüchern ins Zentrum der Jugendforschung, um schließlich, unter dem Eindruck der behavioristischen Theorie nach 1945, wiederum an Bedeutung zu verlieren. Seit den 70er Jahren verzeichnete das Tagebuchgenre dann in Literaturwissenschaft, Ethnologie und Geschichtswissenschaft im Rahmen eines allgemein gesteigerten Interesses an Ego-Dokumenten einen neuen Aufschwung mit entsprechenden Sammlungs- und Forschungsaktivitäten.

Die Bedeutung der Tagebuchquelle für die kulturwissenschaftliche Forschung wird durch die vorliegende Darstellung beeindruckend untermauert. Beispielhaft werden sowohl die Mehrdimensionalität des Genres als auch der mit ihm verbundene quellenkritische und analytische Aufwand deutlich. So werden unter anderem die beteiligten Forscherinnen und Forscher lebensbiographisch vorgestellt und in ihrem soziokulturellen und beruflichen Umfeld durchleuchtet. Das gelingt besonders überzeugend anhand der

unterschiedlich inspirierten und von den Zeitumständen geprägten Lebenswege der Kinderpsychologin Charlotte Bühler (1893-1974), des Psychologen Fritz Giese (1890-1935) sowie des Psychoanalytikers Siegfried Bernfeld (1892-1953). Während Bühler bis heute als Koryphäe der Kinder- und Jugendforschung, namentlich als Begründerin der „Wiener kinderpsychologischen Schule“ gilt, erfuhr Giese als einer der frühesten Sammler und Herausgeber von kindlich/jugendlichen Selbstzeugnissen nur wenig Beachtung bzw. geriet in Vergessenheit, und Bernfeld musste sich seine Meriten jenseits der Jugendforschung verdienen, obwohl er bereits lang vor Bühler mit dem Aufbau eines „Archivs für Jugendkultur“ in Wien begonnen hatte. Für Bühlers Karriere erwies es sich als vorteilhaft, mit Ehemann Karl einen akademisch etablierten (Arbeits-)Partner an der Seite zu wissen, mit dessen Hilfe sie nicht nur die geschlechtsspezifischen Vorbehalte gegen ihre Ernennung zur außerordentlichen Professorin überwinden, sondern im Teamwork vorankommen konnte. Dabei agierte sie keineswegs im Windschatten ihres Mannes, sondern verstand es, ihre Forschungen als eigenständige Leistung zu markieren und innerhalb und außerhalb der akademischen Öffentlichkeit zu präsentieren. Eine gewisse Großzügigkeit bei der Auswahl und Kritik der verwendeten Quellen erwies sich dabei nicht als nachteilig; ebenso wenig schadete es ihrem Ansehen, dass das Phänomen der kulturellen Formung und Normierung des Tagebuchschreibens von ihr nicht gesehen wurde – wohl aber von Bernfeld, der ihr zurecht einen antiquierten Quellenbegriff vorhielt und darauf hinwies, dass „auch der eigenwilligste Tagebuchschreiber im Formenkreis seiner Zeit und seines sozialen Ortes“ verhaftet sei.

Dieses im Buch gleich doppelt angeführte Zitat Bernfelds aus dem Jahre 1931 bringt auf den Punkt, worin für Li Gerhalter der Wesenskern des Genres als historischer respektive kulturwissenschaftlicher Quelle besteht, nämlich im Tagebuch als Folge und Resultat sozialen und kulturellen Handelns. Dies ist gewiss keine neue Erkenntnis, aber es ist von Interesse, anhand des vorliegenden Bandes nachzuverfolgen, wie unterschiedlich, von innovativ bis ablehnend, einzelne ForscherInnen und ArchivarInnen mit diesem Referenzrahmen umgingen und in zusammenfassender Betrachtung durchaus nicht von einem kontinuierlich aufsteigenden, sondern eher wechselhaften Erkenntnisweg gesprochen werden muss.

Gerhalters makroskopischer Blick auf mehr als zweihundert Jahre des wissenschaftlichen Umgangs mit „diaristischen Aufzeichnungen“ bringt es nahezu zwangsläufig mit sich, dass sich die Verfasserin für eine „dezidiert offen gefasste Kategorisierung“ ausspricht, die sämtliche schriftlichen Selbstaussagen umfasst, die a) nach Tagen strukturiert sind, b) eine zeitliche Nähe zu den festgehaltenen Ereignissen haben, c) eine gewisse Regelmäßigkeit aufweisen und d) eine subjektive Perspektive erkennen lassen. Natürlich ergeben sich aus dieser erweiterten Begrifflichkeit Überschneidungsprobleme mit ähnlich gelagerten Ego-Dokumenten, deren Analysekategorien andererseits wiederum stärker für die Tagebuchanalyse nutzbar gemacht werden könnten als es hier angedeutet wird. Ich denke hier zum Beispiel an den für die Autobiographieforschung besonders bedeutsamen Narrativitätsaspekt. Nichtsdestoweniger erweisen sich die abschließenden Hinweise zur kulturwissenschaftlichen Nutzung historischer Mädchentagebücher als aufschlussreich und übertragbar auf das Tagebuchgenre als solches, so etwa die Frage nach dem Verhältnis von vermeintlichem Tagebuchgeheimnis und sozialer Interaktion respektive das Postulat der detaillierten Analyse von Provenienz, Archivierung, Nutzung und Rezeption der Tagebuchquellen. Die Autorin beendet ihre

abschließenden Überlegungen mit der treffenden Bemerkung: „Es gibt noch viel zu erforschen in diesem spannenden Feld“.

Arthur Schlegelmilch

AUTORINNEN UND AUTOREN DIESES HEFTES

- Linde Apel, Dr., Forschungsstelle für Zeitgeschichte Hamburg, Werkstatt der Erinnerung, Beim Schlump 83, 20144 Hamburg
- Michael Galbas, Dr., Universität Leipzig, Geisteswissenschaftliches Zentrum, Geschichte Ost- und Südosteuropas, 04107 Leipzig
- Franziska Heinz, Sigmund-Freud-Institut, Promotionskolleg, Myliusstraße 20, 60323 Frankfurt am Main
- Armen Hesse, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Anglistisches Seminar, Ketten-gasse 12, 69117 Heidelberg
- Karsten Lehmann, Prof. Dr. habil., Kirchliche Pädagogische Hochschule Wien/Krems, Spezialforschungsbereich ‚Interreligiosität‘, Mayerweckstraße 1 / ZS E.21, A-1210 Wien
- Miriam Mathias, Technische Universität Dortmund, Institut für Allgemeine Erziehungswissenschaft und Berufspädagogik, Emil-Figge-Straße 50, 44227 Dortmund
- Dennis Möbus, Dr. FernUniversität in Hagen, Institut für Geschichte und Biographie, Universitätsstr. 47, 58097 Hagen
- Stefanie Risse, Circolo di scrittura autobiografica a distanza, Piazza del Popolo, 5, I-52031 Anghiari (AR)
- Arthur Schlegelmilch, Prof. Dr., FernUniversität in Hagen, Institut für Geschichte und Biographie, Universitätsstr. 47, 58097 Hagen
- Rixta Wundrak, Prof. Dr., Hochschule Fulda, Sozial- und Kulturwissenschaftliche Fakultät, Leipziger Str. 123, 36037 Fulda



Julia Franz
Ursula Unterkofler (Hrsg.)

Forschungsethik in der Sozialen Arbeit

Prinzipien und Erfahrungen

2021 • 285 Seiten • Kart. • 28,00 € (D) • 28,80 € (A)

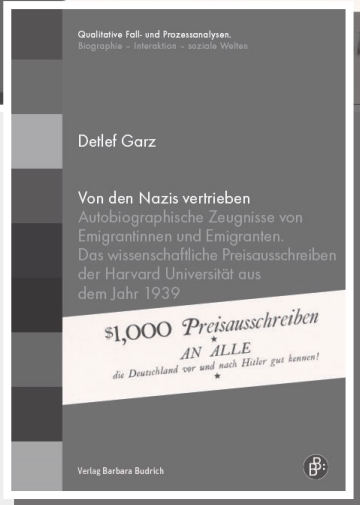
ISBN 978-3-8474-2493-2 • eISBN 978-3-8474-1637-1

Theorie, Forschung und Praxis der Sozialen Arbeit, Band 23

Zum Kern der empirischen Forschung Sozialer Arbeit gehören die Methoden der Befragung und Beobachtung von Menschen. Dabei sind ethische Kriterien anzulegen, die vielfältige Fragen und Dilemmata in der Planung und Umsetzung von Forschung sowie im Umgang mit Forschungsergebnissen aufwerfen.

Der Sammelband legt einen Schwerpunkt auf forschungspraktische ethische Herausforderungen. In den Beiträgen wird der Forschungsethikkodex der DGSA präsentiert und kommentiert, disziplinär eingeordnet und ethisch reflektiert.

www.shop.budrich.de



Detlef Garz

Von den Nazis vertrieben

Autobiographische Zeugnisse von Emigrantinnen und Emigranten. Das wissenschaftliche Preisausschreiben der Harvard Universität aus dem Jahr 1939

Qualitative Fall- und Prozessanalysen. Biographie – Interaktion – soziale Welten, Band 22. 2021 • 366 Seiten • Kart. • 39,90 € (D) • 41,10 € (A)
ISBN 978-3-8474-2578-6 • eISBN 978-3-8474-1736-1

Wie veränderten sich unter der Nazi-Herrschaft Leben und Alltag derer, die verfolgt wurden? Ein außergewöhnliches wissenschaftliches Preisausschreiben der Harvard Universität stellt im Jahr 1939 diese Frage und sammelt über 180, zum Teil umfangreiche autobiographische Manuskripte von Emigrantinnen und Emigranten aus dem nationalsozialistischen Deutschland sowie aus Österreich. Der Korpus ist bis heute weitgehend unerschlossen. Detlef Garz widmet sich in umfassender Weise dem Preisausschreiben und rückt die Lebensgeschichten der Teilnehmenden in den Mittelpunkt: ausführliche Erfahrungen des Lebens vor 1933, das (Er-)Leiden, der Widerstand, die erfolgte Emigration zwischen 1933 und 1939 sowie die Ankunft und Neueinrichtung in den aufnehmenden Ländern.

www.shop.budrich.de



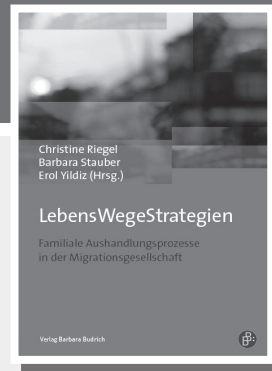
Doreen Cerny,
Manfred Oberlechner (Hrsg.)

Schule – Gesellschaft – Migration

Beiträge zur diskursiven Aushandlung des schulischen Lern- und Bildungsraums aus theoretischer, empirischer, curricularer und didaktischer Perspektive

Der Band nimmt die Schule vor einem diversitätsspezifischen Hintergrund in den Blick und fragt, wie das Thema der Migration für das schulische Handlungsfeld verhandelt werden kann und welcher Stellenwert Diversitäten in unterschiedlichen Ländern Europas im Spiegel der jeweils eigenen Geschichte zukommt. Zudem werden die Potentiale und Herausforderungen, die sich in institutionellen Lern- und Bildungsräumen mit der Beschäftigung von Migrationsaspekten zeigen, erarbeitet.

2019 • 188 S. • Kart. • 24,90 € (D) • 25,60 € (A)
ISBN 978-3-8474-2160-3 • eISBN 978-3-8474-1182-6



Erol Yildiz, Christine Riegel,
Barbara Stauber (Hrsg.)

LebensWegeStrategien

**Familiale Aushandlungsprozesse
in der Migrationsgesellschaft**

Für dieses Buch wurden Lebensstrategien von Migrationsfamilien in marginalisierten Stadtteilen in Deutschland, Österreich und der Schweiz untersucht. Bereits der Titel „LebensWegeStrategien“ signalisiert den spezifischen Fokus auf Lebenserfahrungen von Familien in migrationsgesellschaftlichen Verhältnissen. Gesellschaftliche Bedingungen vor Ort und die Lebenswege, Alltagspraktiken und Strategien sind dabei der Ausgangspunkt der Autor*innen.

2018 • 320 S. • Kart. • 38,00 € (D) • 39,10 € (A)
ISBN 978-3-8474-2117-7 • eISBN 978-3-8474-1105-5



Rita Braches-Chyrek
Charlotte Köhner
Heinz Süner
Michaela Hopf (Hrsg.)

Handbuch Frühe Kindheit

2., aktualisierte und erweiterte Auflage 2022

849 Seiten • Kart. • 76,00 € (D) • 78,20 € (A)

ISBN 978-3-8474-2634-9 • auch als eBook

Die zweite erweiterte Auflage des Handbuchs Frühe Kindheit gibt den aktuellen Stand der Forschung wieder. Es werden dabei sowohl theoretische als auch empirische Forschungsfelder und deren Ergebnisse vorgestellt sowie zusammengefasst. Das Aufwachsen von Kindern in der Dialektik von Abhängigkeit und Autonomie, von den ersten Lebensmonaten und -jahren hin zu relativ selbstständig handelnden Personen, rückt vor dem Hintergrund der sozialwissenschaftlich akzentuierten Ansätze in den ‚childhood studies‘ immer mehr in den Fokus von Forschung und der pädagogischen Ausbildung.

Passend dazu ermöglichen die verschiedenen Beiträge des Handbuchs einen interdisziplinären Blick auf die Forschungs- und Handlungsfelder der frühen Kindheit und der Kindheitsforschung.

www.shop.budrich.de